litz
r
nde
r
unst

Mus. Th. 2838 am (2

Bibl. Henkel 21.6.00

Für
Freunde der Tonkunst.

HEINRICH HENKEL.

Für

Freunde der Tonkunst,

von

Friedrich Rochlitz.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

* 13880

Leipzig, bei Carl Cnobloch.

1830.

1. Bd. +

Gsv. 37931

53 Bsdk.

W I e

Mus.th. 2838 am/12

Bayerische
Staatsbibliothek
München

FREIHERRLICH CARL VON ROTHSCHILD'SCHE BIBLIOTHEK · FRANKFURT A.M.

Veräusserte Dublette
der
Stadtbibliothek
Frankfurt am Main

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

(15893)

Der erste Band dieser Schrift ist mit mehr Aufmerksamkeit und Wohlwollen aufgenommen worden, als zu hoffen ich mir irgend erlaubt hatte; ja, es ist Manches, was er vorträgt oder empfiehlt, schon in das Leben getreten, und man ist sogar so freundlich gewesen, mich zu unterrichten, daß und wie dies geschehen sey. Ich weiß dafür mich nicht anders dankbar zu bezeigen, als daß ich auf diesen zweiten Band, und was ihm etwa folgen möchte, alle mir mögliche Sorgfalt verwende: vielleicht daß dann Aufmerksamkeit und Wohlwollen sich befestigen, jene Wirksamkeit sich ausbreitet, bis Andere aufstehn, die, was ich versucht, weit besser machen, auch

wohl gar meiner dabei gedenken; welches Letztere freilich, die meine Gedanken, Ansichten und Urtheile in ihren eigenen Abhandlungen, Recensionen u. dgl. mich und Jedermann von neuem gedruckt lesen lassen, bisher nicht gethan haben. Nun: es ist ihnen blos um die Sache zu thun gewesen! Auch gut.

Dir aber, geehrter Leser, reiche ich mein Buch mit den Worten beim Seneca: (De Beneficiis, l. 8.) Dono Tibi quod unum habeo: me ipsum; hoc munus rogo, qualecunque est, boni consulas.

Inhalt.

I. Bildnisse.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann, Seite 3.
Ernst Ludwig Gerber, S. 35.
Häusliche Musik:
Emanuele d'Astorga, und
Johann Heinrich Rolle, S. 67.

II. Betrachtungen.

Vom zweckmäßigen Gebrauche der Mittel der Tonkunst, S. 139.
Vom Geschmack an Sebastian Bachs Compositionen, besonders für das Klavier, S. 205.
Der Frühlingstag. Veralten und nicht veralten, S. 230.
Ein guter Rath Mozarts, S. 281.

III. Vermischtes.

Der siebenzigste Geburtstag, S. 307.
Die Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst, S. 328.
Scheller, S. 356.
Das Verhältniß des Kritikers zum Künstler, S. 370.
Commentatiuncula in usum Delphini, S. 398.

I.

Bildnisse.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann.

Folgender Aufsatz ist unmittelbar nach empfangener Nachricht von Hoffmanns Tode geschrieben und einige Wochen darauf in der Leipziger musikalischen Zeitung abgedruckt worden (Nr. 41, v. J. 1822.). Ich habe Bedenken getragen, ihn hier wieder aufzunehmen. Wir haben seitdem eine ausführliche, mit Geist und Sorgfalt verfaßte Biographie H.'s erhalten (Berlin, 1823; in zwei Bänden). Sie ist großentheils aus H.'s eigenen Briefen und andern nachgelassenen Papieren zusammengestellt; der Verfasser und einige seiner Freunde haben diese mit treffenden Bemerkungen und umfassendern Betrachtungen begleitet; es ist dazu — der Verfasser führt dies mehrmals an — auch dieser mein Aufsatz benutzt worden: warum also ihn wiederholen; zumal da

Bayerische Staatsbibliothek München

ich genöthigt war, wie ich mich auch sträubte, in ihm nicht selten von mir selbst zu sprechen — was immer, wenn auch nicht gemißdeutet, doch mit einigem Anstoß aufgenommen zu werden pflegt? — Ich unterdrücke aber meine Bedenklichkeit; und es sey mir erlaubt, Einiges anzuführen, warum ich das thue.

Ich habe Hoffmann in einer der entscheidendsten, und vielleicht in der besten Periode seines Lebens genau kennen gelernt, und wie damals sein Inneres und Aeußeres war oder sich umgestaltete, das kann man schwerlich von Jemand genauer erfahren: auch von ihm selbst nicht — wie wunderlich das klinge. Da nehmlich schon damals seine brennende, brennend umherflackernde Phantasie Alles in ihr Gebiet riß; Alles, sogar was ihm selbst so eben begegnet oder von ihm gethan war; da sich ihm mithin, gewiß ohne sein Wissen und Wollen, Alles phantastisch um- und ausbildete: so war er wirklich, wenigstens über Momente, die eine anziehende Schilderung, eine schlagende Anekdote, eine feine Bemerkung, ein stechendes Witzwort abgaben — zwar stets die frischeste, aber nicht stets die lauterste Quelle, und irgend ein Anderer, der es miterlebte, oder

sich gewöhnt hatte, bei H.'s eigenen Berichten — daß ich so sage — die nackte Zeichnung in dem ausgeführten, hochcolorirten Gemälde festzuhalten, kann wirklich eher dafür gelten — —

Was mehr sagen will: Hoffmann war ganz eigentlich ein Erzeugniß, und auch ein nicht ganz unbeträchtlich eingreifendes Mittelglied, eines höchst merkwürdigen Zeitabschnitts der Geschichte unsrer Tage, wie diese vornehmlich in der nördlichen Hälfte Deutschlands hervortrat. So ist er auch dieses Zeitabschnitts Spiegel, der dessen Bild, wenigstens in einigen Hauptzügen, lebendiger, und darum eingänglicher, wohl auch lehrreicher, zurückwirft, als abgezogene Betrachtungen oder allgemeine Schilderungen. Diesen Zeitabschnitt haben wir eben jetzt, wenn auch nicht in all seinen Folgen, hinter uns — gerade, wollen wir uns betrachtend nach ihm umwenden, weder zu nahe, noch zu fern, um ihn im Zusammenhange zu erkennen und mit Ruhe zu beurtheilen. Das müssen wir aber wahrlich, sollen uns unsre schweren Erfahrungen nützen, und soll auch der jetzige Moment von uns richtig erkannt und heilsam gewürdigt werden. An Gegenstände nun aber, die uns hierzu auffordern und es uns

erleichtern, dürften wir schwerlich zu oft erinnert werden — —

Ferner: Hoffmanns Schriften stiegen, in wenigen Jahren, von sehr Vielen beachtet, rasch, glühroth, rauschend und sausend, gleich Raketen, empor, manche zu beträchtlicher Höhe, wo sie sich dann bald wild zerfahrender Schwärmer, bald erfreulicher Leuchtkugeln, entluden: nun aber, nach wenigen Jahren, scheint man sie auch in so fern wie Raketen zu betrachten, als an diese, haben sie ihren Weg durchschossen, Niemand mehr denkt, außer etwa spielende Kinder, die ihnen mit ihrem entzündeten Papiere nachgaukeln. Das verdienen sie nun nicht; die bessern ganz gewiß nicht. Vielleicht ist die erneuete Erinnerung an den Verfasser auch eine erneuete Erinnerung an sie — —

Endlich, und im Allgemeinen: Wie Jeder an einem gemalten Bilde, woran wirklich etwas Eigenes zu sehen, zwar im Ganzen dasselbe, doch im Einzelnen Anderes und anders siehet: so geschieht dies auch an lebenden Bildern — an Menschen von Eigenthümlichkeit, an ihrem Seyn und Wesen, Sinn und Thun. Freilich scheint damit des Aussprechens eigens Bemerkten

kein Ende zu werden: indeß hat's keine Gefahr; man hört überall zu sprechen auf, wenn Niemand mehr zuhört — —

Bedarf ich einer Rechtfertigung: hiermit hoff' ich sie zu erlangen.

Uebrigens, so leicht es gewesen wäre, aus jener ausführlichen Biographie Hoffmanns jetzt meinen Entwurf zu bereichern, besonders ihn über sein Jugendleben zu vervollständigen, und gewisse Richtungen seines vielseitigen Geistes in späterer Zeit, die hier kaum berührt sind, gleichmäßig hervorzuheben — gebe ich doch lieber das Meinige allein, und im Wesentlichen, wie es war. Hat es Gutes, so liegt dies gerade in dem, was sich wie von selbst macht, wenn man, seines Gegenstandes nicht unkundig, so eben von ihm im Ganzen ergriffen, erwärmt, durchdrungen ist; und das war ich damals durch Hoffmanns frühzeitigen Tod. Nur einige Nebenzüge, gleichfalls aus eigener Erfahrung, füge ich bei, mein Bild mehr zu verdeutlichen; Züge, womit ich die Art der Theilnahme, welche, löblicher Weise, einem kürzlich Entschlafenen dargebracht wird, damals nicht stören wollte.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann war im Wohlstande und manchen andern günstigen Lebensverhältnissen zu Königsberg in Preußen im Jahr 1775 geboren. Für seine Belehrung wurde von frühesten Jahren an nicht wenig gethan: weit weniger, wie er selbst sagte, für seine Erziehung — „Und das war eben der Teufel!“ setzte er hinzu. Es traf ihn in früher Kindheit das größte Unglück, das irgend ein empfängliches Kind treffen kann: er bekam viel Uebels zu sehen, eh' er entgegengesetztes Gute kennen und würdigen gelernt, wie vielmehr, ehe der Glaube daran, die Liebe dazu, in ihm geweckt und einigermaßen befestigt war; er bekam solch Uebels zu sehn fortdauernd, und an Personen, zu denen sonst schon die Natur ihn in Achtung und Liebe geneigt, an welchen schon sie Achtung und Liebe überhaupt in seinem kindlichen Gemüthe geweckt, entwickelt, festgegründet haben würde: ein Unglück, oder vielmehr ein Unheil, dessen Folgen sich durch sein ganzes Leben hinzogen, und fast bei Jedem, mehr oder weniger, hinziehen werden, dem es widerfahren ist. *) Ein sehr fähiger, besonders auch

*) An einem Abende des Winters 1812 war ich mit ihm und einem Freunde in ein ernstes und aus-

schneller Kopf machte, daß ihm Tausenderlei aus den verschiedensten Fächern der Wissenschaften

---

führliches Gespräch über Göthe's Iphigenia gekommen. Von ihr selbst gingen wir über auf den Eindruck, den sie auf uns gemacht, da wir sie zuerst kennen gelernt hatten. Ich versuchte, was mich betraf, diesen aus meinen Jünglingsjahren zu schildern, und zwar den des Ganzen, dann auch einzelner hervorstechender Stellen. Damals noch mit H.'s früher Geschichte ganz unbekannt, kam ich auch auf die köstliche Stelle, wo Iphigenia, im Innern erseufzend, spricht:

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“ ꝛc.

und wo ich die tiefe, süße Erschütterung meines Innersten, wie sie damals mich ergriffen hätte, ja wie sie noch immer, so oft ich sie läse oder hörte, mildrührend in mir nachklänge, mit dankbarem Genuß ausmalete. Hoffmann, ohne mich zu unterbrechen, was sonst nur allzusehr seine Art war, hatte — ich erfuhr das erst hernach von dem anwesenden Dritten: denn ich war viel zu voll meines Gegenstandes, um darauf zu merken — Hoffmann hatte mit stechendem Blick an mir gehangen; dann sprang er plötzlich auf und rannte in den entferntesten Fensterbogen. Das fiel mir auf; befremdet schwieg ich, und wir schwiegen Alle. Nach etwa zwei Minuten, kehrte H. sich rasch um und begann, hinter der Miene und dem Ton leichtsinniger Frivolität die Aufwallung eines ergrimmten und trotzigen Herzens verbergend: Heute Vormittags hab' ich auch Probe auf die Schwestern von Prag gehalten. Es ist doch ein göttlicher Unsinn in dem tollen Dinge ꝛc.

und Künste fast wie von selbst anflog; und nicht Weniges davon blieb auch für immer haften. So kam es, daß ihm, als Jüngling, von dem, was man zur Vorschule des Gelehrten zu rechnen pflegt, schwerlich etwas gänzlich fremd war; und von Mancherlei, was dahin nicht gehört, besaß er auch schon damals eine Vorahnung und Anwandlung. So zeigte er sich z. B. als guten Klavierspieler (der achtbare Componist, Podbielsky, Organist in Königsberg, war sein Lehrer); auch sang er angenehm, vorzüglich komische Stücke. Zugleich that er sich als fertigen Zeichner, am liebsten von Karrikaturen oder sonstigen Phantastereien, hervor; und selbst von einem ausgezeichneten mimischen Talente, für's Komische nehmlich und Burleske, gab er Beweise.

So stand es um ihn, als er in seiner Vaterstadt unter die akademischen Bürger aufgenommen ward und nun sich vorzüglich der Jurisprudenz widmete. Im väterlichen Hause war der Wohlstand gesunken; auch andere Veränderungen waren daselbst vorgegangen, die ihn aus dem sorglosen Leben für den Augenblick, der Thätigkeit und dem Genusse nach, aufrüttelten: da faßte er sich zusammen, beschloß, es mit jener Wissenschaft

ernstlich zu nehmen, um sich seine Zukunft zu sichern; und hielt, wozu er sich entschlossen hatte. Aber nicht nur viel fleißiger war er in der neuen, von mehrern Seiten ihm ungünstigen Lage: sondern auch ein weit geordneteres Leben führte er nun. Und so bewies er schon hier, wie später noch viel entscheidender, er gehöre zu den gar nicht seltenen Menschen, die Unglück viel besser vertragen, als Glück.

Mit rühmlichen Zeugnissen von seinen akademischen Lehrern versehen, begann er seine praktischen Uebungen als Jurist bei der Oberamtsregierung zu Glogau, und wurde, da er sich hier eben so thätig als geschickt zeigte, nicht lange darauf beim Kammergericht zu Berlin als Referendarius angestellt. Bei seinen mannigfaltigen Vorkenntnissen und Vorübungen, bei der außerordentlichen Regsamkeit, Gewandtheit und Unruhe seines Geistes (selbst seines kleinen, leichten Körpers), und bei unwandelbarer Lust und Liebe zur Sache, vergaß oder versäumte er über den reichlichen Beschäftigungen, die ihm sein Beruf auflegte, auch jene früher erlernten Künste und deren Uebung keineswegs: doch blieben sie ihm blos Sache des Vergnügens und der Liebhaberei, so daß er auch

von den flüchtigen Produkten, die seinen Talenten zahlreich entquollen, keinen Gebrauch, außer für den Augenblick, machte. Waren sie da, hatten sie im Augenblick ihm und etwa einigen Bekannten Vergnügen gemacht: so war das gut, und er ließ sie eben so schnell untergehen, als sie entstanden waren. Dichten, ja schreiben überhaupt, außer, was er berufsmäßig mußte — das mochte er nicht; jetzt, und geraume Zeit noch, mochte er's nicht. Er hatte keine Zeit, und, wie er sich einbildete, auch kein Geschick dazu. Selbst lesend, brachte er sich schwer und selten zu Schriften — auch Dichtungen — die nicht gleichsam in Einem Athem genossen werden konnten, oder der Art waren, daß sie in jedem Satze etwas Eigenes, geistig Erregendes darboten, worüber die Unstetigkeit das Ganze, wenn auch nicht aus den Augen, doch gewissermaßen in den Hintergrund gestellt seyn lassen, und die Hast allenfalls anfangen und enden konnte, wo und wann sie wollte. So wurden Hippel, sein Landsmann, und Jean Paul, vor Allen seine Lieblinge — —

Bei der neuen Preußischen Organisation Polens, die das Land mit fremden Beamten und Verwaltern überschwemmte, wurde Hoffmann

(im Jahr 1800) als Regierungsassessor in Posen angestellt; nach Jahr und Tag von neuem versetzt, und endlich (1803) als Regierungsrath nach Warschau befördert. In Polen, und besonders in dieser höchstregsamen, immer neu bewegten und ganz eigens vom Verschiedenartigsten zusammengesetzten Hauptstadt, gab es nun viel Neues für ihn, zu beobachten, zu thun, zu erfahren, zu genießen. Das war ihm eben recht. Er warf sich in die Brust, richtete sich schön ein, arbeitete fleißig, wenn gleich weniger in Beharrlichkeit, als sprung- und stoßweise, setzte auch seine Liebhabereien fort, lebte vergnügt, und sahe, da seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden waren, einer höchstvortheilhaften, ja glänzenden Laufbahn entgegen. Auch verheirathete er sich mit einer jungen Polin, und schloß einen Freundschaftsbund mit den geistvollen, dort gleichfalls angestellten Männern, Hitzig und Zacharias Werner; welchem letztern er jedoch in spätern Lebensjahren nichts weniger, als treu geblieben ist — wie vorzüglich seine „Serapions-Brüder" nur allzuklar und kaum verzeihlich darthun.

Kaum hatte Hoffmann in diesen günstigen Verhältnissen sich fest- und zurechtgesetzt, als

(1806), mit der Umwälzung der Dinge in Preußen, auch die in Polen urplötzlich und höchst unerwartet hereinbrach. Er sah sich mit Eins in den allgemeinen Strudel hineingerissen. Alle Preußischen Beamten wurden, und nur allzuschnell, auch ohne irgend eine Unterstützung, entlassen, ja vertrieben: da verlor denn auch H., der an Zurücklegen einer Habe bis dahin noch gar nicht gedacht, auch bei so kurzer Zeit und mehrmaliger Versetzung nicht wohl hatte denken können, mit einemmale Amt, Versorgung, Wohnplatz, ja auch, bis vielleicht die Dinge von neuem einen großen Umschwung erführen, jede Aussicht auf eine neue Anstellung oder sonstige Sicherung seines Lebens. Aber Kopf, Lebensmuth und Lebenslust verlor er nicht. Er ging nach Berlin und war schnell entschlossen, vorläufig, was ihm bisher als Liebhaberei gedient, zum Broterwerb zu benutzen: er wollte Musikunterricht geben. Geachtete Männer vom Fach, denen er sich mittheilte, namentlich sein Landsmann Reichardt, suchten ihm dazu behülflich zu seyn; es gelang auch einigermaßen: aber bei der damaligen höchst beunruhigten und bedrängten Lage der meisten wohlhabenden Familien, und bei der

beträchtlichen Anzahl schon am Ort accreditirter Musiklehrer konnte daraus nicht viel, und kaum das tägliche Brot kommen. Das, wie jede Noth, minderte nicht H.'s Muth und Energie, sondern hob sie vielmehr. Da sich nicht absehen ließ, wie lange dieser Zustand dauern und H. auf solchem Wege sein Fortkommen zu suchen genöthigt seyn würde, wollte er sich in jener Kunst, der Nothhelferin, fester setzen, und in ihr zu Bedeutenderm, hoffentlich auch Vortheilhafterem, sich fähiger machen; und so begann er, fast in allen Freistunden, mit dem Eifer und der Beharrlichkeit, die in Bedrängniß immer sein Stolz und seine Freude waren, die ernstesten, strengsten Studien und Uebungen in der Composition, und zwar gleich in den schwierigsten Gattungen derselben. So schrieb er z. B., nachdem er Mozarts Requiem aufs genaueste sich zu eigen gemacht, blos zu seiner weitern Bildung, Uebung und Befestigung, gleichfalls ein Requiem, fast so lang, als jenes, in ähnlichem Sinne gedacht, und, so weit er's vermochte, in ähnlichem Style verfaßt. Er hat dies Werk nie zur Ausführung gebracht, nie zur Ausführung bringen wollen, aber später mir mitgetheilt; ich kann nicht anders,

als also darüber urtheilen: Wie nahe es auch an das Vorbild erinnert, nach dem es gearbeitet ist, so fehlt es ihm doch nicht an Originalität der Erfindung im Einzelnen, und noch weniger an Innigkeit und Kraft des Ausdrucks; die Ausführung des Technischen aber — bedenkt man, wie schwierig dies eben hier, und daß die Rede von eines Dilettanten erstem Probestück dieser Gattung und dieses Styls ist — wird man bewundern müssen.

So brachte Hoffmann fast zwei Jahre hin — blutarm, mit trockenem Stundengeben belastet; aber für sich selbst, nach freier Wahl höchstthätig, und darum auch frisch und fröhlich: da errichtete Graf Soden (1808) eine stehende Bühne in Bamberg und wählte ihn zum Musikdirector derselben. Das war eine Herrlichkeit! und was gab es da nicht alles zu thun, und mit einem meist jungen, flinken, unternehmenden Schauspieler-Völkchen! Auf H.'s Betrieb versuchte man sich mit Allem: dem Höchsten und Niedrigsten, dem Würdigsten und Fratzenhaftesten; selbst Heiligen-Geschichten, und in denselben Himmel und Hölle nach alten Kirchenbildern wurden dargestellt, und von der Menge, so lange sie nicht durch secirende

Kritik oder verhöhnenden Vornehmheit irre gemacht war, vollkommen nach Wunsch aufgenommen. So rasselte der leichte Thespiskarren rasch auf neugeebneter Straße dahin — aber, wie das nicht fehlen konnte, nur eine kurze Zeit. Dann holperte es, und holperte immer mehr, so daß H., um ihn nur noch vom Fleck zu bringen, den Musikdirector, Gelegenheits-Componisten, Regisseur und Arrangeur, sogar den Theatermaler, und was sonst noch, in seiner einzigen, kleinen, behenden Person vereinigen mußte. Da konnte er denn auch Stoff im Ueberfluß für sein späteres, anziehendes Werkchen, „die Leiden und Freuden eines Theaterdirectors," sammlen. Endlich ging's gar nicht mehr; das Fuhrwerk gerieth in tiefen Sand — durch wessen Schuld, lohnt nicht die Mühe, jetzt noch zu fragen; es zerbrach, die Passagiere wurden ausgeschüttet, jeder, mehr oder weniger zerschellt, hinkte da- hinkte dorthinaus, so gut oder schlecht er eben vermochte, und Hoffmann, immitten des durch einander geworfenen Gerülles, stand, sahe den Wirrwarr klagend und lachend an, und fragte: was nun? — Ich erinnere mich kaum, etwas Possierlicheres gehört zu haben — und gesehen, als wenn Hoffmann

den Verlauf dieser Theatergeschichte erzählte, und ihre Hauptscenen nicht nur in geflügelten, einander überbietenden Worten schilderte, sondern mit quecksilberner Beweglichkeit auch wie in Handlung darstellte.

So spaßhaft diese Geschichte und auch die dadurch herbeigeführte Lage Hoffmanns in der Erinnerung war, so ernsthaft war sie in der Gegenwart. Er hatte nun wieder gar Nichts, und auch wieder nicht einmal eine Aussicht, oder auch nur ein Mittel, sich diese zu eröffnen. Er schlenderte einige Zeit hin mit jugendlichen Bekannten, die im Wohlstand lebten und ihn durchschleppten, wofür er sich durch seine immer aufregende und oft höchstbelustigende Gesellschaft abfand. Doch das konnte nicht lange ausdauern; und hätte es gekonnt, er würde selbst nicht lange ausgedauert haben: dazu besaß er zu viel Ehrgefühl und zu viel edleren Geistesfonds. Da schrieb er denn an den Redacteur der Leipziger musikalischen Zeitung, und ich war damals dieser Redacteur — wußte aber von H. noch gar nichts. Der Brief liegt vor mir; er ist so geistvoll und witzig, auch so heiter und blühend geschrieben, als irgend etwas, das jemals von H. ausgegangen ist. Er

erzählt darin, was er für nöthig hielt, den frühern Gang seines Lebens zu übersehen (das Vorhergehende ist meist aus ihm genommen), dann seine letzten Schicksale, und nun, auf sehr lustige Weise, seine gegenwärtige Lage, wie er eben gar nichts sey, gar nichts habe, aber alles wolle, er wisse nur nicht, was? Das hoffe er denn von jenem Redacteur zu erfahren: aber es müsse, wenn irgend möglich, sogleich geschehen; denn Hunger thue ihm weh, wenn gleich nicht seiner, doch der seiner Frau; und nur Eins, das etwa zu befahren, würde ihm noch weher thun: Geld ohne Arbeit. Arbeiten wolle er; müsse es seyn, selbst schreiben — entweder in dem Fache, was das Volk „dummes Zeug" nenne, oder auch in musikalischen Angelegenheiten, was am Ende auch wenigstens daran streife. Zum Beweise, er vermöge im Letztern etwas, legte er jenes Requiem bei. — Der Redacteur sprach in derselben Stunde mit dem Verleger. Dieser ging sogleich in seine Vorschläge ein und versprach für H. eine Entschädigung, wie sie irgend das Institut zulasse. Nun wurde sogleich geantwortet. Man drang in H., zu schreiben, und zwar, wäre es möglich, wie er seinen Brief geschrieben habe; man bot ihm zur

Bekanntmachung die musikalische Zeitung und vom Verleger die versprochene Entschädigung an; man that ihm, um sein Verlangen genauer zu erfüllen, und auch, aus redactorischer Gewissenhaftigkeit, um ihn selbst von verschiedenen Seiten näher kennen und umfassender beurtheilen zu lernen, folgende bestimmtere Vorschläge: eine Erzählung oder Charakterschilderung von einem Musiker auszuarbeiten, der in spätern Lebensjahren ohngefähr bis auf den Grad, wie der tiefsinnige Friedemann Bach, seit er umherzog, verrückt, dabei aber in seiner Kunst, wie eben jener auch, zwar verworren und launenhaft, aber kühn und groß, und nun durch irgend eine fixe Idee — etwa, wie jener durch die, der Geist seines Vaters, Sebastian, sey in seinen schlechten Leib verwiesen, dafür, daß er den Haufen seiner wilden Jungen so oft durchgegerbt; so durch die, er sey Mozart, oder Händel, oder solch ein Heros, theils näher individualisirt und glücklich in seiner Existenz, theils gewissermaßen komisch und überhaupt den Lesern interessanter würde. Zugleich sandte man ihm die, eben in den Händen der Notenstecher befindliche, große, herrliche Symphonie Beethovens aus C moll, in Partitur, mit dem

Gesuch, darüber sich auszubreiten, möchte es nun in einer eigentlichen Recension geschehen — deren es aber bei solch einem Werke und solch einem Meister kaum bedürfe, oder in einer Betrachtung, in einer Phantasie über diese Phantasie, in einem Kunstwerke über dies Kunstwerk, wie der Geist es ihm eingebe und es ihm selbst gefalle. In zehn Tagen schon ging beides ein. Rufen die Leser sich diese Betrachtungen über Beethovens Symphonie, und den Kapellmeister Johannes Kreisler — von nun an, wie in Jean Pauls meisten Schriften Leibgeber, Schoppe, und wie er sonst heißt, so in den meisten Schriften H.'s, eine feststehende Person — aus der musikalischen Zeitung oder den „Phantasiestücken in Callots Manier," zurück, und zugleich, daß diese Arbeiten erste Proben waren: so werden sie auf unsers Autors bewundernswürdige Fähigkeiten schließen können; als warum dieser ganze Vorfall zunächst erwähnt worden ist. Denn, indem ich ihn so treuherzig hinerzähle, will ich wahrlich nicht etwa einiges Verdienst noch einigen Antheil an diesen geistvollen Erzeugnissen mir beimessen. Nicht im geringsten. Die äußere Veranlassung, die überdies hier nicht einmal ganz

uneigennützig gegeben war: was ist denn diese, bei solchen Dingen überall, nach vernünftiger und gerechter Würdigung? — Uebrigens sey hierbei vorausgenommen, daß Hoffmannen jenes Institut noch manchen geistvollen, sehr schätzbaren Beitrag in der Folge zu verdanken gehabt; obgleich jene beiden wohl die vorzüglichsten seyn möchten. H. blieb überhaupt der musikalischen Zeitung so lange zugethan, bis andere Verleger, um des Beifalls willen, den seine Schriften gefunden, ihm weit beträchtlichere Vortheile boten, als ihm dort geboten werden konnten, er aber gewohnt worden war, viel Geld zu verbrauchen und darum nach vielem Gelde zu streben — —

Jetzt verblieb Hoffmann noch in dem muntern, freundlichen Bamberg. Nicht lange darauf aber traf sichs, daß die Operngesellschaft, die des Sommers auf dem Bade bei Dresden, des Winters in Leipzig spielte, in Herrn Bierey ihren Musikdirector verlor. Es wurde an letzterm Orte eingeleitet, daß H. zu dieser Stelle berufen ward; man unterhandelte an seiner Statt einen beträchtlichern Gehalt, als er in seiner Sorglosigkeit selbst verlangt hatte, und so übernahm er diesen Posten mit großem Vergnügen (1812).

Die kriegerischen Vorfälle in und um Dresden, wohin er sich zu der Gesellschaft vorerst zu begeben hatte, machten auf seinen höchstregsamen, durch alles ihm Neue und wahrhaft Bedeutende angezogenen Geist eher einen beglückenden, als einen beunruhigenden oder gar niederschlagenden Eindruck. Er war überall, wo es was Rechts zu sehen oder zu hören gab; gerieth dabei einigemal in offenbare Lebensgefahr, was ihn aber nicht im geringsten störte; und behielt doch noch Zeit und Kraft genug, seinem neuen Amte nicht übel vorzustehen. Im Herbste dieses Jahres reisete er mit der Gesellschaft nach Leipzig, wo ich ihn dann zum erstenmale sahe, und mich von da an seiner geistvollen, höchstbelebten Unterhaltung und unverwüstlichen guten Laune oftmals erfreute. — Auf jener Reise traf ihn übrigens das Unglück, daß die schwere, unbehülfliche, mit Waaren belastete Postkutsche umwarf. Er selbst wurde zwar nur leicht, seine Frau aber lebensgefährlich verwundet, und da besonders ihr Kopf schwer verletzt war, konnte sie nur nach mehrern Monaten gänzlich wieder hergestellt werden.

Diesen Unfall abgerechnet lebte Hoffmann, jetzt unter uns und den nächsten Sommer in Dresden,

vollkommen zufrieden und glücklich; zog auch so mit dem Herbste wieder bei uns ein. Wie er nun aber einen ruhigen, gesicherten Zustand bisher sein ganzes Leben hindurch nicht lange ertragen hatte, so geschah' es auch hier. Er bekam Händel, erst mit manchen Mitgliedern der Operngesellschaft, dann mit dem Director, der zwar als solcher sehr unfähig, aber ein redlicher, zuverlässiger Mann war, dem, bei seinem Phlegma, hart an den Leib getreten werden mußte, wenn er losbrechen sollte. Bei einem heftigen Ausbruche des Verdrusses von beiden Seiten kündigte H. seine Stelle plötzlich auf und trat auch sogleich ab.

Hiervon hatte er sich keineswegs abhalten lassen, daß eben damals die ungeheuern Kriegsheere der Stadt naheten, die weltbewegende Völkerschlacht sich vorbereitete, Jeder sonst, in bänglichster Erwartung, was ihm noch eigen um so fester hielt, und er selbst von heftigen Anfällen fliegender Gicht zu leiden begann. Während der Tage der Schlacht und der harten Bedrängnisse, die unmittelbar auf sie folgten, hatte wohl Jeder vollauf zu denken und zu thun, um nur für das Allernächste zu sorgen; und so konnte auch ich nicht nach ihm fragen. Nach den ersten Wochen aber

suchte ich ihn auf. Ich fand ihn in einem der geringsten Theile der Stadt, einem der geringsten Gasthöfe, einem der geringsten Zimmer desselben. Da saß er, auf einem schlechten Bett, wenig gegen die Kälte verwahrt, die Füße von Gicht herauf- und zusammengezogen. Die Frau saß still und sehr niedergeschlagen an seinem Lager. Er hatte ein Bret vor sich liegen und darauf schien er beschäftigt. Mein Gott! rief ich, wie steht's denn um Sie? — „Es steht gar nicht: es liegt; und krumm genug.“ — „Was machen Sie denn da?“ — „Karrikaturen, auf Napoleon und seine verwünschten Franzosen. Ich erfinde, zeichne und colorire sie. Ich bekomme für jede von . . ., dem Knauser, einen Dukaten.“ Und wirklich sind die meist geistvollen, sehr possierlichen Blätter dieser Art, die damals gestochen erschienen, von Hoffmann. — Guten Muths, mit den tollsten Einfällen gespickt, gab er nun die Erzählung zum Besten, wie er sich in diesen Wochen durchgebracht; es war eine Geschichte, wie sie in dem Innern des Zuhörers Bewunderung und Mitleid, Schmerz und Freude, nicht sowohl wechselsweise, als mit einander erregen mußte. — Es wurde, so gut es damals möglich, das Dringendste für

ihn gethan: er ließ es geschehen, ohne eben viel daraus zu machen; was denn auch in seiner Weise ganz folgerecht war.

Von diesem seinem Lager aus, und zerrissen durch Gichtschmerz, den er verachtete, schrieb er an den königlich-preußischen Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, nach Paris, wohin dieser den siegenden Heeren gefolgt war; und, ohngeachtet der ungeheuern Summe höchstwichtiger und höchstdringender Geschäfte, die diesen Staatsmann damals belasten mußten, erhielt H. doch schon nach einigen Wochen Antwort, Unterstützung, und tröstende Zusage, sobald als irgend möglich nun, bei veränderten Umständen, wieder angestellt zu werden. Als H. mir dies mittheilte, konnte ich mich nicht enthalten, in Bewunderung auszubrechen. Nun, sagte er, mit Eins wie verwandelt: bin ich denn ein Hund, den man verkrümmen läßt, wenn man mehr zu thun hat? oder sind uns die Herren nicht schuldig, das Möglichste zu thun, da wir ihnen ihr Spiel machen helfen, statt daß wir das unsrige gewinnen könnten? —

Der Frühling war gekommen; er wirkte wohlthätig auf Hoffmanns Gesundheit, und jetzt erschien auch wirklich schon die Erfüllung jener

Zusage: H. wurde als Kammergerichtsrath nach Berlin berufen und ging nach wenigen Tagen dahin ab. Bei seinem Abschiedsbesuche fuhr er noch mit Hast und scharfer Galle heraus über eine Recension seiner kürzlich erschienenen „Phantasiestücke" rc. in der musikalischen Zeitung, wo zwar mit frohem Antheil alles Rühmenswerthe des Buchs hervorgehoben, doch auch mit wenigen und keineswegs unbescheidenen Worten bemerkt war, was ja kein Mensch verkennen konnte — er ahme im Styl, und einigermaßen in der Form überhaupt, den Jean Paul nach, welcher aber nur in seiner Originalität erkannt und genossen, nicht nachgeahmt seyn wolle; und, er lasse den, wiewohl verzauberten Hund Berganza seine Natur zuweilen gar zu sehr vergessen und sprechen, als wäre er's selbst, der Autor. H. wußte recht gut, daß ich die Recension geschrieben: hatte er mich doch selbst darum ersucht! Er fuhr nichts desto weniger arg umher. Ich wollte ihm Einhalt thun: das reizte ihn nur noch mehr; nun schwieg ich gänzlich und sahe ihn nur unverwandt an: da schüttete er sich denn vollends aus, reichte aber dann die Hand hin, lachte und ging. — Ueberhaupt hatte man — alle seine Freunde

werden mir das bezeugen — mit dem Manne sein Kreuz; und doch mochte man, hatte man ihn einmal erkannt und liebgewonnen, nicht von ihm ab. —

Ueber den Rest seines Lebens kann ich nur kurz seyn. Jenes Werk, dem Jean Paul eine treffliche Vorrede vorgesetzt und damit viel zu seiner schnellen Verbreitung beigetragen hatte, fand ausgezeichneten Beifall; H.'s Ruf als Schriftsteller, so wie seine Fächer als solcher, waren damit bestimmt; sein Leben wurde in so fern ein öffentliches: und da nun seitdem nur wenig Zeit verflossen ist, so muß ich voraussetzen, es sey Denen, die überhaupt an H. theilnehmen, nicht unbekannt. Weil aber hier H.'s, des Musikers, besonders zu gedenken ist, so dürfen wir noch einen Moment aus jener Zwischenzeit, nachdem er vom Theater abgegangen und ehe er in seinen neuen Posten zn Berlin getreten war, nicht übergehen.

Er hatte den Dichter Fouqué gebeten, seine meisterhafte Undine für ihn zu einer großen, romantischen Oper einzurichten, und dieser, gefällig und rasch wie immer, hatte es gethan. Das Gedicht enthält auch in dieser Form ungemein

schöne Scenen: aber niemals kann aus einem trefflichen Romane, und um so mehr als er das ist, ein treffliches Schauspiel werden, schon um der beiden Gattungen eigenen Grundprincipien willen, die einander entgegengesetzt sind, und wegen der großen Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gegenstände auf uns machen, je nachdem sie unmittelbar durch die äußern Sinne oder vermittelst der Phantasie in das Gemüth dringen. Hoffmann übersahe das oder beachtete es nicht; er setzte das Gedicht mit brennender Lust und Liebe, aber auch, seinen Talenten alles zutrauend, mit Hast und Eile, noch in Leipzig in Musik, und brachte es sodann in Berlin auf die Bühne. Ich habe die Oper nicht aufführen sehen, aber die Partitur, ehe es hierzu kam, vom Componisten mitgetheilt bekommen. Oeffentlichen Nachrichten zufolge machte das Stück zwar einiges, doch nicht das gehoffte Glück. Mehrere einzelne Gesangstücke gefielen ungemein; man fand sie originell und ausdrucksvoll; die Charakteristik, wenigstens Undinens und Kühleborns, treffend und gehalten: aber das Ganze wollte sich nicht als ein wahres Ganzes hervorheben, nicht als ein solches eingreifen; es verflatterte in der Wirkung,

wie ein Gemälde, das zwar gut und eigenthümlich, auch in einzelnen Partieen schön und reizend, aber von zu zerstreutem Licht und ohne erfahrne Gruppirung ist. Es ließ sich diesen Nachrichten um so eher Glauben beimessen, da sie fast durchgehends bestätigten, was, nach genauer Durchsicht des Gedichts und der Musik, indem man sich im Geiste vor die Bühne versetzt, erwartet, und auch H., auf sein drängendes Fragen, aufrichtig gesagt worden war. Er war aber dadurch nicht zur geringsten Abänderung, nicht einmal zur Verlegung einiger Stücke, die, wo sie nun standen, einander drückten und Eintrag thaten, die auch ohne allen Nachtheil des Verlaufs umgestellt werden konnten, zu bewegen. Nach stundenlanger Erörterung brach er vielmehr heraus mit Sarkasmen und burlesken Einfällen über die Kritik überhaupt, „das alte, blödsichtige Scheuerweib;" er, der, wenn auch nicht in schulgerechten Recensionen, fast alles kritisirte, was im Himmel und auf Erden ist — und oft wie scharf, wie schneidend! O Gott! rief er und rannte umher; könnte ich doch nur einmal eine allmächtige Kritik über die Kritik schreiben, die diese mit Einem Happ auffräße, und — zerplatzte

vom fetten Fraß! — Alles mußte heraus; da es aber heraus war, wurde er wieder sehr freundlich, hunzte sich selbst aus, packte guter Dinge seine Partitur zusammen und ging. — Die Composition aber, wenn sie auch nach jenem ihrem ersten Geschick nicht weiter zur Vorstellung kommen sollte, bleibt doch, nicht nur theilweise von wahrhaft bedeutendem Kunstwerth, sondern auch eine Merkwürdigkeit, bedenkt man, daß sie von einem Manne herrührt, der für Musik nur in wie weit sie zu seinem Vergnügen dienen sollte erzogen war, und so vieles höchstverschiedene Andere, darunter auch nicht Weniges so vorzüglich leistete. —

Noch eine Eigenheit, die damals schon H.'s Bekannte mit Sorge bemerkten, muß, um der Folge willen, wenigstens berührt werden. Er konnte, und, wie es schien, ohne daß er sich irgend Gewalt anthat, wochenlang unverändert mit der einfachsten, ja geringsten Kost fürliebnehmen: dann kam aber mit Eins, und ohne alle gegebene Veranlassung, eine Begier zum Schlemmen über ihn, welcher er sich nun ohne Hehl überließ, so weit und so lange die Kasse es irgend verstatten wollte. —

Ueber seine Thätigkeit als Geschäftsmann in Berlin bin ich nicht weiter unterrichtet, als es durch den Ruf und öffentliche Blätter auch Andere sind. Er war als solcher reichlich beschäftigt, lieferte treffliche Arbeiten, und genoß dafür ausgezeichnete Achtung, auch nicht gewöhnliches Vertrauen. Beweise davon sind schon, daß man ihn sogar auf einige Zeit bei der Commission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe anstellte, und daß der Fürst Staatskanzler ihm Zutritt zu seinem Hause, nicht selten auch zu seiner Tafel, verstattete. H. war in seinem Amte aber auch reichlich bezahlt. Dieser Vortheil nun, und noch mehr die für einen Deutschen sehr hohen Zahlungen, die ihm jetzt von den Verlegern seiner, einander schnell folgenden Schriften zukamen, reizten ihn und setzten ihn in den Stand, jener zuletzt angeführten, unglücklichen Eigenheit sich öfter zu ergeben. Dieses, was durch die Sucht vieler Gesellschaften, mit ihm und seinem Witze zu prunken, noch genährt wurde; mehr wohl aber noch der große Ruf, den seine Schriften erlangt hatten durch das Geistvolle in ihrem Inhalt, durch das Besondere in ihren Formen, und dadurch, daß sie mit Vorliebe Gegenstände

berührten, die eben damals Viele berührt haben wollten, daß sie dies in einer Weise thaten, die Viele gleichfalls wollten; und der Andrang der Buchhändler um immer Neues, vieles Neue, recht wunderliches Neue — dies, was vereinigt einstürmte auf sein höchstreizbares, im Grunde doch ohne ausdauernden, innern Widerhalt umhergerissenes Wesen, wurde, wenn nicht Schuld, doch nur allzumächtige Veranlassung, daß er den Beweis für unsere Behauptung, er habe Unglück weit besser getragen, als Glück, fortan immer auffallender lieferte. Er arbeitete, und oft mit gewaltsamer Ueberspannung, ja er wohnte fast gänzlich im Weinhause; so daß auch, wer ihn zu sprechen wünschte, selbst der Fremde, dorthin gewiesen werden mußte. —

So treibt es nun Keiner lange; und so geschah es denn, daß Hoffmann schon im achten Jahre seit seiner Anstellung in Berlin, im sieben und vierzigsten seines Lebens, am 25sten Junius 1822 verstarb. Die Krankheit, die ihm den Tod brachte, war kurz, aber furchtbar; er ertrug ihre und mancher Rettungsversuche heftige Schmerzen mit Muth, ja mit Spott, und blieb sich fast bis zum letzten Au-

genblick seiner selbst bewußt, fast bis zum letzten Augenblick gleich — —

Es kann und wird Keinem ein Zweifel beikommen über das reiche Maß an geistigen Fähigkeiten der verschiedensten Art, das H. von der Natur zugetheilt war: aber Denen, die ihn näher gekannt, auch keiner, daß zugleich in seiner Willenskraft ein mächtiger Schwung und eine große Energie, besonders aber eine Hartnäckigkeit und Zähe lagen, die Achtung erzwingen und bewunderndes Anerkenntniß verdienen. In der Ausbildung und Verwendung von all diesen herrlichen Gaben war er, wir wiederholen es, ein Kind seiner Zeit, in wiefern diese liebte, nach den verschiedensten Seiten hin ein Aeußerstes anzustreben. Diese leitete ihn, dieser gab er sich hin; diese hat dafür ihn gehoben, getragen und aufgerieben. —

Ernst Ludwig Gerber.

Spiegelt Hoffmanns Bild, selbst in diesem Umrisse, mehrere Hauptzüge der Eigenthümlichkeit letztverflossener Zeit zurück: so kann das Bild des Mannes, den hier die Ueberschrift nennt, uns dieselben Dienste für die ihr letztvorhergegangene leisten; und darum weise ich ihm diesen Platz an. Die Parallele zwischen beiden Männern und beiden Zeitabschnitten zu ziehen versage ich mir: es ist, hier und allerwärts, weit mehr mein Wunsch, eigene Urtheile zu veranlassen, als die meinigen geltend zu machen. Auch einer weitern Einleitung enthalte ich mich. Wo alles so e nfach war, wird auch der Bericht so seyn sollen.

Indem ich nun aber meinen Stoff übersehe, dringt sich mir die alte Erfahrung von neuem auf: leicht ist es, über Personen von manchfach

gemischtem Charakter, hervorleuchtenden Eigenheiten, wechselnden Schicksalen und verschiedentlich ausgreifender Wirksamkeit, etwas zu sagen, das gemischte Leser anzieht, vielleicht auch festhält; schwer aber ist dies bei Männern von höchst schlichtem Wesen und Charakter, deren Geschick gleichsam mit Eins sich für immer entschieden, deren Leben, wenn auch noch so wohlgefällig, deren Thätigkeit, wenn auch noch so bedeutend, in stiller Gleichmäßigkeit sich fortbewegt, und eben so geendet hat. Unser Gerber aber gehörte in einem Maße, wie selten ein öffentlich mit so vielem Erfolg wirksamer Mann, unter die Personen der letztern Art. Da mögen denn seine Freunde und Bekannten, da mögen auch andere Leser mit dem fürlieb nehmen, was ich aus sichern, aber nicht reichen Quellen, hier über ihn mittheile; und ist das wenig, ist es auch keineswegs hervorstechend, dies lieber einer Unfähigkeit, die Aufgabe befriedigend zu lösen, als einem Mangel an lebendiger Theilnahme am Gegenstande, oder an sorgsamer Bemühung um dessen Darstellung zuschreiben.

Ernst Ludwig Gerber (geboren den 29. September 1746), war der Sohn eines ernsten,

wohlwollenden, christlichfrommen Mannes, der als tüchtiger Mechaniker und gründlicher Tonkünstler sich Achtung erworben hatte. Er hieß Heinrich Nikolaus Gerber, und starb 1775, als fürstlich-schwarzburgischer Hoforganist *). Der Vater ehrte und liebte seine Kunst; empfand aber auch — in frühern Jahren das Drückende, in spätern das Aermliche und Beschränkte der bürgerlichen Lage, in die sie, damals wenigstens, die meisten von Denen versetzte, welche ihr das ganze Leben darbrachten: so wollte er denn, daß sein Sohn zwar für sie gebildet würde, doch aber in ihr mehr seine Freude und ein Hülfsmittel seiner Subsistenz, als seinen bürgerlichen Beruf fände. Er bestimmte daher den

*) Heinr. Nicol. G. war, als Musiker, ein Schüler des großen Joh. Sebast. Bach, und Genosse mehrerer trefflicher Zöglinge desselben; Kirnbergers, Stölzels, Scheibe's u. A. Er hatte in Leipzig, neben der Musik, Jurisprudenz studiert; was ihn auch fähig machte, für seinen Fürsten nicht in jenem Amte allein thätig zu seyn: eben wie hernach der Sohn. Als Mechaniker hat er nicht wenige, damals bewunderte, musikalische und andere Instrumente verfertigt; als Componist sich vornehmlich durch Orgel- und Kirchenmusik in seines Meisters Manier gezeigt.

Sohn, da das Lebhafte seines Temperaments, und das Unbehutsame, das Derbe seines ganzen Wesens, ihn zur Theologie nicht sonderlich zu eignen schienen, für die Jurisprudenz und deren praktische Handhabung im Leben; obgleich er ihn lieber jener gewidmet hätte. Die Kinder hat man von Gott, und wie sie sind, sind sie: da muß man nicht hineinstören, sondern sich fügen. Das war des Vaters Grundsatz. Solchen Ansichten und Absichten gemäß legte er den ganzen Plan der Erziehung, Leitung und Fortbildung — schon des Knaben, und dann mehr noch des Jünglings, an: dieser aber, gewohnt seinen Vater zu ehren, und, was von diesem komme, schon darum weil es von diesem komme, zu befolgen, fügte sich willig in alle nöthig scheinende Vorkehrungen und Beschäftigungen, obschon ihn die Neigung immer vorzüglich zur Tonkunst hinlenkte *).

Und so finden wir ihn, von 1765 an, auf der Universität Leipzig als einen armen, aber

*) Gerber selbst spricht darüber umständlich im Neuen Lexikon der Tonkünstler, II., 293 folgg., weshalb ich es nur kurz und summarisch berühre. Ein Gleiches geschieht in der Folge mit seinen Compositionen und kleinen frühern oder spätern Schriften; und aus demselben Grunde.

fröhlichen Studenten, der, emsig und pflichtgetreu, außer den allgemeinen, jeder höhern Bildung nöthigen Wissenschaften, sein Jus treibt, und dabei unter seinen Gefährten als stattlicher Jüngling und ausgezeichneter Musiker keines geringen Ansehens genießt; denn, was das letzte anlangt, so ist er schon damals gründlich belehrt über die Theorie und manche Haupttheile der Geschichte der Tonkunst; ist auch ein sehr geübter Klavier- und Orgelspieler, ein fähiger, allezeitfertiger Componist für's Haus, und wird, weil es eben bei ihren geselligen Uebungen an einem guten Bassisten fehlt, gar bald auch ein tüchtiger Violoncellist.

Als solcher wurde nun G. bald darauf auch im Orchester, der öffentlichen Concerte sowohl, als des Theaters, angestellt; und wenn das allerdings zunächst zu seiner Vervollkommnung auf diesem Instrumente gereichte, so diente es ihm doch auch zur Bereicherung seiner musikalischen Kenntnisse und zur Erweiterung seines Geschmacks, so wie es (er rühmte dies lebenslang ganz besonders) zu seiner großen Freude, zur Erhebung seines durch höchstbeschränkte Verhältnisse bedrängten Muthes und zu beglückender Anfrischung

seines gesammten innern und äußern Lebens entscheidend beitrug.

Und in der That: wenn man sich erinnert, daß damals Hiller die schon seit früherer Zeit bestehenden, wöchentlichen Concerte nun nach klaren, sichern, wahrhaft kunstgemäßen Zwecken anzuordnen und zu leiten anfing; daß er für dieselben die Schröder und die Schmehling (nachher weltberühmt als Mara) gebildet hatte, die nun beide, als schönste Zierden dieses Instituts, fast jeden Abend neben Virtuosen, wie Göpfert, auftraten; wenn man dazu nimmt, daß das Musterbild aller denkenden und das Beste ihrer Kunst beabsichtigenden Schauspieldirectoren — daß Koch (in spätern Lebensjahren) damals Schauspiel und Oper in Leipzig, nicht ohne Mitwirkung Lessings, Weiße's, Hillers, Ekhofs und anderer verdienstvoller Männer, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht; daß namentlich, was Musik betrifft, eben die kleinen Opern Weiße's und Hiller's, die größern italienischer und französischer Meister, zum ersten Male hier auf deutscher Bühne erschienen, und daß alles dies damals ein Publicum fand, dem es nicht nur ganz neu, sondern das auch selbst dafür

ganz neu war, mithin vollkräftige Empfänglichkeit, lebendige Theilnahme und frischen Sinn, das Achtung dafür, Freude daran schon mitbrachte, das nicht am Einzelnen hing, nicht kalt beobachtete, um zu kritteln, nicht krittelte, um für kennerisch angesehen zu seyn, und von dem noch im Geringsten nicht zu sagen war:

„Auch haben sie gewaltig viel gelesen —“: wenn man sich dessen erinnert: so kann man sich jene Wirkungen auf junge Männer, wie Gerber, nicht nur leicht denken, sondern auch diesem mit Ueberzeugung beipflichten, wenn er irgendwo fragt: „Wie hätte ich denn nur, nach vollbrachter Tagesarbeit meine Abende zugleich unterrichtender und angenehmer zubringen können, als in solch einem Concert- oder Theatersaal?“ —

Auf diese Weise nun vollendete Gerber seinen dreijährigen akademischen Cursus, bestand die gewöhnlichen Prüfungen mit Ehren, und sollte nun bei einem vielbeschäftigten Advocaten die Anwendung seiner Wissenschaft erlernen. Da gab es aber Schwierigkeiten. Er bekam nicht Weniges vor Augen und unter die Hände, das ihm geradezu wider die Natur ging. Seine altthüringische Geradheit mochte zwar das Recht vertheidigen,

nicht aber immer die Rechte; seine Derbheit und Energie wollte durch die Formen fahren, und sein Selbstgefühl empörte sich, wenn man, ihn zu weisen, wieder nur Formen, wo nicht Ueble-res, aufzubringen hatte. Nach kurzem, vergeb-lichem Versuche wendete er sich daher lieber, ge-wissermaßen auf gut Glück, in seine Vaterstadt, vertrauend seiner Geschicklichkeit, seiner Arbeit-samkeit und seinem Gott.

Dieser sorgte denn auch. Man nahm G.'n, was seine Kunstfertigkeit betraf, bald wenigstens so weit in Anspruch, daß er als Musiklehrer der fürstlichen Kinder angestellt ward. Für seine Ar-beitsamkeit aber fand er, neben kleinen juristischen Geschäften, nicht lange darauf ein damals neues — und so früh schon eben das Feld, wo er sich nach und nach heimisch anbauen, viel Nützliches erzeugen, und zugleich sich selbst ein Denkmal errichten sollte, das, wie Vieles auch daran nach-zubessern der Folgezeit überlassen werden mußte, doch von großem Verdienst bleiben, und seinen Namen auf die späte Nachwelt bringen wird.

Gerber fand nemlich in seiner Vaterstadt, zu seinem großen Bedauern, für die Tonkunst wenig Empfänglichkeit, noch weniger Bildung und fast

gar keine Mittel. Er componierte Mancherlei, darunter, um sich Eingang zu verschaffen, besonders auch Gelegenheitsstücke: er vermochte sie kaum, und immer nur höchst unbefriedigend, zur Ausführung zu bringen. Er spielte, wo sich nur Veranlassung fand: kaum Einige verstanden ihn, die Andern hörten ihn nicht gern, weil er Ernstes und Gründliches vortrug, das schon einige Bildung dafür voraussetzte, die sie nicht besaßen. Da zog er sich endlich, nach vielfältigen vergeblichen Versuchen, mit seiner Kunst und mit seiner Liebe zurück; und weil er doch von der einen wie von der andern nicht lassen konnte, auch der wissenschaftlichen Beschäftigungen überhaupt, so wie besonders gewohnt war (seit Hillers Leitung und durch sie), auch mit seiner Kunstübung klares Denken im Allgemeinen und kritisches oder historisches Forschen insonderheit zu verbinden: so suchte er, und suchte nach Stoff und Hülfsmitteln, auf diese Weise sich selbst und seinem innern Bedürfniß einigermaßen genug zu thun.

Was Einem nun aber hierzu von außen kommen muß, das fehlte ihm gänzlich, und nichts mehr, als eine nur nothdürftig umfassende musikalische Bibliothek. Etwa zwei Dutzend theoreti-

scher oder historischer Schriften, und an Musikalien, was er in frühern Jahren gelegentlich auf der Universität in Nächten sich selbst abgeschrieben hatte: das war Alles, was er als Hülfsmittel besaß und Anfangs zum Gebrauch erlangen konnte. Sein Geist jedoch, durch solchen Mangel keineswegs erstickt oder entmuthiget, seine Neigung, dadurch keineswegs erkältet oder abwendig gemacht — wurde nur genöthigt, sich auf das Nächste und Kleinste zu beschränken; bis eben dies — wie bei beharrlicher Liebe ja immer — sich von selbst erweiterte, veredelte, und endlich zu etwas, für Jedermann und die Sache selbst Bedeutendem ward. Da nehmlich im Jahre 1775 Gerbers Vater gestorben, von seinem Fürsten ihm dessen Stelle übergeben *), und er so mit gesicherter Subsistenz an diesen Ort und dessen enge Verhältnisse gebunden war: so fing er an, in freien Stunden hervorzusuchen und ernstlicher zu behandeln, was ihm in Leipzig mehr als Spiel der Liebhaberei gedienet hatte: eine kleine Sammlung gut oder schlecht gezeichneter, gut

*) Später wählte ihn dieser zu seinem Hofsecretair; was G. bis an sein Ende, unter drei regierenden Fürsten, geblieben ist.

oder schlecht gestochener Bildnisse namhafter Musiker und Schriftsteller über Musik. Er hatte davon zusammengebracht, was eben um ein Billiges zu haben gewesen; vermehrte nun seine Sammlung mit Aufwand von Allem, was er, bei höchst-einfacher, kleinbürgerlicher Lebensweise, erübrigen konnte, und wollte sich darüber einen ausführlichen, wie man sich auszudrücken pflegt, raisonnirenden Catalogus verfertigen. Bei dieser zwar weitschichtigen und mühseligen, aber ihm, in seiner Einsamkeit, darum nur desto mehr zusagenden, auch lange widerhaltenden Arbeit legte er Walthers Tonkünstler-Lexicon, das sich in seinem kleinen Büchervorrath befand, zu Grunde; berichtigte, erweiterte, verbesserte und vermehrte diese, zwar nicht ohne Fleiß, wohl aber ohne Geist und Geschmack gemachte, wunderliche Compilation; und setzte zugleich ihre Artikel fort (das Buch ist jetzt fast hundert Jahr alt) bis auf seine Tage. — Je weiter er damit kam, desto werther ward ihm das Geschäft, und desto mehr wünschte er dafür zu thun. Er setzte sich deshalb mit Gelehrten, die Musik verstanden, und mit Musikern, die wissenschaftlich gebildet waren, in Briefwechsel, und die meisten, vor-

nehmlich Hiller in Leipzig, Forkel in Göttingen und Ebeling in Hamburg, unterstützten ihn, theils unmittelbar durch Notizen und Nachweisungen, theils mittelbar durch historische und kritische Schriften oder bedeutende Musikwerke. Jetzt, umgeben mit ziemlich reichen Hülfsmitteln, und ermuntert durch Männer, die er verehrte, fühlte er sich in seinem Elemente und bewegte sich darin so lebendig und fröhlich, wie der Vogel in der Luft. Seine Hefte erwuchsen ihm fast unvermerkt zu wohlbeleibten Quartanten; der Zusätze und Berichtigungen mußten, je mehr Schritte er selbst in der Kenntniß vorwärts that, je beträchtlicher und zahlreicher werden: da schrieb er die Bände gänzlich um und ab, wendete nun auch mehr Fleiß auf Sprache und Form überhaupt, und hatte so nach einiger Zeit etwas beisammen, das schon gewissermaßen für ein Werk gelten konnte.

Das wußte aber Niemand weniger, als der anspruchlose, höchstbescheidene Autor, oder wollte doch sichs selbst nicht im Geringsten zugestehen. Ihm war seine Quartantenreihe Manuscript nichts, als ein möglichst vollständiges, möglichst zuverlässiges Namen- und Sachregister über seine

Bildnisse, und über die, deren Bildnisse er noch zu erlangen hoffte; alles nur zu seiner Belehrung, zu seiner Beschäftigung und Freude. Hiller aber, dieser redliche Freund und uneigennützige Beförderer alles dessen, wovon er sich etwas für die Tonkunst versprach, verlangte endlich einige Bände dieses Manuscripts zu sehen. Gerber schickte sie ihm. Hiller zeigte sie seinem Vertrauten, dem älteren Breitkopf in Leipzig, diesem auch um die Tonkunst und ihre Literatur so hochverdienten Manne, und beide fanden leicht, daß aus jenen Gerberschen Heften etwas zu bilden sey, das nicht nur von bleibendem Nutzen, sondern wohl auch nur von eben diesem Manne, bei seinen Vorkenntnissen, den Eigenheiten seiner Neigung und Lage, und bei seinem bewundernswerthen Fleiß, geliefert werden könne. Sie thaten ihm daher den Vorschlag, sein Manuscript nochmals, nun, als zu öffentlichem Gebrauch, umzuarbeiten; was Walther Unnützes, für jetzige Zeit Unpassendes, oder sonst Unstatthaftes enthalte, ganz bei Seite zu lassen (wo denn, fände man's nöthig, besser späterhin eine neue, verbesserte Ausgabe dieses Buchs geliefert werden könnte), und ein zwar möglichst kurzes, doch

auch möglichst vollständiges, für sich bestehendes Werk — ein biographisches, lexikalisch geordnetes Handbuch vom Leben und den Werken der Tonkünstler, für jetzige Zeit zu liefern; ohngefähr etwas für Musik, was Füßli's (in der ersten Ausgabe) schon damals geschätztes Werk für Malerei und verwandte Künste war.

Gerber empfing diese Aufforderung zugleich mit Freude und mit Schrecken: denn das zu leisten hatte er sich nie zugetraut; viel weniger geglaubt, daß, was er hierin schon geleistet, solche Männer zu solchem Vertrauen berechtigen könne. Desto eifriger, und mit desto froherm Fleiß, ging er nun aber an jene Arbeit, zumal da ihm von Leipzig aus jetzt alle nur vorhandene Hülfs- und Erleichterungsmittel verschafft wurden. Beträchtlichen Gewinn konnte ihm Breitkopf nicht bieten: aber darauf ging auch G. nicht aus; und von Allem, was er für sehr angestrengt verwendete Zeit und Kraft mehrere Jahre hindurch als Entschädigung erhielt, war ihm bei weitem das Wichtigste und Liebste der große Zuwachs an mehr oder weniger wichtigen, mehr oder weniger seltenen Schriften und Musikalien, den er für seine Sammlungen gewann, und der den Hauptgrund

zu einer musikalischen Bibliothek legte, wie sie, was die Literatur dieser Kunst anlangt, niemals und von Niemand so reichhaltig, ja, wie weit das überhaupt möglich, so vollständig zusammengebracht worden ist.

Auf diese Weise kam nun das erste größere Werk zu Stande, das G.'s Eigenthümlichkeit vollkommen angemessen war und seinen Namen überall in Deutschland — doch hier nicht allein — mit Ehren bekannt machte; nehmlich sein

„Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, welches Nachrichten von dem Leben und den Werken musikalischer Schriftsteller, berühmter Componisten, Sänger, Meister auf Instrumenten, Dilettanten, Orgel- und Instrumentenmacher enthält; zusammengetragen von Ernst Ludwig Gerber, fürstl. Schwarzburg-Sondershausischem Kammermusicus und Hoforganisten:“

der erste Theil, A—M, Leipzig, bei Breitkopf, 1790; der zweite, N — Z, ebendaselbst 1792; wobei jedoch zu bemerken, daß der Druck langsam fortschritt und das Manuscript beträchtlich früher geschlossen war, ehe es öffentlich vorgelegt wurde.

Von diesem Werke selbst hier zu sprechen, scheint um so unnöthiger, da es längst in Aller Händen und das ehrende Urtheil darüber im Lauf der Jahre gleichsam feststehend geworden ist. Daß in ihm, und seinen, mehrere Tausende erfüllenden Artikeln, noch gar manche Unrichtigkeit stehen bleiben, und seine Vollständigkeit nur in beschränktem Sinne genommen werden mußte, siehet Jedermann ein, und entschuldigt es mit der ungeheuren Masse an Materialien, der Unzuverlässigkeit vieler Berichterstatter, den (damals noch) so spärlichen, meist geringfügigen Vorarbeiten; endlich auch überhaupt mit der Schwäche menschlichen Vermögens, im Verhältniß zu allen so weitschichtigen Unternehmungen. Niemand gestand die Vorzüge des Werks lieber ein, als wer es eine Zeit lang als Handbuch gebraucht, Niemand die Unvollkommenheiten desselben lieber, als G. selbst; so daß er später oft traurig darüber ward. Doch gereichte dann zu seiner Beruhigung, daß er mit gutem Gewissen hatte schreiben können*): „Kein Iota habe ich niedergeschrieben, was ich nicht, außer den schriftlichen Nachri ten von Walthern,

*) Siehe die Vorrede zum ersten Theile jenes Werks.

entweder durch gedruckte Belege, oder durch meine eigene unmittelbar sinnliche Ueberzeugung bekräftigen kann" u. s. w., und daß er von dem Tage an, wo das Werk an den Verleger abgeliefert war, mit immer zunehmender Umsicht, immer wachsenden Hülfsmitteln, gleichem Fleiß und gleicher Ausdauer, sich selbst Nachträge, Berichtigungen, Vervollständigungen, Verbesserungen aller Art niederschrieb, alles von Zeit zu Zeit neu ordnete, neu verarbeitete, und so das ganze, breite Convolut mühsam aber kräftiglich fortzuwälzen sich entschloß, bis zum selbsterwählten Zielpunkte — dem Ende des Jahrhunderts.

Diese letztere Arbeit, die man sich aber nicht blos, ich wiederhole es, als eine gelegentliche Nachhülfe, sondern als ein berufsmäßiges, höchstmühsames, Jahrzehende hindurch täglich angewandtes Bestreben denken muß; als ein Bestreben, das seine Hefte verdrei-, vervierfachte: diese Arbeit führte G. vollkommen so, wie er sie angefangen, hindurch, eigentlich nur um der Sache, und, wenn man will, um seiner selbst willen: doch auch nicht ohne Hinsicht auf die vorläufig besprochene, in jedem Betracht zu vervollkommnende Ausgabe des Waltherschen Lexikons, zu

welchem hernach jenes, sein eigenes, als Supplement und Fortsetzung für neuere Zeit, anzusehen seyn sollte.

Aber dafür fanden sich unabwendbare Schwierigkeiten. Der ältere Breitkopf war gestorben, der jüngere ihm, in mittlern männlichen Jahren, gefolgt; die Liebe zur Musik und die Cultur dieser Kunst hatte sich ohne Vergleich mehr auf das Praktische, als auf das Wissenschaftliche, und am wenigsten auf das Historische gewendet; der veränderte Zustand der Dinge in Deutschland seit Ausbruch der französischen Revolution, der alle weitaussehende Verlagsunternehmungen bedenklicher machte, erschwerte jene, die freilich dem Geiste des Moments nicht eben entsprach, fast bis zum Unthunlichen; und was sonst noch der Ausführung jenes alten Breitkopfisch-Gerberschen Gedankens in den Weg trat: genug, G. mußte diesen aufgeben und wußte nun schlechterdings nicht, was mit den Ergebnissen vieljähriger Fleißes und großer Aufopferungen anfangen. Das war schwer und hart; war es um so mehr, je sicherer er in solchen Arbeiten seine Bestimmung erkannt hatte, je offenbarer die neuern, die nun verborgen bleiben sollten, besser waren, als die

ältern, die vor aller Welt Augen dalagen, und je weiter er darüber auch in Jahren vorgerückt war. Er fühlte es innig: aber er raffte sich doch bald zusammen, faßte neuen Muth, zog Erkundigungen, Rathschläge unterrichteter Männer ein, prüfte, erwog, und kam endlich zu der allerdings richtigen Ueberzeugung, jenes Vorhaben sey wirklich nicht mehr an der Zeit: aber auch zu der eben so richtigen, ein zweites, gleichfalls selbstständiges Werk jener Art, das sein erstes fortsetze, erweitere, vervollständige, berichtige, müsse für jede Zeit taugen, zu jeder Aufnahme finden und Nutzen stiften.

Zu einem solchen Werke, das die Geschichte der Tonkünstler bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortführete, arbeitete er nun nochmals alle seine vorhandenen, in den Augen Anderer abschreckend aufgehäuften Materialien um; und so entstand endlich, bei unwandelbarer Beharrlichkeit und eher vermehrtem, als vermindertem Fleiß sein

„Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, welches Nachrichten von dem Leben und den Werken musikalischer Schriftsteller, berühmter Componisten,

Sänger, Meister auf Instrumenten, kunstvoller Dilettanten, Musikverleger, auch Orgel- und Instrumentenmacher, älterer und neuerer Zeit, aus allen Nationen enthält; von Ernst Ludwig Gerber, fürstl. Schwarzburg-Sondershausischem Hofsecretair."

Aber nun fanden sich neue Schwierigkeiten, für den guten Alten neuer Kummer und neuer Verdruß: das Werk, das nun (wie weit ihm das möglich war) über die angegebnen Gegenstände Alles umfaßte, was nöthig schien, um neben dem ältern gebraucht zu werden, war unvermeidlich zu einer beträchtlichen Stärke angewachsen; die Zeit hatte sich für alle dergleichen kaufmännische Unternehmungen noch mehr verschlimmert; die Liebe zur Tonkunst war — zwar noch viel weiter verbreitet, aber auch noch viel mehr in Liebhaberei zerflossen, oder doch von Wissenschaftlichem abgewendet — und was der ungünstigen Momente mehrere waren: kurz, das Buch war fertig, der Verfasser wollte auf jeden nur einigermaßen angemessenen Vortheil Verzicht leisten; und dennoch wollte es Niemand drucken. G. unterhandelte da und dort, einige Jahre lang; Männer, ihm und der Sache befreundet, ver-

wendeten sich nach Vermögen: es blieb vergebens; und schon war G. fast entschlossen, sein Werk nur als Manuscript seiner Bibliothek einzuverleiben und es dem Schicksal derselben nach seinem Tode zu überlassen; ja, er hatte schon mit großen Buchstaben auf das letzte Blatt geschrieben: „Vollendet zwei Jahre nach dem Schluß des Jahrhunderts; den Zeitgenossen dargeboten sechs lange Jahre, aber von ihnen verschmäht; den Nachkommen geweiht, und hoffentlich von ihnen geschätzt und benutzt“: da gelang es einem Freunde Gerbers in Leipzig, den damaligen Besitzer des dortigen Musikbüreaus, Kühnel, dafür zu gewinnen, und nun erschien das Ganze in dessen Verlag unter obenangeführtem Titel in vier Bänden, der erste, A—D, 1812, der zweite, E—I, 1812, der dritte, K—R, 1813, der vierte, S—Z, 1814. Zwar mußte Gerber auch hier sich manches Drückende gefallen lassen: ein kaum glaublich geringes, wahrhaft beschämendes Honorarium — das war ihm das Leichteste; ein nicht immer sorgfältiges Beschneiden und Zusammenstreichen seines Manuscripts von fremder Hand — das war ihm das Schwerste: aber der Ehrenmann erklärte, könne es nun einmal durchaus nicht anders seyn,

und bleibe nur das Hauptsächliche zum Nutzen Anderer, so füge er sich in Alles und danke seinem Gott, daß er ihn die Erfüllung dieses Lieblingswunsches noch erleben lassen.

Ueber Inhalt, Form und Bestimmung dieses Werks ist das Allgemeinere so eben berührt worden; über den Werth und das Verdienstliche desselben scheint nur Eine Stimme — sowohl im gemischten Publicum, obgleich dies eben jetzt Arbeiten des Sammlerfleißes schwerlich nach Gebühr zu schätzen pflegt, als auch unter den Prüfenden und Sachverständigen, obgleich diese von den Unvollkommenheiten desselben gar wohl unterrichtet sind. Das Ganze ist zweckmäßig und gut: nicht weniges Einzelne trefflich und im Wesentlichen unverbesserlich; Anderes bedarf allerdings — wie jedes Werk dieser Art, und besonders ein erstes — allmählicher Nachhülfe und Ausbesserung. Im Allgemeinen wird man, wenn ich mich selbst nicht täusche, Folgendes finden. Was, erstens, das blos Geschichtliche anlangt, so sind die Artikel über die Deutschen die gelungensten; die, über die Italiener, Engländer und Niederländer, (Letztere in alter Zeit von großer Bedeutung,) stehen ihnen um nicht Vieles nach; von denen

über die andern neuern Nationen, sind die über die Franzosen die unvollständigsten, oder auch sonst mangelhaftesten; und die antiquarischen (deren aber vergleichungsweise nur sehr wenige sind) müssen meistens als schwach oder verfehlt angesehen werden. Gerber benutzte — einzig mit Ausschluß der letztern Artikel, die ihm, als fast ohne allen Einfluß auf unsere Musik, zu wenig am Herzen lagen, um sich darüber mit Gelehrten vom Fach zu berathen — was zu benutzen vorhanden oder herbeizuschaffen war; und so mußte sich wohl jenes Verhältniß bilden. Denn über die Deutschen fand er, außer brauchbaren, wenn auch nicht zahlreichen und meist nicht sonderlichen Vorarbeiten, Gelegenheit genug zu unmittelbaren, örtlichen und persönlichen Nachfragen: für die neueste Zeit auch periodische Blätter die Fülle; über Italiener, Engländer und Niederländer nicht wenige, zum Theil umfassende, gründliche, selbst, besonders über die Erstern, einige treffliche Werke; bei den Franzosen nun aber war weder dies, noch jenes der Fall — was nehmlich sein eigentliches Fach betraf — und die Unzahl ihrer, einander widersprechenden Journale mußte ihn mehr verwirren, als aufklären; über die andern neuern Nationen

aber flossen die Quellen sehr spärlich. — Was nun, zweitens, seine Urtheile betrifft, so scheint nicht zu verkennen: er kannte s e i n e Zeit vollkommen; die ihr durch zwei Jahrhunderte vorausgegangene hinreichend: seine Zeit aber war die, bis er an den Lehnstuhl seiner einsamen Studierstube zu Sondershausen anwuchs, mithin die, bis Joseph Haydns treffliche Werke, aus dessen mittlern Jahren, überall sich zu verbreiten anfingen. Dieser große Mann war, auch seinem Geschmacke nach, unter seinen Helden eigentlich der letzte. Was später kam, blieb ihm zwar nicht fremd, er studierte es wohl auch: aber er bekam sehr selten etwas davon zu hören, ermangelte mithin des unmittelbaren, das Urtheil sichernden Eindrucks; und die Neigung, so wie der Geschmack, zog ihn um so weniger dahin, je größer die Abweichung dieses Spätern von dem Frühern, vornehmlich durch immer mehr hervordringende Uebermacht der Phantasie, ward. So blieb sein Urtheil über dies Spätere — nicht aus Aengstlichkeit, von der keine Spur in ihm war, sondern aus strenger Rechtschaffenheit, die sein ganzes Wesen erfüllete, oft schwankend und unübereinstimmend; und da es ihm unmöglich war, über etwas zu entscheiden,

was nicht als entschieden in ihm stand: so folgte er da — selbst schon einigermaßen bei Mozart — öffentlichen Stimmen, wie sie eben da oder dort am lautesten zu vernehmen waren; doch folgte er ihnen nicht ohne Wahl, führte überall an, woher er das Urtheil genommen, und neigte sich im zweifelhaft bleibendem Falle gern auf die dem Künstler günstigste Seite. — Näher ins Einzelne einzugehen, verstatte ich mir hier um so weniger, da jeder Theil des Werks, gleich nach seinem Hervortreten, in der Leipziger musikalischen Zeitung von mir beurtheilt worden ist; und zwar so ausführlich, als der Raum erlaubte, so unparteiisch, als man's bei Liebe zu einer guten Sache und ihrem Urheber vermag, und so eingänglich in die Gegenstände, als es in meinen Kräften war — was denn auch vom Verfasser mit nur allzubescheidener Dankbarkeit anerkannt zu sehen, ich die Befriedigung gehabt habe. Genug; bei dem jetzigen Stande der Tonkunst und der allgemeinen Verbreitung ihrer Cultur, war ein Werk dieser Art sehr nöthig; es ist (beide Lexika, wie man soll, als eins angewendet,) von großem Nutzen, wird dies auch immer seyn und bleiben; keine Nation besitzt ein Werk dieser Art, das dem Ger-

berschen nur einigermaßen nahe käme; alle gestehen dies ein, und benutzen G.'s Arbeiten; auch unter uns Deutschen würde schwerlich irgend Einer es in diesem Umfang auszuführen geneigt und im Stande gewesen seyn; ihm, wo es nöthig, nachzuhelfen, ist nun leicht, und selbst bequem: was braucht es mehr zum Ruhme des Verfassers; und was mehr, um bei allen Unterrichteten und Billigen ein dankbares Andenken an ihn zu begründen und für immer zu erhalten? —

Doch wie, wenn man eine bedeutende Gegend beschreibt, den höchsten Gipfel ihres Berges erreicht, und, was sich dort darbietet, zu schildern versucht hat, man sich hernach nicht aufhalten soll bei dem, was, obschon erfreulich, doch weniger entscheidend und eigenthümlich, sich im Heruntersteigen noch darbietet: so wollen auch wir, nachdem wir jene historisch-lexikalischen Arbeiten unseres Freundes als den Gipfel und die Resultate seines ganzen langen Lebens betrachtet haben, nicht lange verweilen bei dem, was uns etwa noch von ihm zu melden übrig ist.

Er hat, besonders in früherer Zeit, mehrerlei Compositionen geliefert; er hat bis an sein Ende von Zeit zu Zeit über Gegenstände seiner

Kunst kleinere und größere Abhandlungen (meistens in Zeitschriften) geliefert; von dem Einen, wie von dem Andern, ist Mehreres vorzüglich, und nichts verwerflich: doch dies hat er mit noch Manchem gemein. Er hat von jeher, und noch in Greisenjahren, mit jugendlicher Lebendigkeit — und konnte er's, auch thätig, mit der Feder oder seinem Violoncell — ohne allen Eigennutz an dem Theil genommen, was seine Kunst, ihre Vortheile, ausgezeichnete Künstler, würdige Productionen derselben oder auch lehrreiche und angenehme Schriften über sein Fach anging; dabei zugleich seine Aemter gewissenhaft und treu bis zur letzten Lebensstunde verwaltet; beides ist rühmlich, schön und gut: aber auch dies hat er mit noch Manchem gemein. Er war ein grundredlicher, frommer, freisinniger, unerschrockener Mann, aufrichtig bis zur Derbheit, zutraulich bis zur Hingebung, unbefangen bis zur Unbesonnenheit; war dabei bescheiden, genügsam, im höchsten Grade ordentlich und pünktlich; ein treuer Diener seines Fürsten, ein liebevoller, sorgsamer Verwandter, ein zuverlässiger Freund, und mit seinen Kenntnissen, wie mit seiner Bibliothek und andern Hülfsmitteln des Studiums

so gefällig, wie Sammler höchst selten sind; alles ist gleichfalls trefflich, lobens- und dankenswerth: doch auch das hat er mit Andern, wenn auch nur mit Wenigen, gemein. Der Unterschied aber bei dem Allen ist, daß er dies mit Andern war, und zugleich noch jener Besondere; und daß in ihm Keines durch das Andere verkümmert oder auch nur auf einige Zeit verrückt ward. Vollkommen wahr, und in Einfalt schön, konnte er daher im Jahre 1812 von sich selbst schreiben: *) „Auf meinem Wege, wo ich mich öfters durch Dornen winden müssen, aber auch manche Rosen gepflückt, bin ich nun dahin gekommen, wo mich meine Leser mit meinen Fehlern, und mit dem, was ihnen etwa an mir gefallen möchte, hier finden — — Meine Leidenschaften sind theils zur Ruhe verwiesen, theils sind sie freiwillig eingeschlummert, um nie wieder zu erwachen. Und obgleich der würdige Krause**) behaupten will, der Mensch habe mehr Beschwerden von dem Leben ohne Leidenschaften, als von den Leidenschaften selbst: so

*) Siehe Neues Lexikon der Tonkünstler, II, S. 304.

**) Der wackere Lexikograph citiert auch hier umständlich und aufs pünktlichste.

ist dies doch, seine Worte in Ehren, nicht wahr. Man lasse mir zu meinen Büchern, Notenwerken und Instrumenten Gesundheit, und ich getraue mir, jede Stunde, die mir von meinen Berufsgeschäften übrig bleibt, wo nicht vergnügt, doch ruhig und zufrieden zuzubringen; was denn doch, dächt' ich, kein beschwerdevolles Leben ist.“ Und als er mir diesen Band zuschickte und in seinem Briefe über die angeführte Stelle männlichfrei scherzte, setzte er hinzu: „Und soll's dabei zuweilen vollends herrlich hergehen, so schaffe mir Gott, wie bisher, von Zeit zu Zeit eine Freude an den Meinen, und einen Beweis, ich habe noch treue Freunde! Das müßte dort noch dabeistehn: ich wollte aber öffentlich von meinen Privatsachen nicht zu viel Redens machen.“ — Ich wüßte kaum, was ein Greis Einnehmenderes von sich selbst, oder ein Anderer über ihn sagen könnte. —

Im Jahre 1815 ward ihm die Erfüllung seines zweiten Lieblingswunsches, den er, wie den ersten, schon aufgeben zu müssen geglaubt hatte. Seine durch ein halbes Jahrhundert seines Lebens mit Mühe und Fleiß, auch mancher Versagung oder sonstigen Aufopferung, zusammengebrachte musikalische Bibliothek und Portraitsammlung war

ihm an's Herz gewachsen, und er hätte gar zu gern gesehen, daß beide nach seinem Tode nicht zerstreut werden, sondern in eine Hand kommen möchten, wo sie, vereint und nach Würden geschätzt, noch lange nützen und erfreuen könnten. Er und seine Freunde gaben sich viele Mühe darum: aber es gelang nicht. „Lassen Sie es gut seyn," schrieb er mir darüber; „es muß Einer nicht alle Wünsche erfüllt sehen wollen, und vielleicht hab' ich mir darin in meinem Leben zu viel nachgesehn." Guter Alter! — Da meldete sich ganz unvermuthet die große „Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaats in Wien," kaufte ihm das Ganze ab, und ließ ihn auch im vollständigen Besitz desselben bis nach seinem Tode.

So hatte denn der werthe Mann eigentlich gar keine Wünsche für dies Leben mehr, und verbrachte seine Tage gesund und bei Kräften, immer thätig und vollkommen zufrieden, bis zum dreißigsten Junius des Jahres 1819, des drei und siebenzigsten seines Lebens. Auch an diesem Tage noch befand er sich wohl, verrichtete den Vormittag seine Berufsgeschäfte munter und sorgsam, begab sich dann zu seinem frugalen Mittagsmahl,

und setzte sich nach demselben, wie er gewohnt war, in seinen Lehnstuhl zu einem kurzen Erquickungsschlafe. Er entschlief denn auch ruhig, er ward denn auch erquickt: aber für die Wallfahrt in ein anderes Leben; denn im irdischen erwachte er nicht wieder.

Von einer, in ihrer Art ganz eigenthümlichen Wirkung auf mich war es, als ich, diese Nachricht mit den angegebnen Umständen von dem Neffen des Entschlafenen empfangend, mich an die Schilderung G.'s vom Tode seines geliebten Vaters erinnerte, die er (S. älteres Lexikon der Tonkünstler, 1. S. 495.) dreißig Jahre früher hatte drucken lassen: „Es war am 6ten August 1775 an einem Sonntage (schreibt er da), wo sich mein Vater, während ich die Kirche versah, zu Hause am Klaviere unterhielt. Er hatte zuletzt den Choral variiert: Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt, — hatte sich darauf, nach seinen Jahren munter und frisch, angezogen, und war in seine Expedition nach Hofe gegangen. In einer Viertelstunde, nach geendigtem Gottesdienste, kam ich zu ihm, und fand ihn vom Schlage gerührt. Er schlief darauf in wenig Minuten in meinen Armen ein. Alle Mittel wurden ange-

wendet: aber er schlief sanft fort; bis Nachmittags um vier Uhr sein fast unmerkliches Athemholen gänzlich außenblieb.“ Mithin: wie im Innern ihres Wesens und im Aeußern ihres Geschicks, glichen sie einander auch im Sterben; nur, wie der Sohn dort rascher vordrang, that er's auch hier.

Häusliche Musik.

Therese an ihren Mann.

Erster Brief.

Da bin ich denn! wohlbehalten und seelenfroh bin ich da! Die ersten freien Morgenstunden gehören Dir, mein liebster Mann! Ich habe mich ganz förmlich eingerichtet, Dir Alles — und würden's Bogen über Bogen — Alles, Alles zu erzählen. Du liesest es ja doch gern von Deiner Therese; und sie thut sich dabei auch eine Güte. Nimm nur erst nochmals den herzlichsten Dank, daß Du die Hausfrau von Dir gelassen, und sie so lange entbehren willst. Ich weiß, es wird Dir schwer. Soll ich hierüber mich freuen oder trauern? Beides, lieber Mann: bald das, bald jenes, bald auch beides unter einander. Sey nur und

bleibe gewiß, daß mein thörichtes Schwesterherz seine Sorgen und seine Sehnsucht anders nicht losgeworden wäre. Bin ich wieder bei Dir, so will ich Alles einbringen, mit Liebe und Sorgfalt, mit angefrischter Heiterkeit, und auch sonst mit Allerlei, was — o ich weiß — was Du gern hast, wenn Du auch nicht darnach aussehen willst. Dazu werde ich hier nicht Weniges lernen, worauf ich in unsern vier Wänden lebenslang nicht gekommen wäre; ja, ich habe schon Manches gelernt, ohngeachtet ich erst seit gestern Vormittag nach zehn Uhr hier bin. „Seit gestern Vormittags? nicht seit vorgestern Abends? wir hatten's doch so genau ausgerechnet!“ Ja, man rechnet manchmal, und wenn's zum Treffen kommt — —

Doch das wird nimmermehr eine ordentliche Erzählung, und Du höchstordentlicher Mann hast Dein Skandal. Still nur; ich will mich zusammennehmen und Alles nach und nach entstehen lassen, wie es vor mir und in mir entstanden ist. Hab' ich doch im Nebenstübchen oft erhorcht, daß Du es so machst in Deinen Vorträgen vom Katheder, (schreib' ich das Wort recht?) wo die akademischen Flücklinge um Dich her sitzen, und die Schnäbelchen öffnen, um mit Weisheit geazet

zu werden — wodurch ich allemal einen neuen Respect vor Dir bekomme, und hernach, wenn Du hinüberkommst mit höherer Farbe und leuchtenden Augen, das große Buch unter'm Arme... Aber das wird ja wieder keine Erzählung! Nun, höre nur zu!

Die Reise wollen wir schnell abthun. Das Wetter war schön, der Wagen bequem, mancher Postillion flink, die Fürsorge des guten Oberamtmanns groß; so groß, als wär' ich sein Jettchen, sein Hätschelchen. So ging denn Alles nach Wunsch. „Und doch habt ihr mehr Zeit gebraucht?“ Ja, mein Herr; Sie haben mich nur nicht ausreden lassen. Ich wollte sagen: Es ging alles nach Wunsch bis den dritten Tag Nachmittags Schlag fünf Uhr. Da fuhren wir eben den stößigen Steinweg zu M. hinein, und da fingen wir an mehr Zeit zu brauchen. Denn die Zeit — ist's nicht so? — stehet auf einem Rade, das stets umläuft: bricht nun das Rad, so läuft's nicht mehr um, und Alles bleibt sitzen. Mein Bild paßt nicht recht, ich fühl' es: aber es steht nun da. Ich wollte nur sagen: unser Rad brach und wir blieben sitzen. Das gab nun eine verwünschte Historie. Zwar zeigte sich in der Nähe ein artiger

Gasthof, wo wir eintraten, und diesem schief über sogar ein Schmidt, der einige Räder an der Hausthür lehnen hatte. Da glaubte ich denn: so ein Ding wird bald angesteckt seyn. Aber falsch. Die Räder paßten nicht; sie mußten erst nachgeholfen bekommen, beschlagen werden, geschweißt — was weiß ich? und der hin- und hertrottende Meister, Gesell und Lehrjunge — sie hoben meines Seufzens und Sehnens halben auch nicht Einen Fuß schneller, als sie ohne dies gethan hätten. Denke Dir: so vergingen vier volle Stunden. In meinem Leben weiß ich keine so langen. Vater Amtmann wurde murrig; es war ihm um die Visiten zu thun, die er morgen Vormittags bei Ministern und Räthen, unabwendbarermaßen sagte er, machen müßte: ich aber wurde wirrig. Indessen hatten wir Zeit zu bedenken; und da bedachten wir denn heraus: Brecht ihr jetzt auf, so kommt ihr erst gegen Morgen an, und verderbt euch und Andern die Nacht: bleibt ihr aber hier bis Tagesanbruch, so vermeidet ihr jene Uebel und kommt doch noch zu rechter Zeit für die officiellen Visiten. Siehst Du, lieber Mann, so geschah es; und so hielten wir erst gestern Vormittags zehn Uhr unsern Einzug.

Kein Aufhalten zu machen, und auch, mich aus den staubigen Reisekleidern zu schälen — hatte man uns doch von des Schwagers Förmlichkeit so viel vorgeredet — stieg ich mit meinem alten Herrn im Gasthof ab. Jetzt war ich fertig. Wie mir da das Herz schlug bei dem Gedanken, in wenigen Minuten der geliebten Schwester an den Hals zu fallen! wie Liebe, und Freude, und Sorge, mir bis in den Fingerspitzen zuckten . . . A propos! ich hatte das niedliche Spitzenhäubchen aufgesetzt, das Du, gute Seele, mir noch beim Einpacken zum Andenken brachtest. Du kannst mir auf's Wort glauben: es stand mir viel artiger, als ich ihm —— Da der Oberamtmann, wie Du weißt, zwei Tage früher reisen mußte, als erst festgesetzt und hieher geschrieben war, so malete ich mir aus: wie wirst du sie finden? wie wird sich die Ueberraschung äußern, bei ihr, bei ihm, bei den Mädchen? und dergleichen mehr. Nun denke Dir: indem ich, dem Lohnbedienten folgend, aus dem Gasthof trete, ist eben der Gottesdienst in der Marktkirche, gleich schief über, geendigt und es umfaßt mich der herausquellende Strom der andächtigen Gemeinde. Das war doch eine gute Vorbedeutung? Ich fühlte im innersten

Herzen, daß es eine war, und mußte den Schleier überschlagen, denn ich empfand, daß Freudenthränen meine Augen fülleten.

So ging ich meinem Führer nach, links um die Ecke, wo mich nur noch ein Arm jenes Stromes umgab. Es freuete mich, fast Alles so wohlhabend, und doch so sittig, so kirchenmäßig gekleidet zu sehn. Vornehmlich zogen meine Blicke drei junge Frauenzimmer an, die, etwa zehn bis zwölf Schritte vor mir, denselben Weg machten. Sie schienen Schwestern, ziemlich vornehmen Standes: in der Mitte, der Gestalt und dem Gange nach, die ältere, von mittler Größe und gesetzter, sehr milder Haltung; zu ihrer Rechten eine hochaufgeschossene bildschöne Gestalt, aufrecht wie eine Kerze, ernst, ruhig, mit schwarzbraunen Locken, dunkeln, etwas tief liegenden Augen, die von vollen, schön gebogenen Brauen beschattet wurden; jener zur Linken, ein kleines, niedliches, aber nicht spärliches Blondinchen, das immer in allen Gliedern beweglich, fast in Eins fort das Gesicht, voll Lilien und Rosen, plaudernd der Mittlern zuwendete, und so flink und zierlich dahintrippelte, wie ein junges Rebhühnchen über die Saat. Ich hatte meines Herzens Freude an

alle Dem, und so war mir's ganz recht, daß sie immer noch auf meinem Wege blieben; auch noch, als wir die lange Straße hinunter waren und nochmals zur Linken uns wendeten. Da ich sie nun aber von der Ecke in's dritte Haus, und nur zwei Schritte nach ihnen, wahrhaftig mit einem Schreck, meinen Führer gleichfalls in dasselbe einlenken sah: da durchschoß mich ein Gedanke — nein, nicht ein Gedanke: ein Licht, ein Zug, ein Drang — was Du willst; ich flog herzu — sie standen unten an der Treppe — der Bediente fragte — lieber Gott — sie waren's ja, sie waren's ja selbst, Ottilie und ihre beiden Stieftöchter! —

Nein, lieber Mann, hier kann ich nicht so forterzählen. Zwar hab' ich Dein wunderliches Mittel, wenn mich etwas übernimmt, treulich angewendet: ich bin im Zimmer auf- und abgegangen und habe die Schritte laut gezählt; achtmal hin und achtmal her bin ich gegangen: aber ich kann doch nicht so forterzählen. Genug: wir lagen einander am Herzen, wir hielten einander fest, fest, wir küßten einander die Freudenthränen aus den Augen. Unsre dunkle Jungfrau — nein, nun muß ich die lieben Kinder nennen — unsere

Rosalie stand dabei, ohne einen Laut, ohne eine Bewegung, aus den ernsten Augen unverrückt uns anschauend, die Hände über dem Kirchengesangbuch gefaltet: Klärchen war vorausgeflogen zum Vater — — Jetzt führte Ottilie mich hinauf. O Schwester, Schwester! das war wohl Alles, was wir sagten, bis wir in den zweiten Stock kamen, wo sie wohnen. Hier stand Klärchen, uns so helle, liebliche Blicke entgegenwerfend, wie ein Vögelchen aus dem Nest — und neben ihr der Vater. Mit einem ganz eigenen, milden, und doch — fast möcht' ich sagen, feierlichen Ernst hieß er mich willkommen und führte mich hinein. — Jetzt möchte ich nun gleich Alles, Alles ausschütten, was ich von diesem Manne noch weiß. Was sollte er nicht Alles seyn! Ein alter, steifer Herr, gänzlich zurückgezogen auf sein Geschäft und seine Lieblingskunst, in dieser aber ein Pedant! übrigens eintönig, stumm und freudenlos! ein kopfhängerischer Grübler, ein andächtelnder Alterthümler, ein Schwärmer, und was weiter! O ich bin so böse! so böse! über die Leute! über mich! Warum hören wir denn auf das Gepisper und Gepapper gewöhnlicher Menschen über ungewöhnliche? wissen wir denn nicht Alle, wo es ihnen

sitzt? auch den nicht schlimmen? Sind sie Weiber, so wollen sie nur etwas Interessierendes sagen, und damit für den Augenblick selbst interessieren: sind sie Männer, so wollen sie sich selbst, in ihrer oder doch der Andern Meinung, jenen nachheben, dadurch, daß, da sie ihre Vorzüge weder ableugnen, noch sich zuschreiben können, sie ihre Fehler und Schwächen — was sie nehmlich dafür halten, und wovon sie sich frei fühlen — hervorziehen und in ein auffallendes Licht stellen. Wissen wir das nicht Alle? und doch — und doch —! O, sie schaffen lauter confuses, albernes Zeug, diese Leute! Da haben sie mich nun auch in den Zorn hinein und aus meiner Erzählung herausgeworfen! Es will nicht mehr fließen. Nun, husch, husch, darüber hinweg, und über die nächsten Stunden gleichfalls!

Wir ließen die ersten, stürmischen Gefühle, mehr schweigend, als gesprächig, ausklingen. Dann führte Ottilie mich in mein Zimmer und blieb bei mir, nachdem sie Klärchen das hauswirthschaftliche Schlüsselbund überreicht hatte. Sie hat die Woche, sagte sie. — Mein Koffer war gekommen; wir packten aus, wir küßten uns dazwischen, wir plauderten: Alles war wie in voriger

Zeit. Ich erfuhr da schon Vieles, über sie, über die Ihrigen, über die Verhältnisse; viel näher und überzeugender erfuhr ich es, als durch alle ihre Briefe. Was sind denn Briefe! Und aus Allem klang heraus: Sie ist überaus glücklich; nicht sowohl in der Art, daß sie allzuviel von dem besäße, was Viele brauchen, um es zu seyn, wohl aber in der, daß sie das Allerbeste besitzt, was gute Menschen dazu bedürfen. Und eben dies, das Allerbeste, wie weiß sie das zu erkennen, zu würdigen, zu genießen! Kurz: sie ist höchstzufrieden, innerlichst gestillt, befestigt, heiter, dankbar; so bleibt sie in fast ungestörtem, innerm und äußerm Frieden, einen Tag wie den andern. — Unterbrochen wurden wir, ich weiß wahrhaftig nicht, nach wie langer Zeit, denn die Minuten flogen wie ein Lufthauch — wir wurden unterbrochen von Klärchen, die hereinguckte, das Schlüsselbund in der Hand, und der Mutter zublinkte. Sie meint, ob angerichtet werden darf, sagte diese. Kaum hatte sie das Ja vernommen, so war sie wieder hinaus, und nach kleiner Weile trat der Vater ein, mir den Arm zu bieten.

Wir fanden auf dem runden Speisetisch den schönsten Damast, das schönste Geschirr, selbst

Blumen. Mein Teller war mit einem Rosenkranz umgeben; und sobald ich in Klärchens Augen sah, brauchte ich kein Oedipus zu seyn — oder wie der Mann hieß, der so gut rathen konnte — um zu wissen, wer das liebliche Werk zu Stande gebracht. Und daß ich das gleich vorausnehme, da ich an einen Mann schreibe: der Schwager hält auf eine, zwar bürgerliche, doch sehr gute Tafel; er selbst aber genießt nur von dem Einfachsten, indeß er es gern sieht, wenn Andere sich Alles wohl schmecken lassen und besonders die Frauenzimmer auch etwas Feines naschen. — Wir saßen; der Hausvater blinkte seiner Rosalie zu. Sanft erröthend, gesenkten Auges, die Hände unter der Brust gefaltet — so sagte sie leise und langsam, ohngefähr: Himmlischer Vater, ohne den wir nichts sind und nichts haben, empfange unsern Dank auch für diese Gaben deiner Gnade; und dafür, daß wir sie als solche erkennen und in frohem Herzen empfinden. „Amen," sprachen sie Alle. Daß ich nochmals etwas vorausnehme! Nach der Mahlzeit behielt der Vater das Wort, etwa so: Wir preisen dich, himmlischer Vater, für die Freuden der Freundschaft und Geselligkeit; für alle Fähigkeiten und Mittel,

wodurch wir sie uns zu eigen machen. Je mehr sie uns beglücken, je mehr sie uns zu dir erheben, desto fester vertrauen wir, du werdest sie uns nie ganz entziehen; selbst dann nicht, wenn du uns aus dem Kreise rufst, in welchem wir jetzt sie genießen. „Amen!" — Was sagst Du hierbei, guter Albert? Ich will nichts hinzusetzen, als daß mich jetzt, da ich dies schreibe, ein Trauergefühl anwandelt, darüber, wie wenig Menschen doch eigentlich zu leben, und den Genuß ihres Lebens und seiner Güter sich selbst zu erhöhen wissen, da doch die Mittel hierzu so einfach, so zur Hand sind. Auch Menschen, die sonst — Doch nein; ich wollte ja nichts weiter hinzusetzen. Ich gehe zurück zum Anfang unsers Mahls.

Nach einem kurzen Schweigen hatte der Hausvater freundlich das Wort genommen, und mit Wenigem, das aber zupaßte, hatte er uns unvermerkt in ein heiteres Gespräch geleitet, wobei er viel lieber zu haben schien, wenn wir, und namentlich auch die Mädchen, munter schwatzten, als wenn er selbst viel zu sprechen veranlaßt gewesen wäre. Dabei wußte er auf eine, theilnehmend sich Jedem aneignende Weise bald die, bald jene auf ein ihr besonders werthes Pferdchen zu heben,

wo sie eine Weile hintrottete und auch sich am vortheilhaftesten ausnahm; Jede nach ihrer Art. Bei Schreiberin dieses mußte er freilich erst fußen und veranlaßte sie darum zu allerlei Reisebemerkungen. So waren wir an's Desert gekommen; da wendete er sich an die Schwester mit der Frage, ob sie mir schon vom heut'gen Abend gesagt hätte. Ich habe Alles über sie selbst vergessen, antwortete die gute Seele. Ich meine, wir senden zu den Freunden, fuhr er fort: die Schwestern werden heute noch einander allein zu genießen wünschen. Ich merkte: ich bat, doch ja Alles in seinem Gange zu lassen. Höre wenigstens erst, was es ist, sagte Ottilie. Wir stehen mit zwei uns ganz vorzüglich lieben Familien in einer musikalischen Verbindung. Wir kommen im Winterhalbjahr jeden Sonntag, im Sommer seltener, wenn's Einem nun eben gefällt, wechselsweise bei einander zusammen, Gesangmusik auszuführen und dann bei einem mäßigen Mahle möglichst vergnügt zu seyn. Wir hatten sie für heute eingeladen: aber wir leben mit ihnen so vertraulich, daß wir ohne das geringste Bedenken ... Es versteht sich, daß ich jene Bitte wiederholte. Nun erfuhr ich nach

und nach mehr von dieser Verbindung: höre jetzt nur Folgendes, lieber Mann!

Alle Mitglieder sind für Musik gebildet; wie denn nun einmal, sagte der Schwager, Musik die herrschende Kunst unsers Zeitalters ist. Es ist damit, meinte er, wie früher, vorzüglich in Italien und den Niederlanden, mit der Malerei, und wieder früher mit der Poesie; und wie nun in jenen Jahrhunderten, wer zu den Gebildeten überhaupt gehören wollte, bis auf einen gewissen Grad, dort für Malerei, dort für Dichtkunst gebildet ward, so nun für Tonkunst. Es ist nun einmal so, und ganz in der Ordnung, daß es so ist. — Als Grundgesetze erkennt diese Gesellschaft folgende an. Jedes Mitglied, seinen Kräften gemäß aufgefordert, übernimmt zur Ausführung, wozu es eben aufgefordert wird. Keine fremden Zuhörer — damit uns die Kinder nicht verschüchtert werden, sagte der Hausvater. „Und eitel,“ sagte er nicht, dachte es aber gewiß — und was er mehr dabei denken mochte. Festbestimmte Zeit. Die Musik selbst, mit den kleinen Zwischenpausen, höchstens gegen zwei Stunden. Nur gute, ja nur die allerbesten Compositionen: alt oder neu, das ist gleichgültig. Mehr Manchfaltigkeit

hinein zu bringen, und auch dem individuellen Geschmacke sein Recht einzuräumen, wählt allemal der Wirth, was auszuführen ist, wobei ihm, wenn er's bedarf, des Schwagers reiche, und auch mit höchst seltenen Werken aller Zeiten und Nationen geschmückte Sammlung zu Diensten steht. — Alle eigentliche Theater- oder Virtuosen-Musik ist ausgeschlossen. Das befremdete mich. Der Mann antwortete: Was gute Theater- oder Virtuosen-Musik erst zu dieser macht, das fällt ja auf dem Zimmer, am Pianoforte, weg; und so ist es ohne Zweifel am besten, sie selbst auch wegfallen zu lassen. — Kein, wenn auch sonst noch so gutes Gesangstück, ohne zugleich guten Text. Wie ist es da möglich auszureichen? fragte — Du merkst schon an dem Albernen der Frage, wer? Was uns einmal vorzüglich werth geworden, antwortete er, das wiederholen wir von Zeit zu Zeit; und fast ohne Ausnahme wird es uns dadurch nur immer werther. Ueberdies, setzte er hinzu, ist der Reichthum an wahrhaft trefflichen Werken dieser Kunst so groß, wenn wir ihn nur aus den letzten zwei Jahrhunderten aufzusuchen und in alle Gattungen und Schreibarten einzugehen wissen, daß ich gar nicht hoffen darf so lange zu

leben, um jedes, selbst der vorzüglich schönen Stücke meiner Sammlung nur ein einziges Mal zu hören. — Die Anordnung ist, in der Regel, jedesmal diese: vom Ernsten und Schwierigen allmählich zum Heitern und Leichten; übrigens in der ersten, größern Hälfte (nach dem allgemeinen Ausdruck) geistliche Musik; in der zweiten, kürzern, Lieder, ein- oder mehrstimmige. Vor Anfang der Ausführung, beim Thee, theilt jedesmal der Wirth der Gesellschaft über die von ihm gewählten Hauptstücke und ihre Verfasser das mit, was er für nöthig hält, Allen die rechte Ansicht davon, das Verstehen, das Unterscheiden derselben, mithin die Eingänglichkeit in sie, zn erleichtern, die Gemüther dafür zu stimmen, die Erwartungen aus dem Unbegränzten auf den rechten Punkt zu leiten — Lieber Albert, Du glaubst nicht, wie viel eben damit, außerdem, daß es überhaupt lehrreich und unterhaltend ist, für die Sache selbst gewonnen wird, und vornehmlich bei uns Weibern, die wir, all' unsers Singens und Spielens ungeachtet, dennoch . . . Nun, Du weißt das ja von mir, Deinem „lieben Leiden!“ — Soll ein Stück beginnen, so lieset allemal Einer erst den Text laut vor, *und ist dieser in*

einer nicht Allen geläufigen Sprache, so übersetzt er ihn — —

Das mag für jetzt genug seyn, lieber Mann. Deine arme Therese, ohngeachtet sie, wie alle ihre Geschwister, von früh an Musik über Musik gemacht hat, hörte von diesem Allen, wie sie interessante Erzählungen von schönen, unbekannten Ländern und ihren Sitten anhört. Sag' aber: ist es nicht Alles so verständig und einfach, so natürlich, so zweckmäßig, und auch so leicht in's Werk zu richten, daß man glauben sollte, es müßte überall, wo sich Leute zu ähnlicher Absicht zusammenthun, auch so seyn? Aber sag: wo ist es? und warum ist es nicht? Ei nun, mein freundlicher Ehegespons: an einem gewissen Orte, hoff' ich, wird es auch so werden! O ja, ja; ich weiß: es wird so werden — oder ähnlich, und nicht minder gut, nicht minder schön! Sieh, ich gebe Dir in diesem Augenblick (in Gedanken, leider, blos) den herzlichsten Kuß als Auf- und Werbegeld! — —

Hier öffnete Klärchen ganz leise die Thür ein wenig, und steckte das Rosenknöspchen ihres Antlitzes in der Lücke auf. Das liebe Mädchen wußte, ich wollte diesen Morgen ungestört schreiben. Da

ich mich umwendete, und, die Feder weglegend, rief: Nur näher! legte sie den Zeigefinger auf die Lippen, trat auf den Zehen herzu, küßte schweigend mir Hand und Stirn, und schwebte eben so wieder hinaus. Dies, und daß ich hier den dritten Bogen anlegen muß, erinnert mich, ich habe schon viel geschrieben und müsse mich zu Ende treiben.

Als wir gestern Mittag aufgestanden waren, ging ich in mein Zimmer, und, angegriffen, wie ich war, nickte ich ein. Ich schlummerte so lange, daß ich's nicht sagen mag, und so sanft und erquikkend, daß ich's nicht sagen kann. Dann brachte ich meine kleine Einrichtung vollends zu Stande, that noch etwas für meine Toilette, (das Häubchen blieb — versteht sich!) und ging dann hinüber. Ich fand schon Alles vorgerichtet. Die Mutter mit Rosalien auf dem Sopha, Klärchen umherquirlend, erwarteten die Gesellschaft: denn es gehört zur Verfassung, daß man schon sechs Uhr sich versammle. Kaum hatte es ausgeschlagen, so kam diese auch: der Regierungsrath U. mit zwei Töchtern, von früh an Gespielinnen und nun Herzensfreundinnen unsrer Mädchen, auch mit ihnen in gleichen Jahren, das heißt, neunzehn und

sechzehn. Zugleich trat der Hausvater ein durch die andere Thür. Während ich vorgestellt und die gewöhnliche Vorbereitung jedes Zusammenseyns abgethan wurde, hatten die vier Mädchen dort in der Ecke am Ofen ihr Fest und die pispernden Züngelchen rührten sich wacker. Jetzt kam der Doctor F. (Er soll ein sehr geachteter Schriftsteller in seiner Wissenschaft seyn: Du wirst's wohl wissen; ich wußte nichts.) Er brachte seine, gleich auf den ersten Anblick befremdlich auffallende und einnehmende, aber, wie es scheint, kränkliche Frau; und sein Bruder, ein schöner, junger Mann, der angestellt ist — ich weiß nicht mehr, als was? dieser folgte. (Laß mich hier in Klammern lachen über uns Weiber und lache mit. Kaum hatte ich diesen Herrn Bruder in's Auge gefaßt, so dacht' ich: Halt! da muß was stecken! und lauerte den ganzen Abend. Aber es steckt Nichts.) Endlich kam auch der Großpapa; nehmlich der geheime Rath S., der Vater von des Schwagers erster Gattin. Alle diese schildere ich Dir ein ander Mal; nur vom letzten kann ich nicht lassen, wenigstens das zu sagen: Etwas das innerste Herz Erquickenderes kann es im geselligen Beisammenseyn wohl nicht geben, als die innige,

ehrfurchtsvolle Liebe und Fürsorge unsrer Mädchen gegen den alten, etwas umständlichen Herrn, der in seinem Bezeigen — wie sag' ich? mehr langsam-vorsichtig, als unbeholfen ist, und seine milde Zärtlichkeit gegen sie in sanfte Würde einhüllet. Nun ist es aber gar anmuthig, wie bald dies bald das in seinem Wesen diese Hülle lüftet, ja selbst das herzliche Wohlgefallen an ihrer äußern Erscheinung hindurchblicken läßt; was auch den Jüngferchen gar nicht entgeht, und worauf sie sich im Geheim wohl etwas zu Gute thun mögen. Ich aber — daß Du es nur weißt — ich bin in den Großpapa verliebt, rein verliebt. Damit Dich das weniger wundert und mehr zur Nachsicht geneigt macht: so gehe in mein Wohnzimmer, stelle Dich vor den großen Kupferstich, den Du mir an meinem letzten Geburtstage aufgehangen hast — Du weißt: es ist der Maler Benjamin West mit seiner Familie, von ihm selbst gemalt und unter seiner Aufsicht gestochen; fasse Wests Vater, der dem Schwiegervater zur Linken sitzt, scharf in's Auge; nimm ihm in Gedanken den Quäkerhut ab und ziehe ihm, statt des wollenen, ein schönes, schwarzsammtenes Kleid an: nun, dann hast Du den herrlichen Mann, wie er leibt und lebt;

und kannst versichert seyn: wirst Du, nach fast einem halben Jahrhundert, auch so ein Großväterchen, so verliebe ich am Krückenstocke mich auch noch einmal in Dich; und das tüchtig. —

Wir hatten etwa eine halbe Stunde beisammengesessen und geplaudert, was Jedem eben einfiel, als der Hausvater das Wort nahm: Nun hab' ich Ihnen aber, ehe wir zum Instrumente gehen, Rechenschaft von dem zu geben, was ich für diesen Abend gewählt habe. — Da war's mit Eins stille; und auch die Mädchen setzten sich zurecht, um mit Ohren und Augen zu hören. In der ersten Abtheilung wollen wir diesmal, fuhr der Schwager fort, ein eben so seltenes, als vortreffliches Werk zu Gehör bringen: das Stabat mater von Astorga. Astorga? fiel ich vorlaut ein; hab' ich doch selbst den Namen noch nie gehört. Lassen Sie sich das nicht wundern, antwortete er. Es gehört zum Schicksal jeder Kunst, die noch in der Periode größerer Erweiterung und Fortbildung steht, daß fast Alle zunächst nach dem Neuen fragen; es ist immer so gewesen, und im Allgemeinen auch nicht zu tadeln. Nun ist es aber lange her, daß dieser treffliche und edle Mann gelebt hat; seine größern Werke, die überdies

nicht eben zahlreich gewesen zu seyn scheinen, sind, bis auf wenige, verloren gegangen, oder liegen in Bibliotheken Spaniens und Italiens, vielleicht auch im kaiserlichen Musikarchiv zu Wien und in Klosterbibliotheken zu Prag verborgen. Ueberdies ist von ihm selbst und seinem Leben bisher so wenig bekannt gemacht, daß auch der fleißige Gerber in seinem „Tonkünstlerlexikon," ohngeachtet er alle frühern Geschichtschreiber dieser Kunst benutzt, doch nur einige und nicht einmal ganz richtige Zeilen von ihm beizubringen gewußt hat. Um so mehr, und da das Leben Astorga's an sich anziehend ist, gereicht es mir zum Vergnügen, Ihnen mehr davon mittheilen zu können. Ich habe den Stoff dazu unvermutheter Weise in Werken gefunden, wo sonst ganz Anderes zu suchen ist, und wo, obgleich nur nebenbei, des Mannes gedacht wird. (Er nannte den Herrn einige ältere Werke über die Geschichte einzelner italienischer Staaten, und einige Sammlungen Flugschriften oder Briefe aus jener Zeit.) Wenn ich diese vereinzelten Notizen, so gut ich kann, verbinde und die Lücken nach Wahrscheinlichkeit ausfülle: so kommt etwa Folgendes heraus — —

Du magst Dir denken, lieber Mann, wie wir aufhorchten, und wie, nach Art der Einen oder der Andern, vor Begier, alles aufzufassen, hier die Hände mit dem Strickstrumpf in den Schooß sanken, dort die Nadeln nur desto schneller fipperten. (Unter welche gehörte Deine Therese? Sag': unter welche?) Von dem aber, was wir erfuhren, erhältst Du auf beiliegendem, ach, dem vierten Blatte, nur einen Umriß, dem ich am Rande zuweilen ein Einschiebselchen anhänge.

Emanuele d'Astorga war der Sohn eines der angesehensten sicilianischen Reichsbarone, der abwechselnd in Palermo und auf seinen Besitzungen gelebt zu haben scheint. Hier wurde Emanuel um das Jahr 1680 (wahrscheinlich ein Jahr später) geboren. Der Vater, ein kühner, rauher Mann, stand auf bedeutendem Posten in Kriegsdiensten. In den Verwirrungen, Streitigkeiten und Kriegen um die Unabhängigkeit Siciliens und des Adels in ihm, oder um des Landes Vereinigung mit Neapel, und Neapels mit Spanien, unter Ein königliches Scepter, trat er auf als Kämpfer gegen die verbindende Monarchie, und als Häuptling eines jener, in der ältern italienischen Geschichte nur allzubekannten, wüsten Sol=

datenhaufen, die den Krieg blos als Handwerk trieben und mit wilder Tapferkeit jedem Führer — gleichviel welchem, wofür und wogegen — sich hingaben, bis ein anderer mehr zahlte. — (An den Rand: Unser Erzähler schilderte, indem er sich mehr an uns Frauen wandte, dies Wesen oder Unwesen, so wie die Lage der Dinge überhaupt, auf eine graunliche, aber darum nur desto anziehendere Weise. Deiner unwissenden Frau kam das Ganze dem ähnlich vor, was uns Walter Scott vom Zustande Schottlands in früher Zeit und von seinen Häuptlingen erzählt; nur freilich alles mit italienischer Eigenthümlichkeit, wie dort mit schottischer.)

Der Knabe mag vornehmlich der Erziehung der Mutter überlassen gewesen, und daher zunächst es gekommen seyn, daß sich, bei feurigem Geist, ein ungemein zarter, inniger und frommer Sinn in ihm ausbildete, der ihm denn auch lebenslang eigen geblieben ist. Wir verlieren Emanuel aus dem Gesicht, ohne von seiner Erziehung etwas zu erfahren, außer, nach den Folgen, daß seine großen Naturgaben für die Tonkunst frühzeitig müssen bemerkt und sorgsam ausgebildet worden seyn; wir verlieren ihn aus dem Gesicht,

bis zu den furchtbaren Scenen in Neapel und Sicilien im Jahr 1701. Sein Vater war in die Verschwörung verwickelt. Verwegen und trotzig alle Versöhnungsmittel verschmähend, wollte er mit dem Degen in der Faust fallen; ward aber von seinen eigenen Söldnern, deren Forderungen er nicht mehr befriedigen konnte, verrathen, ausgeliefert, und, um die Andern durch Schrecken niederzuhalten, mit noch Einem seines Gleichen zum Tode auf öffentlichem Blutgerüst bestimmt. Mutter und Sohn mußten seine Hinrichtung mit ansehn: jene starb unter Zuckungen des Entsezzens, dieser verfiel in einen Zustand dumpfer Bewußtlosigkeit. Die Güter der Familie wurden eingezogen, alle Theile derselben verwiesen. Der Jüngling flohe nicht; alles Zuredens ungeachtet war er von der Stelle nicht wegzubringen, wo er Vater und Mutter unter so gräßlichen Verhältnissen hatte verscheiden sehen. Das Volk, dessen Rache, nun gesättigt, dem Erbarmen gewichen war, beschützte und versorgte ihn; und so scheint er einige Zeit an diesem Orte gelebt zu haben. Das Gerücht davon kam zu den Ohren der Prinzessin Ursini, der Oberhofmeisterin der Königin, die auf diese von so entschiedenem

Einfluß war, als die Königin auf ihren Gemahl, Philipp den fünften. Die Prinzessin nahm sich des unglücklichen Jünglings an und ließ ihn zur Versorgung und Beruhigung seines irren Geistes in ein Kloster bringen; und zwar, damit er von den Gegenständen seines Schmerzes weit entfernet würde, vielleicht auch, damit er nicht wider Wissen und Wollen auf das Volk wirkte, in ein entlegenes Kloster — nach Astorga, einer Mittelstadt im spanischen Königreiche Leon. Hier hat er einige Jahre verlebt und von diesem Aufenthalte fortan, statt des geächteten, den Namen d'Astorga angenommen. — (An den Rand: Eine gewisse, hier schwerathmende Frau wagte, die Frage einzuschalten, wie er denn eigentlich geheißen habe. Wunderbar genug, war die Antwort: man weiß es nicht. Bis auf den Namen ist sein Haus vertilgt worden, und wo des Vaters gedacht wird, geschieht es nur, als des Barons oder des Jeronimo.) —

In dem Kloster war dem guten Jüngling beschieden, alles zu finden, was er wahrhaftig bedurfte: einen geistvollen, frommen Vertrauten, einen sorgsamen Arzt, und, in jenem Zeitalter

der Culmination italienischer Tonkunst *), einen gründlichen Meister derselben, der sich des neuen Schülers eben so sehr erfreuete, als dieser des liebevollen Lehrers. So trat denn Emanuel, nach etwa zwei Jahren, wieder in die Welt hinaus, geläutert, beruhigt, höher gestellt in seinem Charakter; von neuem erblühend in seltener Schönheit; als Künstler aber, in der Composition der Meisterschaft sich nähernd, im Gesange sie ergreifend. (Seine Stimme war ein überaus schöner, sanfter und herzrührender Tenor.) Genie, Talent, Neigung und gesammte Individualität, welche letztere durch die Verhältnisse seines Knabenlebens, durch die darauf folgenden Erfahrungen, nun durch die Einsamkeit des Klosterlebens nur noch mehr befestigt worden seyn mag, bewogen ihn, sich fortan vor Allem der Tonkunst zu widmen; und da sein ganzes Leben von jeher weit mehr nach Innen, als nach Außen gerichtet war: so scheint diese, einzelne Zwischenfälle abge-

*) Es lebten damals, und in ihren besten Jahren: Durante, Feo, Marcello, Scarlatti, der Vater, Lotti, Fago, Caldara, Perti u. A.; und sie wirkten um so ausgebreiteter, da die meisten von ihnen verbunden wirkten, und, durch ganz Europa geachtet, eigenen großen Musikschulen vorstanden.

rechnet, ihm auch lebenslang genügt zu haben. Also finden wir ihn wieder im Palaste des Herzogs Franz von Parma. Wie er dahin, und in so große Gnade bei diesem Fürsten gekommen: das wissen wir nicht. Das Einzige lehrt die Folge, daß er im zwei oder drei und zwanzigsten Lebensjahre in dessen Dienste getreten, mit liebreicher Auszeichnung, und auch seiner Geburt gemäß behandelt worden, und die Seele der ausgesuchtesten Kammermusik seines Gebieters gewesen ist. Seiner entschiedenen Vorliebe für den Solo-Gesang (doch auch in mehrern Stimmen,) und jener seiner Lage ist es wohl zunächst zuzuschreiben, daß fast alle seine Compositionen, auch aus späterer Zeit, zu dieser, dem Stoff und der äußern Form, nicht aber dem Geiste und der Kunst nach, einfachen Gattungen gehören, auch blos vom Klavier oder dem Quartett begleitet sind: ein besonderes Verhältniß aber, das für ihn wieder zur schweren Prüfung ward, ist ohne Zweifel Ursache, daß er in dieser Gattung schon jetzt einen Grad der Meisterschaft erreichte, wie ihn nur sehr wenige der größten Künstler irgend einer Zeit und irgend einer Nation erreicht haben.

Dies besondere Verhältniß geben uns, die

seiner gedenken, aus leicht begreiflichen Ursachen mehr zu errathen, als daß sie es darlegten. Es ähnelt dem des Torquato Tasso am Hofe Alphonsens von Ferrara: aber — so verräth wenigstens der Ausgang — mehr, wie dies Göthe darstellt, als wie es, leider, war. Astorga's zahlreiche, kleine, rührende Cantaten für den Sopran und Tenor, seine köstlichen Duette für dieselben Stimmen aus dieser Zeit, waren alle für seine erlauchte Schülerin und ihn selbst geschrieben. (An den Rand: Du magst Dir denken, lieber Albert, wie wir Frauenzimmer vollends hier aufathmeten; wie wir dies zarte und doch ängstende Verhältniß bis aufs Pünktchen ausgemalt zu sehn brannten: aber der grausame Mann gab uns Nichts, als was hier steht, und ohngefähr mit denselben Worten.) Später, dieser Gattung und der ihr eigenthümlichen Schreibart einmal vorzüglich gewohnt, und, vielleicht nicht ohne Hineinspielen der Erinnerung an seine Jugendzeit, blieb er ihr fort und fort vorzüglich zugethan; selbst sein vortreffliches Stabat mater und Requiem, (von welchem letztern sich jedoch nur einzelne Sätze wollen vorfinden lassen, weshalb man zweifeln möchte, ob er es vollendet)

beide aus später Zeit, gehören größtentheils dieser Gattung und Schreibart zu: nur daß Alles hier, in den Hauptsätzen, so hoch gesteigert und so vollendet ausgeführt wird, als dies ohne Ausgreifen in Fremdartiges, möglich scheint. *)

---

*) Astorga's Kunstcharakter, so weit dieser sich aus den besten der angeführten Werke beurtheilen läßt, (andere kennt der Verfasser nicht,) dürfte in der Kürze also zu bestimmen, und durch Vergleiche anschaulich zu machen seyn: In Erfindung, Geschmack und Kunst der Ausarbeitung: am nächsten dem Durante, außer, wo sich dieser zum Grandiosen und Breiten erhebt, wozu Astorga in seiner Sphäre keinen Raum fand; aber im Ausdruck noch inniger, viel zarter, auch in der Ausarbeitung der Einzelnheiten noch sorgsamer, als jener, in seinen Werken derselben Gattung. In Hinsicht auf Fluß und Singbarkeit dem (etwas spätern) Leo verwandt: aber eigenthümlicher; gewissermaßen auch dem (gleichfalls spätern) Pergolesi: aber mit weit mehr Tiefe, fester Haltung und Gründlichkeit. Im Styl, das Wort technisch genommen, dem Marcello befreundet: aber ohne, wie dieser meistens, seine Kunst der Poesie unterzuordnen, und im Mehrstimmigen ihn bei weitem überflügelnd. Hieher gehört, und wäre ganz besonders hervorzuheben, Astorga's bewundernswürdige, höchstseltene Kunst, Fertigkeit und Sicherheit, einfachschöne, ausdrucksvolle Melodieen in immer neuer Weise contrapunktisch zu verflechten, und — was ihn absonderlich unterscheidet — dies zu thun, ohne daß diesen Melodieen, hinsichtlich

Der Herzog durchblickte endlich das, wenn noch so unschuldige, doch nichts desto weniger gefährliche Verhältniß. Huldreich und fürsorgend sandte er seinen Liebling mit den besten Empfehlungen dem Kaiser, Leopold dem ersten, zu; von welchem eifrig frommen und Musik liebenden Monarchen dieser denn auch gnädig aufgenommen, seines Umgangs gewürdigt und in jeder Hinsicht ausgezeichnet wurde. Aber wenige Jahre darauf (1705) starb Leopold; und wie unter seinem Sohne und Thronfolger, Joseph dem ersten, sich gar Manches änderte, mag sich auch Astorga's

---

der Faßlichkeit und des Ausdrucks, der geringste Eintrag geschieht. In dieser trefflichen Eigenschaft hat es ihm nie Einer, wer er auch sey, zuvor, und nur Mancher in einzelnen Stücken gleich gethan. — Lesern, die Kenntniß der Malerei besitzen, und die abzurechnen wissen, was bei solchen Zusammenstellungen allezeit abzurechnen ist, könnte vorgeschlagen werden, sich unsern Meister als den Parmesano, oder noch besser, als den Palma vecchio der Tonkunst (den letztern in seinen kleinern Compositionen und Staffeleigemälden) zu denken. Einen Dichter, der in gleichem Maße ihm ähnelte, wüßte ich nicht anzuführen; wenigstens keinen Deutschen. Die Sinnesart und Gehalt wie er besitzen, sind der Formen und Ausdrucksmittel nicht so mächtig: und die dieses sind, besitzen nicht Sinnesart und Gehalt wie er.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lage geändert haben. Wir sehen ihn bald nach jenem Regierungswechsel, doch unter ehrenvoller Belobung, scheiden; und Alles, was über den Rest seines Lebens — die größere Hälfte desselben — sich noch hat ausfinden lassen, kommt auf folgendes Wenige hinaus.

Seit die Dinge in Spanien, Neapel und Sicilien einige festere Haltung gewonnen hatten, erhielt Astorga durch Betrieb der Herzogin von Ursini und die Gunst der Königin eine jährliche Unterstützung, die ihn in den Stand setzte, frei, und einigermaßen seiner Abkunft und Erziehung gemäß, zu leben. Er benutzte diese Freiheit, nach und nach fast alle gebildete Länder Europa's und ihre Fürstenhäuser kennen zu lernen. Ueberall war er geachtet und willkommen. Mit seiner Kunst trat er nie und nirgends öffentlich auf *): sondern, wie er seine Compositionen nur handschriftlich mittheilte, so sang er sie auch, sich selbst auf dem Klaviere begleitend, nur ausgewählten

*) Woher Hawkins, und aus ihm Gerber, die Nachricht von dem einzigen Falle des Gegentheils genommen, daß er nehmlich 1726 sein dramatisches Idyll, Daphne, zu Breslau aufgeführt habe, und wie viel Glaube dieser Nachricht beizumessen, wäre erst zu untersuchen.

Cirkeln vor. Ueberhaupt wußte er und war geübt, in all seinem Thun und Bezeigen eine gewisse sanfte Würde und Zurückhaltung, die aber nur um so mehr für ihn einnahm, zu behaupten; und wie auf ihn anwendbar war, was dort vom Tasso gesagt wird:

Er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An seinem Leib nicht dulden; Alles soll
Ihm fein und gut und schön und edel stehn —

so will man auch nie ein unedles, unfeines Wort von seinen Lippen vernommen haben. So zeigte er sich im Laufe von zehn bis zwölf Jahren in Madrid, Lissabon, in mehrern Hauptstädten Italiens (nur sein Vaterland, für ihn den Schauplatz des Entsetzens, vermied er), in London, Paris, dann wieder auf kurze Zeit in Wien, nun in Prag; und jetzt verschwindet er unsern Augen gänzlich. Wahrscheinlich, daß er in Böhmen, außer der romantisch schönen Natur, damals das fand, was er zunächst bedurfte: friedliche, in seiner Weise religiöse, in seiner Kunst ausgezeichnete Menschen; und daß er darum hier, entweder in klösterlicher oder doch in einer, dieser ähnlichen Stille und Zurückgezogenheit, seine Tage beschloß — wann? das wissen wir nicht, sondern nur, daß

es in mittlern Mannesjahren geschahe. Sein Stabat mater scheint er in London geschrieben zu haben; wenigstens besaß dort von lange her die Academy of ancient Music die Abschrift desselben, von welcher die andern ausgegangen sind — —

Nun, mein lieber Mann, wunderst Du Dich nicht, daß ich das Alles so genau habe merken und so präcis hinschreiben können? Ja, ich würde mich auch wundern, wenn ich es mir von mir zugeschickt bekäme! Hernach würde ich den Kopf schütteln. Sie hat mit dem Nachbar gepflügt, würde ich sagen; und sieh', da hätt' ich eine — Unwahrheit gesagt. Nicht nur gepflügt nehmlich, sondern auch gedüngt, eingesäet, geschnitten, und was weiß ich! Die Mord-, die Liebesgeschichte, eine herzliche Zuneigung zu dem Künstler, und eine sanfte Begier, jenes sein Werk zu hören — das war mir von der Mittheilung des Schwagers geblieben: sonst nichts Rechts, das ich wüßte. Da ich Dir doch aber etwas Rechts senden wollte, ging ich den Schwager an, der mir denn einen Band seiner „Studien“ gab: das heißt, einen Quartanten, worein er, eigentlich nur für sich selbst, aufzeichnet, was er gedacht, gefunden rc.,

und was er nicht vergessen will. Aus diesem ist Alles abgeschrieben; und will ich wenigstens den Ruhm behaupten, ehrlich zu seyn. — Aber nun denke Dir, guter Albert, wie durch diese Vorbereitung Alle, gleich mir, brannten — die Einen, das Werk so genau und trefflich auszuführen, die Andern, es so vollständig, so liebevoll und so recht in seiner Art aufzunehmen, als irgend möglich. Und wie gelang nun Beides! wie ward es Beides uns Allen dadurch erleichtert, daß wir, wie ich schon gesagt, nach erhöhetem Interesse daran überhaupt, eben in die rechte Stimmung dafür versetzt waren, und unsre Erwartungen davon nicht in's Blaue hinausgingen, sondern sich genauer bestimmt, sich eben auf den rechten Punkt beschränkt hatten!

Von dem Werke selbst, und auch von seinem tiefen, theilweise frommentzückenden Eindrucke zu sprechen, bin ich nicht im Stande. Lebenslang werde ich Beides nicht vergessen, tausendmal mit gerührter Freude daran denken; namentlich an das köstliche Terzett:

> O quam tristis et afflicta
> Fuit mater benedicta —

Lieber Albert: Dies ist mir so in die Seele

gedrungen, hat mit dieser sich so vereinigt, daß ich es, wie es ist, in mir trage, von innen heraus höre, und (laß es mich gestehen) vor Schlafengehen gebetet habe: Gieb, daß ich es noch höre, wenn ich einst auf dem Sterbelager ruhe! — —

Hier hab' ich wirklich wieder eine Pause nach jener Deiner Anweisung machen müssen. Eh' ich nun ruhiger forterzähle —

„Mein lieber Herr und Ehewirth! magst Du
„Ein redlich Wort von Deinem Weib vernehmen?“

Sie hat ein dreifach Wort: Das erste heißt so: Ihr fähigen, uns theuren Männer! Wenn ihr wirklich wollt, daß wir Weiber euch etwas seyn und leisten sollen, das nicht gerade im Umkreis unsers natürlichen und nächsten Berufs liegt: so geliebet, euch unsrer hübsch anzunehmen; aber um's Himmels willen nicht so, daß ihr blos hinaufschraubt, zuschürt und erhitzt — bei welchem Erhitzen wir leicht verkalken, mürbe werden an Geist und Leib, und abbröckeln: sondern so, daß ihr uns ohne Vorfragen bestimmt zu etwas Würdigem hinführt, wo wir mitkönnen, auf Wegen, wo wir mitwollen; und daß ihr das thut, ohne Süßes und ohne Herbes, mit Ernst,

aber auch mit Neigung. So und dazu euch zu folgen — weiß Gott, sind wir Alle bereit; und wie verschieden auch die Anlagen und Kräfte, wie groß da und dort die Hindernisse des Leichtsinns, der Flüchtigkeit, der Eitelkeit, und so weiter: nennt mir Eine — eure Geduld vorausgesetzt, wofür wir euch aber allemal auf andere Weise entschädigen — nennt mir Eine, bei der Hopfen und Malz verloren ginge, außer, wenn sie schon früh durch und durch geistig vernichtet — ich meine: in Nichtigkeiten geistig aufgegangen ist! —

Mein zweites Wort heißt ...

Ach, da kommt Ottilie. Wie? was? ruft sie. Weißt Du denn, daß es bald Mittag ist? Und Du sitzest noch auf derselben Stelle, und glühest über und über? „Ich muß nur erst noch ...“ „Nichts mußt Du noch! gar nichts! Es kommen der Tage mehrere! Ich weiche nicht vom Fleck, bis Du geschlossen hast!“ — Ich bitte: es hilft nichts. Sie klingelt nach Licht. Nein, das ist zu arg: sie nimmt mir das Schreibzeug weg. „Ottilie, höre doch: nur noch einen vernünftigen Abschied!“ — „Wer einen vernünftigen Brief fünf Bogen lang erhält, der denkt sich den schon selbst dazu!“ —

„Ottilie: nur noch eine Feder voll! im Ernste!“ — „Nun da! aber nicht mehr!“ Was will ich machen? Für heute also nur das herzlichste Lebewohl, Du lieber, guter Albert! Tausend Grüße... O weh: aus ist's! Also nur mit Bleifeder: Deine getreue Therese.

Aus Theresens zweitem Briefe.

Wie soll ich Dir danken, Du lieber, guter, freundlicher Mann, für Alles, Alles, was Du geschrieben hast — nicht, wie (vergieb!) der Herr Professor, auch nicht, wie der Herr Gemahl; nein: wie der Mann der Frau, der liebende Mann der liebenden — seiner Frau? Wär' ich der Rede, der schriftlichen, so mächtig, wie Du: dann müßte sie mir jetzt strömen, wie ein warmer Frühlingsregen. Und wie der Georg im Götz von Berlichingen sagt: „Ein braver Reiter und ein rechter Regen dringen überall durch“ — so müßte sie auch bei Dir durchdringen. Nun, wir wollen sehen! —

So! Das wäre denn also von der Gattin abgemacht und von der Hausfrau angeordnet: nun kann die Gesammt-Therese fortfahren, womit sie anfing. Womit fing sie denn an? Mit der Frage: „Wie soll ich Dir danken“ — Neulich saßest Du am Schreibtisch und unser alter Christian ging bedenklich um Deinen Stuhl herum, bis er endlich in die große Frage ausbrach: Soll ich Ihnen zum Ausgehn Schuh' oder Stiefeln hinsetzen? „Thu', und frag' nicht!“ riefst Du ihm zu. Das hab' ich mir gemerkt. Ich will auch thun und nicht fragen; was Dich freut, will ich thun. Nun hat Dich offenbar in meinem Briefe die, wiewohl abgebrochene Schilderung jenes musikalischen Abends am meisten gefreut: da hast Du denn die Schilderung des zweiten, des gestrigen.

Die Versammlung war diesmal beim Doctor F. Wie nun dieser selbst weit ein Anderer ist, als der Schwager, so war auch die Unterhaltung weit eine andere, und doch auch wieder dieselbe, da die Mitglieder, wie verschieden sonst, im Wesentlichen der Ansichten und des Sinnes und der Neigungen einander gleich sind — welches Verschiedene und Gleiche, vereint, erst recht hübsch ist, mehr Manchfaltigkeit in die Sache bringt, die

Erwartungen wechseln läßt und doch nicht abschweifen, und alles stets von neuem anfrischt, ohne daß man fremdartiger Hülfsmittel bedürfte. Nimm nur fürlieb, wie ich Dir's vorbringe; denn heute hilft mir kein solider Quartant, sondern blos, daß ich mit der Schwester und den Mädchen alles diesen Morgen durchgeredet, hilft mir ein wenig.

Als das Gespräch sich zum eigentlichen Zweck der Gesellschaft lenkte, nahm der Doctor ohngefähr also das Wort: Ich hoffe, die Freunde werden sich, wie sie schon öfter gethan, gefallen lassen, daß ich für den ganzen Abend nur Ein Werk ausgewählt habe, das wir, unter gewissen Einschränkungen, auch ganz zu Gehör bringen können. Dem praktischen Arzte, wie vielleicht jedem durchaus praktischen Manne, thut es wohl, wenn, womit er sich beschäftigt, in seiner innern Construction, wie eine Krankheit, einen historischen Verlauf hat. Den Frauenzimmern, irr' ich nicht, gehet's auch so. — Wir gaben ihm Recht, nachdem er uns erst deutlicher gemacht hatte, was er meinte. — Das Werk, fuhr der Doctor fort, gehört zu einer Gattung, die ehedem, und nicht mit Unrecht, überaus beliebt war, jetzt aber fast

gänzlich zurückgesetzt wird; es ist eine, in die Breite ausgeführte, dramatisierte Cantate.

Hier entspann sich eine Zwischen-Erörterung unter den Herren, woher es wohl komme, daß diese würdige und anziehende Gattung jetzt dies Schicksal erfahre. So viel ich mich erinnere, kamen ihre Meinungen darauf hinaus: Es ist den Componisten sehr erschweret worden, in ihr, dieser Gattung, sich auszuzeichnen. Und das darum. Die dramatisierte Cantate ist, zuerst und auch am herrlichsten durch Händel, bis zum Oratorium gesteigert worden; auch hat man Stoffe, welche sich zunächst für sie eigneten, und in der Musik einen Styl — eine Behandlungsweise überhaupt — wie beides ihr vorzüglich angemessen, in neuester Zeit in die Oper eingeführt. Was nun das letzte betrifft, meinte man: so wird die Menge immer und überall bei geistigen Erzeugnissen die vorziehen, die zugleich den meisten Sinnenreiz gewähren: sonach will sie jene Gattung lieber von der Bühne, durch Handlung belebt und vergegenwärtigt, durch Kleider, Decorationen und andern Apparat geschmückt, als einfach im Concerte haben. Hierzu kommt, fuhr man fort: Unsere Sänger und Sängerinnen sind in

neuester Zeit, besonders durch Nachahmung der jetzigen Italiener, in Fertigkeit und Geschicklichkeit nicht selten zum Erstaunen weiter, aber, weil die neuesten italienischen Compositionen gar keine eigentlichen Charaktere bieten, sondern nur eine überall feststehende, erste, zweite und dritte Singstimme, vom charakteristischen Ausdrucke gänzlich abgekommen; ohne diesen aber wird die dramatisierte Cantate immer etwas Laues und Mättliches, wo nicht gar Langweilendes, behalten. — Noch näher möchte das liegen, sagte der Doctor: Man ist, wenigstens in den größten Städten Deutschlands, wie früher in denen Italiens und Frankreichs, dahin gekommen, und nicht blos in der Musik, sondern auch im Schauspiel, in der Lectüre ꝛc., daß bei weitem die Meisten, und eben die Vornehmern, Einflußreichern, mit dem Ganzen einigermaßen ausführlicher Werke sich gar nicht mehr befassen, viel weniger in sie, als Ganze, eingehen, sich ihnen, als Ganze, hingeben; sie haben dazu, Anderes noch unerwähnt, nicht mehr die nöthige Ruhe und Beharrlichkeit, glauben sogar nicht Zeit dazu zu haben, und wollen überall nur die glänzendsten oder sonst hervorstechendsten Einzelheiten beachten und genießen:

damit muß aber jene Gattung, die ihren Werth im Ganzen hat, und wo es solcher Einzelheiten, ihrer Natur nach, nur wenige geben kann, nothwendig hinfallen. Da sitzt es, fiel der jugendliche Herr Bruder ein. Will man doch, um nur bei der Musik stehen zu bleiben — will man doch fast überall in großen Städten, selbst bei gränzenloser Vorliebe für Instrumentalmusik, und von den herrlichsten Werken eben dieser — ich meine, von den Symphonien — nicht mehr das Ganze, sondern aus der einen nur das Finale, aus der zweiten das Scherzando hören, und so fort. Deshalb befolgen denn auch die Componisten und Directoren sehr zweckmäßig, was dort steht:

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen;
Ein Jeder sucht sich endlich selbst 'was aus.
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken:
Solch ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht:
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken —

Der scharfe junge Herr schien noch Vieles hinzusetzen zu wollen: aber Großväterchen legte die Hand auf seine Schulter und sagte mild: Nun, lassen wir das, und einen Jeden für sich sorgen nach

seiner Art. Wir thun's ja auch. Was wollten Sie uns weiter von dem gewählten Werke sagen, Herr Doctor? — Dieser fuhr nun etwa also fort —

Daß das gewählte Werk seiner Gattung nach Ihre Zustimmung erhalten würde, konnte ich leicht voraussehen: ob es ihm aber auch seiner Beschaffenheit nach gelingen werde, ist eine andere Frage. „Wie so?“ Es ist weder aus der großen und frommen Periode unsrer Cantaten, die nach ihren Hauptführern, Händel und Bach, benannt werden könnte, noch aus der reichen, anmuth- und glanzvollen, an deren Spitze Haydn und Mozart stehen: es ist aus der, die zwischen beiden liegt, der Zeit und dem Charakter nach — aus der, Grauns, Hasse's und der Ihrigen. — An diesen Worten schienen die ältern Herrn einigen Anstoß zu nehmen. Wie denn? sagte der Schwager; Werke, wie Grauns Tod Jesu, wie Hasse's heilige Helena oder Magdalena, glauben Sie entschuldigen zu müssen? Nun, antwortete der Doktor, ihre Chöre freilich nicht; auch nicht, im Wesentlichen, ihre Recitative: wohl aber ihre Arien, deren sie doch so viele und so lange enthalten. Diese, in einem Style, aus der damaligen ernsthaften Oper her-

übergenommen und nur weniger mit Passagen und dergleichen für den Sänger aufgeputzt, waren doch blos aus der Zeit und darum auch blos für die Zeit: diese aber ist gänzlich vorüber. Wohl wahr, erwiederte Jener; indeß, ein jedes, das seine Zeit würdig ausfüllt, verdient auch von späterer anerkannt, und damit das möglich sey, zuweilen wieder vorgeführt zu werden — „Ich danke, Herr Sohn!“ sagte der Großvater, sanft das Haupt bewegend und freundlich hinüberblinzelnd. — Ganz recht, fuhr der Doktor fort; aber mein Werk ist von keinem jener beiden trefflichen Männer, sondern nur von einem Schüler des Erstern, obwohl von einem der geistvollesten, und zu seiner Zeit dem beliebtesten von allen ...

Hier wurden einer gewissen, unruhig-voreiligen Frau der allgemeinen Vorerinnerungen doch zu viele. Sie platzte heraus und ward abgeführt, wie folgt. Aber wie heißt denn Ihr Werk? und wie heißt Ihr Mann? fragte sie. Ich bin ein Arzt, war des Doktors Antwort, indem er, wie diese Herren pflegen, die Pille versilberte. Als Arzt hab' ich noch mehr mit Frauenzimmern, als mit Männern zu thun, und lerne ihre Weise kennen. Wenn sie von einem Gemälde wissen: das

stellt es vor und von dem ists; von einem Schauspiele: das geschieht und der hat's gedichtet: so sinkt ihre Theilnahme. Nicht anders bei Musik. Und da ich mich nun hier zur größern Hälfte an Frauenzimmer zu wenden das Vergnügen habe: so verzeihen Sie . . . Und so weiter. Die Frau häkelte nun freilich wieder hinüber: dann zog sie aber die Pfötchen ein und die breite Vorrede bewegte sich langsam wieder vorwärts.

Das Werk ist denn auch, fuhr der Doktor fort, wie alle die zahlreichen ähnlichen seines Verfassers, möglichst in Grauns Weise geschrieben: doch weit weniger in den Chören mit contrapunktischer Gelehrsamkeit bereichert, und in den Arien glücklicher über der Allgemeinheit der Form und des Ausdrucks gehalten; ich meine: diese sind individueller und sonach dramatischer charakterisiert. Die Recitative gleichen sich bei Beiden, den Vorzügen im Ganzen, wie den Schwächen im Einzelnen nach; auch, durch Schuld der Dichter und Gefälligkeit der Zeit, was ihre Länge betrifft. Die Erfindungen, besonders in den Chören, sind aber nicht ohne Eigenthümlichkeit und stets von schönem, auch eben dem passendsten Ausdruck; übrigens Alles sehr leicht zu fassen, sehr leicht aus-

zuführen; Alles auch rein, natürlich und würdig in der Harmonie, wie in der Gesangführung. Wie hoch Sie nun diesemnach den eigentlichen Kunstgehalt meines Werks und der ähnlichen desselben Verfassers anschlagen wollen: das steht bei Ihnen. So viel scheint offenbar: Ehemals hat man sie überschätzt — denn man setzte um ihretwillen das Frühere, Großartigere, Tiefere zurück; man konnte sich nicht satt an ihnen hören; die Klavierauszüge wurden in ungeheurer Menge verbreitet und lagen auf allen Notenpulten der Liebhaber *): jetzt thut man ihnen von entgegengesetzter Seite Unrecht: man giebt sie nirgends; die jüngern Liebhaber wissen kaum von ihnen dem Namen nach; sie sind vergessen. Was nun noch ins Besondere das Werk unsers Autors, das wir heute durchgehen, anlangt: so ist es unter den größern sein frühestes, aber, obschon spätere mehr ausgeführte, mehr glänzende Stücke enthalten, doch vielleicht sein gelungenstes; wenigstens das, worin

*) Es ist vielleicht ohne Beispiel: der Klavierauszug des Werks, von dem oben zunächst geredet wird, wurde von einem und demselben Verleger (Breitkopf in Leipzig,) innerhalb funfzehn Jahren dreimal in Typen, und, nach jetzigem Maßstab, in ungeheuern Auflagen gedruckt und aufgekauft.

sich sein Geist und Sinn am kenntlichsten, innigsten und ansprucklosesten ausspricht. Auch ist das Gedicht, nach einem frühern, damals berühmten Originale bearbeitet, sehr gut, ja, wenn man die Länge der Recitative zugiebt und die später eingeführten, eigentlichen Finalen und ähnlichen Stücke nicht zu schwer vermisset, theilweise trefflich zu nennen. Daß dies Werk zu seiner Zeit das beliebteste, ja berühmteste, von allen andern unsers Meisters war, will ich noch nicht einmal in Anschlag bringen.

Ich athmete tief: der Doktor ließ sich nicht stören. Geruhig setzte er von neuem an: Von dem Meister selbst, seiner Geschichte, seinem Seyn und Leben überhaupt, weiß ich Ihnen gar nichts zu sagen, außer was Vater Gerber im Tonkünstler-Lexikon meldet. Doch hier muß ich wohl endlich den Autor und sein Werk nennen. ich spreche von Johann Heinrich Rolle, und seinem Tod Abels, nach Salomon Geßners Gedichte von Patzke zu einer großen Cantate eingerichtet. — Aha! erlauben Sie! fiel hier der Großvater ein, und alle Blicke richteten sich freundlich nach ihm. Erlauben Sie: da kann auch ich einmal etwas beitragen. Ich habe den

Ehrenmann noch persönlich gekannt, als ich einige Jahre in der Regierung zu Magdeburg angestellt war, wo er lebte; und er hat mir manchen Abend aus seiner Vergangenheit erzählt. Ei, was erwekken Sie, lieber Herr Doktor, hiermit mir für angenehme Erinnerungen! — O Großväterchen, Großväterchen, riefen unsre Mädchen; geschwind! gieb uns auch 'was von diesen Erinnerungen!

Nun ja, ja! erwiederte er; wenn man mit mir Geduld haben will. Hört denn zu. — (Ja, lieber Albert, könnt' ich nur seine wohlgeschweiften Redesätze nachahmen; was eigentlich dazu gehört! Aber das wird mir nicht gelingen. Er begann etwa folgendermaßen.) Ich muß von Rolle's Persönlichkeit anfangen; denn ist diese am Menschen auch nicht immer ein treuer Spiegel seines Innern, so ist sie doch ein sehr bedeutendes Mittel, dieses gelten zu machen, und, wofern sie günstig, in Rückwirkung hiervon auf ihn selbst, auch wieder ein Mittel, dieses sein Inneres zu fördern, höher zu steigern und auf seinem Höhenpunkte zu erhalten. Da sage ich denn: Rolle war ein großer, wohlgebaueter, ja ein schöner Mann; gesund, kräftig, fast jugendlich noch in hohen Mitteljahren; offenes, dunkles Auge, mehr sanft,

als feurig: aber leicht belebt, und dann von eindringendem, doch stets wohlthuendem Glanze; in seinen Bewegungen frisch, sicher, aber stets durch Sitte gemäßigt; in seiner Haltung und gesammten Darstellung bestimmt, fest, edel, mit Selbstbewußtseyn: aber das ohne eine Spur von Anmaßung oder auch nur von Abweisendem, Ablehnendem, ohne eine Spur von Neigung zu imponieren oder zu herrschen. Da er durch sein doppeltes Amt und durch den Ertrag seiner vielen, höchstbeifällig aufgenommenen Arbeiten sorgenfrei und, nach Verhältniß, in beträchtlichem Wohlstande lebte, auch keineswegs zum Sammlen geeignet war; da er, ein glücklicher Gatte und Vater mehrerer wohlbegabter: Kinder, in seinem Hause sich höchstzufrieden fühlte; da ihn die Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger, die sich auf ihn etwas zu Gute thaten, so wie der auffallende Erfolg seiner Leistungen, auf allen Tritten und Schritten begleitete: so gab ihm dies auch jenes Ansehn von Freiheit, Zutraulichkeit und Behaglichkeit, wobei dem Andern immer auch gewissermaßen frei, zutraulich und behaglich wird. Ein leiser Anflug von poetischer und künstlerischer Schwärmerei; ein noch leiserer von jener Zartheit

und Weichheit der Empfindung, die man später — erst in Ehren, dann in Spott — Empfindsamkeit nannte: diese, in Verbindung mit den vorher angeführten, bei weitem vorherrschenden Eigenschaften, machten seine Gegenwart nur noch anziehender, für Männer, und noch mehr für Frauen. — Aber: wie schwer doch ein alter Mann sich verleugnet! unterbrach Großväterchen sich lächelnd. Ich will mich mehr zusammenhalten. — Und wie wir Alle auch dagegen uns auflehneten: mit freundlichem Zunicken nahm er unsre Bitten auf, that aber, was er wollte. Den Hauptsachen nach fuhr er also fort:

Rolle war, was man ihm kaum glauben konnte, 1718 geboren. Sein Vater, ein gründlicher, geachteter Kirchenkomponist, lebte damals als Musikdirektor in Quedlinburg, wurde aber drei Jahre darauf zu gleichem Amte nach Magdeburg berufen. Im Wissenschaftlichen genoß unser Rolle dort den gewöhnlichen Schulunterricht: den in der Musik aber bei seinem Vater, und zwar diesen nach ernster, planmäßiger Methode. Da sich ein ausgezeichnetes Talent für die Tonkunst, und mithin Eifer, Fleiß und Liebe dafür, bei dem Knaben sehr frühzeitig zeigte — was

allerdings dem Vater erfreulich war: so that dieser für seine Entwickelung und Förderung, was er vermochte; wodurch es denn jener dahin brachte, daß er schon im dreizehnten Lebensjahre eine vollständige Kirchenkantate, von ihm in Musik gesetzt, dem lieben Vater zu seinem Geburtstage überreichen konnte, die dieser denn auch — man mag denken, mit welchem Gefühle — den nächsten Sonntag in der heil. Geist-Kirche öffentlich aufführte. — Der junge Rolle verstand schon damals, außer der allgemeinen Theorie, den Gesang und alle die gebräuchlichern Instrumente so weit, als nöthig ist, um zweckgemäß dafür zu schreiben: im Spiel liebte er die Violin, und noch mehr Klavier und Orgel, wie das einem angehenden guten Componisten natürlich ist und zukommt. Das bewog denn auch den Magistrat, ihn, schon im vierzehnten Lebensjahre, zum Organisten an der Peterskirche zu erwählen; eine Stelle, die er mit Liebe und einem, gleich seinen Kräften wachsenden Beifalle verwaltete, bis er, indeß zugleich in den Wissenschaften hinlänglich vorbereitet, 1736 die Universität Leipzig bezog. So sehr seine Aeltern, Lehrer und Freunde sich seiner Kunstleistungen erfreueten, so glaubten sie doch,

sein ausgezeichnet fähiger und gewandter Geist müsse viel weiter ausgreifen und ein weit Höheres erringen, als ein Tonkünstlerleben, wie sie sich das nehmlich in örtlicher Beschränktheit dachten. Da machte ihm denn, bei seinem Abzuge zur Universität, sein Beichtvater einen Studienplan, der auf vier Jahre angelegt war und als Mittelpunkt die Rechtsgelehrsamkeit enthielt, an welche sich, im wohlgemessenen Umkreise, vorzüglich historische und philosophische Wissenschaften anschlossen: Musik aber war nur als Erholung, als Genuß in freien Stunden, und für das dritte und vierte Jahr zugleich als Erwerb zur Erleichterung des Vaters angesetzt. Rolle war es zufrieden; versprach den Plan treulich zu erfüllen, versprach und hielt. Indessen hatten doch das vorherrschende Talent und die vorherrschende Neigung sich gleichfalls gelten gemacht; auch bot Leipzig dem jungen Manne nicht Weniges dar, beide zu nähren. Sebastian Bach lebte noch, wiewohl blind und in hohen Jahren; sein Thomas-Chor war offenkundig das erste in Deutschland. Auch fand sich Gelegenheit genug, die Werke Hasse's und Grauns, so wie sie jetzt berühmt zu werden und einzugreifen anfingen, kennen zu lernen. Rolle, seiner

gesammten Eigenthümlichkeit gemäß, wendete sich, wie damals die Jugend und das größere Publikum überhaupt, weit mehr den Letztern, als dem Erstern zu; und es ist auch nicht zu leugnen, daß Bach, der ohnehin niemals der Mann der Mehrzahl war, noch seyn oder jemals werden konnte, nun, in spätern Lebensjahren, düster und grüblerisch ward; wogegen jene beiden die damals neue Zeit vollkommen erkannten, faßten und befriedigten. — Rolle kämpfte lange mit sich selbst, da nun der Zeitpunkt herannahete, wo er über seine Zukunft entscheiden sollte: endlich siegte seine innere Natur, und er gestand ihr den Sieg zu in dem Glauben, er habe sie ja von Gott. Doch glaubte er dem Vater, den Gönnern, und seiner Ehre, zuvor noch etwas schuldig zu seyn. Er unterwarf sich daher dem gewöhnlichen Examen der Fakultät als Jurist, errang ein rühmliches Zeugniß, und sandte nun dies ein, zugleich mit seiner Erklärung, sich der Tonkunst zu widmen; in dieser Absicht, um seine hohe Schule zu machen, und auch als treuer Preuße, sich nach Berlin zu begeben; und um dem Vater seine mäßige Habe nicht weiter zu schmälern, sich um eine Stelle in der königlichen Kapelle zu bewerben. Die Seinigen

ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, und er führte sogleich aus, was er sich vorgenommen hatte.

Er kam nach Berlin. *) Hier war König Friedrich II. seiner alten Musikliebe damals noch getreu; seine Kammerconcerte, worin er selbst spielte, waren trefflich, seine große Oper glänzend und mit herrlichen Sängern ausgestattet; um ihren königlichen Herrn und Gönner, nicht nur von seiner Gnade, sondern selbst von manchem Strahl seines Ruhms vortheilhaft beleuchtet, bewegten sich mit frischen, immer neu aufgeregten Kräften geist- und kunstvolle Männer die Fülle.**) Rolle ward von diesen mit Achtung und Antheil aufgenommen. Er bewarb sich um eine Stelle als Violinist in des Königs Kapelle und Kammermusik; und wie sich nun das Glück einmal vorgenommen zu haben schien, unserm Freunde lebenslang seine billigen Wünsche zu erfüllen, so erlangte er auch hier sogleich, was Andern sonst nach langem Bemühen kaum gelang. Graun ward nun

*) Im Jahre 1740.

**) Außer des Königs Lehrer und Günstling, Quanz, Graun, Philipp Emanuel Bach, Fasch, Franz Benda, Agricola u. A.

sein Vorbild, und in so fern auch sein Lehrer, als er seine Arbeiten durchsahe, sich darüber mit ihm besprach und ihm mit manchem bewährten Rathe zur Hand ging — darunter auch mit dem, unabläßig zu schreiben, aber seine jetzigen Arbeiten eben so wenig in die Welt zu senden, als sie zu vernichten; vielmehr sie, als Blüthen frischer Jugend, für Zeiten hinzulegen, wo die Jugendfrische verflogen, aber Geist und Kunst gereift seyn würde, um nun erst etwas Rechtes daraus zu bilden. Rolle befolgte auch diesen Rath — wie schwer das jeder Jugend, die sich fühlt, fallen muß; und ein höchstvortheilhafter Erfolg hat in späterer Folge diesen Rath vollkommen bewährt, an Rolle, wie vielleicht an Jedem, der das Glück gehabt hat, ihn bei Zeiten zu empfangen, und Kraft und Mäßigung, ihn mit Treue zu befolgen. Nur seinem lieben Vater sandte Rolle zuweilen eine Kirchenkantate, die denn dieser nie ermangelte beim Gottesdienste aufzuführen, aber, nach dem Verlangen des Sohnes, nicht weiter verbreitete.

Letztes erhielt nun sein Andenken bei seinen ehemaligen Mitbürgern, und mehrte ihre Hochachtung, ihre Zuneigung gegen ihn, je bedeutender und würdiger seine Arbeiten wurden. Da nun

eine Gesellschaft wohlhabender Musikfreunde zusammentrat, um in Magdeburg, das als Festung und anderer Ursachen wegen rühmlicher Unterhaltungsmittel vorzüglich bedarf, ein feststehendes, während des Winterhalbjahrs wöchentlich zu haltendes Concert zu Stande zu bringen; und da, wieder durch eine Gunst des Geschicks gegen unsern Freund, zugleich die ziemlich einträgliche Organistenstelle an der Hauptkirche erledigt ward: so berief man ihn zu diesen beiden, bequem zu verbindenden Aemtern. Sechs Jahre hatte Rolle in Berlin hohe Schule gemacht: jetzt fühlte er sich, mit Zustimmung Grauns, fähig, den Erwartungen seiner Gönner zu genügen, und wozu sie ihn beriefen, war auch eben das, wohin ihn seine Liebe und seine Künstler-Eigenthümlichkeit am allermeisten neigte. Muthig, freudig und mit dem Vorsatz, alles ihm Mögliche in seinem Berufe zu leisten, trat er in diesen ein.*) Wieder nach sechs Jahren starb sein geliebter Vater, und man übertrug ihm nun auch dessen Amt als Musikdirektor an der Kirche — —

Jetzt hab' ich das Lebensschiff Rolle's, mit

*) Im Jahre 1746.

ihm selbst, dem Hauptmann, in den heimischen Hafen gelootset, begann der Großvater von neuem. Wie Vieles ihn auch von Zeit zu Zeit in die Fremde lockte: er hat diesen sichern Hafen nie wieder verlassen, sondern sich nur immer schöner in ihm eingerichtet, immer rühmlicher sich in seinem Berufe gerührt, immer reichlicher die Erfolge seiner Thätigkeit genossen; und so bleibt mir eigentlich Nichts mehr zu erzählen. Jene seine Thätigkeit aber war bewunderns- ja erstaunenswürdig. Seine Kirchenämter verwaltete er mit Freude und größter Pünktlichkeit; das Concert hob er, mit sehr mäßigen Mitteln, immer höher und erhielt es auf seiner Höhe, bis er starb: aber vor Allem, als Componist —! Er arbeitete leicht, doch niemals leichtsinnig, schnell, doch nicht übereilt. Wohlweislich beschränkte er sich, einige Kleinigkeiten aus früher Zeit abgerechnet, lebenslang auf die Fächer, wofür Talente, Bildung, Erfahrenheit und Neigung ihn zunächst eigneten: auf Gesangstücke für Kirche und Concert; und — eine neue, ja vielleicht die größte Vergünstigung des Geschicks — eben diese seine Fähigkeiten und Neigungen fielen mit den Forderungen seines äußern Berufs und seiner bürgerlichen Lage ganz in Eins zusammen.

Unser fleißiger Gerber hat die große Anzahl seiner Oratorien und Cantaten, die durch Klavierauszüge bekannt worden sind (auch diese verfaßte Rolle allezeit selbst), sorgsam verzeichnet: aber die noch größere seiner kleinern Kirchenstücke, seiner Motetten **) und Arien für den Sän-

**) In diesen Motetten, nehmlich aus dem Fache des Leichtfaßlichen, Leichtausführbaren, in Andacht und Anmuth Jedermann Ansprechenden, und damit recht eigentlich zur Anwendung beim öffentlichen Gottesdienste der gemischten Gemeinde Geeigneten — ist Rolle, unserm Urtheile nach, übertroffen worden nur von Krebs (Sebastian Bachs Lieblingsschüler), Hiller — die aber Beide sehr Weniges in dieser Gattung geliefert haben — und von Homilius, in den gelungensten seiner Arbeiten derselben Gattung. Rolle's: „Unsere Seele harret auf den Herrn" ꝛc. „Der Herr ist König, deß freue sich das Erdreich" ꝛc. und viele andere, sind Meisterstücke und Muster, gerade in dem, was sie seyn wollen und sollen. Seb. Bachs Motetten sind erstaunenswürdige, den Kenner entzückende Werke, und werden das immerdar bleiben: aber, das Höchstschwierige ihrer vollkommenen Ausführung noch unerwähnt — für die Gemeinde und ihre Erbauung sind sie nicht. Der große Mann gestand das selbst, und als ihm Krebs seine köstliche achtstimmige Motette: „Tröste uns Gott, unser Heiland" ꝛc. sandte, schrieb er ihm: So würde ich's auch machen zur Ehre Gottes und zum Nutz der Gemeinde, wenn ich's könnte. — Doles, der, wie überhaupt, so hier, sich Rolle'n anzuschließen

gerchor ohne Begleitung der Instrumente, und verwandte, konnte er nicht verzeichnen, denn sie sind nicht öffentlich bekannt worden. Die vorzüglichsten sind wohl — unter den bekanntesten: der Tod Abels, Abraham auf Moria, und Lazarus; unter den weniger bekannten: Mehala, die Tochter Jephta, und sein letztes Passionsoratorium. Von der Aufnahme seiner Werke durch ganz Deutschland, oder doch die nördlichere Hälfte desselben, hat unser theurer Herr Wirth schon gesprochen: aber von der Aufnahme am Ort lassen Sie mich reden. Diese muß man gesehen haben. Sobald es verlautete: Rolle hat wieder ein neues Werk vollendet und wird es aufführen — es verlautete aber allemal zuvor — so geriethen Alle, die an so etwas überhaupt Theil nahmen, in freudige Bewegung. Es ward der Gegenstand allgemeinen Stadtgesprächs; man suchte sich vom Inhalte zu unterrichten, des

suchte, geht zu wenig in die Tiefe des Ausdrucks und der Kunst. Schicht, in seinen, übrigens höchstschätzbaren Werken dieser Gattung, hat, bald mehr, bald weniger, ihren eigenthümlichen Styl verlassen. Fasch soll treffliche Werke auch dieser Gattung verfaßt haben, und allerdings war er ganz der Mann dazu: aber sie sind nicht bekannt worden.

Gedichts habhaft zu werden; man nahm Plätze für die Aufführung in Beschlag, so daß unser Einer sich dazuhalten mußte, um nur unterzukommen; man rüstete sich, wie zu einem Feste bürgerlicher Gesammtheit — wie nun damals die Gemüther für solche Gegenstände in Deutschland überall einem kraftvollen, neuaufgerissenem Boden glichen, wo jeder gute Same bekleibt und gesund aufschießt. Nun wurden Proben angesetzt. Rolle war da streng und höchstgenau; ließ auch die öffentliche Aufführung nie eher zu, bis er aller Sänger und Instrumentisten ganz sicher war: dann aber, bei der Aufführung, war er ruhig, sanft und freundlich. Diese gelang, bei der großen Achtung und Liebe zu ihm, und auch — darf ich dies hinzusetzen — bei dem Geiste willigen Gehorsams, der damals noch, zum großen Vortheil jedes Gemeinsamen — ja dessen nicht allein — im deutschen Volke lebte, jederzeit vortrefflich. An die Mitglieder des starken, wohlgeübten Sängerchors und Orchesters schlossen sich freiwillig die geschicktesten Musiker der garnisonierenden Regimenter und die gebildetsten Liebhaber an; unter Letztern Männer vom ersten Rang und Ansehn am Ort: hab' ich doch selbst gesehn, wie

bei der ersten Aufführung jener letzten Passion Rolle's, deren ich vorhin gedachte — es wird im Jahr 1782 gewesen seyn — der allgemein verehrte Oberst und Commandant eines Regiments, in Staatsuniform, mit seinen Orden geschmückt, in der Kirche bei der zweiten Violin eintrat; auf ähnliche Weise verschiedene Herren der Regierung und des Magistrats. Aus der Umgegend drängte sich der Adel, die Geistlichkeit, und was sonst zu den Gebildetern gehörte, in die Stadt und füllete die Gasthäuser, daß kaum unterzukommen war. Da mögen Sie denn selber denken, wie sich die gewöhnlichen Mitglieder des Vereins geehrt und gehoben fühlten, ihr Bestes zu thun; welch ein Ansehn das Ganze auch bei der Menge gewann; wie diese eben darum ehrerbietig aufmerkte und so erst fähig ward, Alles so weit aufzunehmen, als es überhaupt für sie seyn konnte ——

Doch — da läßt sich der Alte wieder ertappen! unterbrach sich Großväterchen von neuem, indeß bei letzter Schilderung seine Augen leuchtend, seine Mienen und Bewegungen lebens- und freudenvoll geworden waren. Damit habe ich aber auch Alles angedeutet, fuhr er fort, was ich über die gesammte Reihe von fast vierzig Jahren in

Rolle's Leben zu sagen weiß. So war es nach und nach geworden, und so blieb es. Das Alter schwächte ihn wenig und für seine Kunst gar nicht; bis ihn gegen Ende des Jahres 1785 unvermuthet der Schlag rührte, in einigen Wochen wiederkehrte, und seinem rühmlichen, wirkungsreichen Leben schnell und leicht ein Ende machte. Die ganze Stadt, ja auch die Umgegend, empfand seinen Tod als einen schmerzlichen, unersetzlichen Verlust, und Tausende beeiferten sich, dieses ihr Empfinden bei seiner Beerdigung an den Tag zu legen. Er ruhe in Seegen! Hat er seine Zeit nicht überflügelt und in neue Bahnen emporgerissen, so hat er sie doch — wie vorhin mein lieber Herr Sohn bemerkte — würdig ausgefüllt und bei dem Besten erhalten, was sie hervorbrachte. Ist nun auch diese Zeit vorüber und vergißt man seine Werke: ihn selbst darf man nicht vergessen; und so danke ich unserm werthen Herrn Doctor noch ganz besonders, daß er uns heute Gelegenheit giebt, sein Andenken, wenn auch nur im kleinen, vertrauten Kreise, doch mit frohen, dankbaren Herzen, zu feiern. —

Damit schloß Großväterchen. Die Mädchen allesammt drängten sich an ihn, küßten ihm Hände

und Stirn: es gab ein liebliches Familienbild, und kaum jemals hab' ich Gelegenheit gehabt, so lebendig zu empfinden, welch ein natürlicher und schöner Beruf es für blühende, liebenswürdige Jugend sey, dem Alter in heiterer Zuneigung sich anzuschließen, gleichsam es mit dem Rosenlichte der Frühe zu umleuchten, zu erwärmen, und wie viel sie selbst, diese Jugend, dabei von allen Seiten gewinnt. Uebrigens, und selbst noch abgesehen von dem verehrten Erzähler, waren auch wir Andern alle durch diese Lebensgeschichte, wie höchst einfach sie war, nicht wenig erfreut; wir empfanden — nun, eben das, was wohl Jeder und überall empfindet, wo sich ihm ein Leben darstellt, das in würdigem, wohlgewähltem, weise beschränktem Kreise gleichmäßig sich fortbewegt, und in dem wir zugleich den unabwendbaren, wiewohl nicht oft erfüllten Wunsch unsers Innern vollgültig erfüllt sehen — den Wunsch, wie ihn der gute Gellert ausdrückt, daß „Glück der Tugend nachfolge.“ —

Als man zur Ruhe gekommen, nahm der Doctor das Wort wieder auf. Ich hatte mir vorgesetzt, sagte er, über den Tod Abels noch Mancherlei im Besondern anzumerken, um Sie

in die Stimmung für seine Ausführung und Aufnahme zu versetzen: nach dem, was wir nun aber vernommen, ist das nicht mehr nöthig; die Absicht ist schon erreicht. Wie Rolle selbst war, sind seine Werke; und auch dieses. Ton und Haltung des Ganzen ist vollkommen angemessen; im Einzelnen — wo der Dichter dem Musiker Gelegenheit gegeben, etwas Entscheidendes auszusprechen, da hat dieser es auf das Passendste, nicht selten auch auf das Eindringlichste gethan, der Erfindung sowohl, als der Bearbeitung nach: wo jenes der Fall nicht ist, da giebt er, was zu seiner Zeit gewöhnlich war; man kann dies nicht tadeln, aber, da jene Zeit vorüber, so wirkt es auf uns etwas schwächlich. Die Chorgesänge — leider sind ihrer nur wenige — sind trefflich für sich, und jeder auch gerade, was und wie es eben für dies Werk, eben für diese Situation, irgend zu wünschen. Die Charaktere der auftretenden Hauptpersonen, besonders Adams, Kains und der Thirza, nächst diesen der Mehala, sind bestimmt und befriedigend gezeichnet: weniger ist dies von den Andern zu rühmen, zum Theil aus Schuld des Dichters. Um nun die unter uns festgesetzte Zeit nicht zu überschreiten, und jene Stücke, die

uns jetzt gleichgültiger lassen würden, zu beseitigen, ohne jedoch, wie ich hoffe, dem Ganzen und seinem Zusammenhange für Verstand und Gefühl Eintrag zu thun, hab' ich mir ein eigenes, wenn auch etwas wunderliches Verfahren ausgesonnen. Es ist eine Probe; gefällt sie uns nicht, so machen wir sie nicht wieder: bewährt sie sich, so können wir auf diese Weise noch Manches derselben Gattung bequemer, als sonst möglich, zu Gehör bringen. Ich will nehmlich, darf ich's so vornehm ausdrücken, den Rhapsoden vorstellen, und, was wir ungesungen lassen, vorlesen. Daß wir die Gesangpartieen, wie sich's bei einem Drama gebührt, an Einzelne vertheilen; wo sich dann Jedes für den ihm zugefallenen Charakter um so besser einrichten und in ihm sich um so mehr festsetzen kann: das versteht sich von selbst — —

Und so ward es, mein lieber Mann! Die Wirkung aber kannst Du Dir kaum anmuthig und wohlthuend genug denken. Allerdings war sie eine ganz andere, als neulich; weder so feierlich und groß, noch so fremdartig und als etwas ganz Eigenes für immerdar im Innersten haftend: aber ich möchte sie darum nicht entbehrt oder auch herabgestellt haben. Muß denn überhaupt in unsrer,

der Menschen-Welt, Alles unter einander geordnet werden, da in der seinigen der liebe Gott Alles neben einander geordnet hat? Ich denke: jedes in seiner Art! und das scheinen mir erst die rechten Leute, die jedes in dieser achten und fassen, lieben und genießen können. Hab' ich heute Göthe's Iphigenia auf der Bühne gesehn: so freue ich mich morgen dort seiner Geschwister oder der Ifflandschen Jäger gleichfalls. Hier — ich weiß — schüttelt mein lieber Professor den Kopf: aber mein lieber Mann schüttelt mir die Hand. Was will er machen? Ich bin nun einmal eine Frau; und seine Frau. — Doch zurück zu unsrer Aufführung! Außer den tief ergreifenden Chören, gelangen eben die Partieen am vollkommensten, die auch, wie von den Herren vorhin bemerkt worden, dem Componisten am vollkommensten gelungen waren: Adam, dem Regierungsrath, mit seinem sanften, dem Bariton sich nähernden Baß; Kain, dem jungen Herrn Bruder, (Du weißt ja) mit seinen kräftigen, klangvollen Baßtönen; Mehala, unsrer Rosalie, mit ihrer bedeckten, rührenden Altstimme; und Thirza, unserm Klärchen, deren jugendlich lieblicher, ich möchte sagen, unschuldig jungfräulicher Sopran

wie für diese Partie geschaffen war. Alle aber waren in Sorgfalt und Ausdruck Eine Seele; und eine eben auf die rechte Weise vorbereitete, für das Rechte gestimmte Seele. Den guten Großvater aber, der sich durch diese Gesänge, wie durch liebevolle Genien zugleich in seine schönste Jugendzeit zurückgetragen fühlte: lieber Albert, den hättest Du sehen müssen!

Da der Klavierauszug der Cantate vor mir liegt, und ich gewiß hoffe, wir werden sie auch einmal in unserm Hause also vortragen: so bemerke ich, mehr für mich, als für Dich, die Stücke, welche recitiert und welche gesungen wurden.

Gesungen: Morgenlied der Kinder Adams. Gesungen: Recitativ und Arie Kains. Gesprochen: Recitativ Kains und Adams. Gesungen: Arie Adams. Gesungen: Recitativ und Arie Kains. Gesprochen: Recitativ Adams u. A., Arie Abels, Recitativ Eva's. Gesungen: Duett Mehala's und Thirza's. (Ohne Wiederholung.) Gesprochen: Recitativ Abels u. A., Arie Mehala's, Recitativ und Arie Abels. Gesungen: Recitativ Adams, Chor, Recitativ Eva's, Duett ihrer Töchter. (Hier: Abschnitt des ersten Theils

und Pause.) Gesungen: Chor, Recitativ Adams u. A., Arie Mehala's, Recitativ Eva's u. A., Arie Kains, Recitativ Mehala's u. A., Arie Thirza's. Gesprochen: Recitativ Eva's. Gesungen: Arioso Adams und Eva's, bis zur Rückkehr Mehala's; das Uebrige gesprochen. Gesungen: Schlußchor. —

Bin ich Dir zu weitläufig über diesen Gegenstand gewesen, liebster Mann, so rechne es meinem guten Willen zu, Dir nichts zu unterschlagen, dessen wir vier Frauenzimmer in geheimer Rathssitzung uns erinnerten; und, daß ich ehrlich sey: auch mein eigenes Interesse an dem ganzen Vorgange wollte ich gern auslassen. Jetzt noch von einigen andern Angelegenheiten! ꝛc.

II.

Betrachtungen.

Vom zweckmäßigen Gebrauch der Mittel der Tonkunst.

Zunächst für junge Musiker, die mit ihrer Kunst es ernstlich meinen.

Seit Palästrina's musikalischer Reformation ist nie mehr über unzweckmäßigen Gebrauch der Mittel der Tonkunst — besonders über unverhältnißmäßige Anhäufung derselben (Ueberladung) — geklagt worden, als jetzt. Männer, die denken mögen, sind aber eher vor Verirrungen zu verwahren oder von ihnen zurückzuführen durch einfache Auseinandersetzung der Sache selbst, als durch Klagen und Beschwerden, die, indem sie die Wunde zeigen, sie zugleich beizen. Ich werde eine solche Auseinandersetzung versuchen; wenigstens was einige Hauptpunkte betrifft.

Ich will für Musiker, nicht für Philosophen schreiben; will meine Gedanken mittheilen, damit sie benutzt, nicht damit ich bemerkt werde: darum verberge ich nicht nur das Gerüst des Systems, sondern auch dies selber, und bemühe mich, eine Ansicht der Dinge zu gewinnen, nach welcher das Abstracte sich zu versinnlichen, die Idee als ein wirklich Vorhandenes darzustellen scheint. Vollkommen kann dies zwar nie gelingen, und darum wird der Philosoph es schwerlich billigen: es spricht aber die Phantasie, und mit dem äußern den innern Sinn an: hierdurch kann es zum Zweck leiten, und darum wird der Künstler damit nicht unzufrieden seyn, der Philosoph es hingehen lassen.

Ich wünsche, daß es mir gelinge, so zu schreiben, daß jeder Leser sich einbildet, das verstehe sich Alles von selbst, er habe das Alles längst gewußt, und in seinem Leben nicht daran gezweifelt.

Die Mittel einer Kunst sind das, wodurch es dem Künstler möglich wird, sich in seiner Kunst auszusprechen — d. h., was seiner Seele vorschwebt, in einem Kunstwerke auszuführen, es hinzustellen. Zweckmäßig ist der Gebrauch

der Mittel, wenn gerade das, und sicher, damit erreicht wird, was damit erreicht werden soll.

Was dem Dichter die Sprache ist, und ihr Gang und Klang, das sind dem Musiker Töne und Bewegung; und zwar Töne, die, wohllautend und geordnet, auf einander folgen oder zusammenklingen; (Melodie und Harmonie;) und Bewegung, die, faßlich und ebenfalls geordnet, nach bestimmter Wahl einherschreitet (Tempo, Taktart, Takt).

Durch diese Mittel spricht der Musiker sein Inneres aus; dichtend, als Componist, oder darstellend, als Virtuos; in wiefern nicht auch dieser, phantasirend oder die Compositionen eines Andern frei und eigenthümlich behandelnd, zum Dichter wird. Jener, wie dieser, will sein Inneres ausdrücken, und zwar vor Allem Ideen, denn er ist Künstler, und Gefühle, denn er ist Musiker; er wünscht damit dieselben Ideen und Gefühle in den Zuhörern zu erregen, denn er ist Mensch unter Menschen.

So verschieden die Ideen und Gefühle sind, so verschieden werden auch die Werke, die sie ausdrücken; so verschieden die Werke, so verschieden soll auch die Anwendung der Mittel seyn, damit

jene Absicht erreicht werde. Und so findet sichs auch in guten Musikstücken, die wirklich etwas ausdrücken oder darstellen, und nicht zu anderm Zweck abgefaßt sind — z. B. bloße Uebungsstücke für Schüler, bloße phantastische Spiele zum Zeitvertreib, oder auch Gesänge, wo auf Gedicht und Bedeutung (Sinn und Charakter) keine Rücksicht genommen worden ist.

Widmete sich Niemand der Kunst, und besonders der Composition, als wer wirklich Genie besitzt; bekäme ein solcher frühzeitig nur die Schule, die ihn alle Mittel seiner Kunst kennen lehrte und ihn fähig machte, sie alle frei, aber gesetzmäßig (nach Vorschriften, auf die Natur des Menschen und der Sache gegründet) zu gebrauchen; würde er nicht durch verfehlte Werke und deren öfteres Anhören verwöhnt, durch Forderungen der unverständigen Menge gemißleitet, durch falsche Ansichten und Beurtheilungen irre gemacht: so dürfte man ihn nur sich selbst überlassen, und müßte es auch; denn er würde dann — nach mancherlei, vielleicht zum Theil verfehlten Versuchen — die rechten Mittel wählen und sie zweckmäßig anwenden. Aber Niemand, auch das Genie nicht, kann frei bleiben vom nachtheiligen

Einfluß der Verhältnisse, wie wir deren angegeben: und so bedarf Jeder, auch der Genialische, der Zurückführung auf die rechte Bahn durch den Verstand. Es ist auch Jeder, der wirklich ein großer Mann geworden, durch ihn darauf zurückgekommen. *) — Sodann giebt es Künstler, die nicht Genie, aber Talent und Fleiß besitzen, und

*) Man darf jetzt wieder von den Rechten des Verstandes sprechen; denn vorüber ist die sonderbare Periode, wo dieser als ein verdutzter, blödsichtigstörriger Pedant in enger Zelle mit verhangenen Fenstern, aufgestellt und gehänselt, auch derjenige zweideutig genug angesehen wurde, der den Andern einen verständigen Mann nannte. Diese Periode war nur die einer schroffen, etwas muthwilligen Reaction der äußersten Linken gegen die äußerste Rechte — der Kantianer nehmlich; nicht Kants: denn dieser war kein Kantianer. Wenn diese auf dem Wege des Verstandes, wohl gar selbst ohne ihn, alles zwingen wollten und nichts zwangen: so wollten jene auf dem Wege der Phantasie, auch nicht selten ohne sie, Wunder thun und thaten nur Wunderliches. — Es scheint ein- für allemal über die geistige Welt verhängt zu seyn, daß ihre Insassen von einem Ende aufs andere überspringen und dann erst im Centrum, dem rechten oder linken, leidlich zusammen kommen. Wenn nur aber nicht indessen so Viele gegen die Sachen selbst gleichgültig geworden wären und nun mit ihren Schreibtäfelchen blos dabeisäßen! —

durch diese ebenfalls sehr schätzbare, zum Ganzen der Kunst nothwendige, zur vielseitigen Bildung für dieselbe wohlthätige, ja auch selbst dem Genie sehr heilsame Werke liefern: diese bedürfen einer Anweisung und Nachhülfe ebenfalls durch den Verstand.

Die zweckmäßige Anwendung der Kunstmittel, die der Verstand, nach Begriffen oder Erfahrungssätzen, lehrt, macht ein Werk zwar nicht schön, sondern hilft nur es recht machen; macht nicht, daß man es rühmen muß, sondern nur, daß man's (von dieser Seite) nicht tadeln kann; macht nicht, daß es Freude und Wohlgefallen, sondern nur, daß es (in diesem Betracht) nicht Unlust und Mißfallen erregt — und schafft einige wissenschaftliche Befriedigung: der unzweckmäßige Gebrauch derselben macht aber ganz gewiß auch das geistreiche Werk weit geringer und auch weit weniger wirksam, als es sonst seyn würde; der zweckwidrige Gebrauch derselben macht es zu einem Widerspruch in sich selbst, zu einer Thorheit eines vielleicht geistreichen Menschen, zu einer Art Mißgeburt, die Staunen erregen kann, aber auch Bedauern erwecken wird.

Ist sonach einige Anweisung und Nachhülfe

in Hinsicht auf unsern Gegenstand möglich, so ist sie auch räthlich; nicht weniger ist zu hoffen, daß sie nütze — zunächst dem noch nicht feststehenden Componisten: aber auch dem Liebhaber, daß er — aus dem dumpfen Zustande, sich, hörend oder selbst ausführend, blos sinnlich hinzugeben, geweckt, daß er zu einem bessern Urtheile, als das sich daraus von selbst ergiebt, fähiger und geneigter, daß eben damit auch sein Genuß vermehrt und veredelt werde; ja, es könnte sie, sollten wir meinen, jeder Denkende sich gefallen lassen, wenn anch nur zur Beobachtung der Wirkungen musikalischer Werke auf Menschen überhaupt, und besonders gewisser Werke auf gewisse Menschen — dieses Zeitalters, dieses Standes der Cultur rc., zur Vergleichung der Kunst mit der Natur, des leisern Ganges von jener mit dem unaufhaltbaren Schritt von dieser u. s. w. — Aber ist sie denn möglich? Sie muß doch wohl, da sie wirklich ist: nur aber recht verstanden!

Jedes menschliche Gefühl, von der zartesten Regung des innern Sinnes, bis zum heftigsten Affect, der selbst den äußern beherrscht — jedes Gefühl hat sein Charakteristisches: etwas, das es von andern unterscheidet. Was ist, muß etwas

seyn. Aber die Sprache reicht bei weitem nicht hin, alle Gefühle und ihr Unterscheidendes bemerklich zu machen. Töne und Bewegung reichen hin; daher das unermeßliche Feld, der immer neue Reiz und jeder Vorzug der Künste, die sie als Mittel gebrauchen, vor den andern Künsten. (Der Musik und der höhern Tanzkunst, die aber, wie man sagt, jetzt verloren gegangen seyn soll.) Töne und Bewegung drücken aber nichts so bestimmt und ganz unverkennbar aus, wie die Dichtkunst, die durch Worte den Gegenstand selbst bezeichnet, oder die Malerei, die ihn selbst hinstellt; daher das weniger Schwankende, weniger vom Empfänger Abhängige, weniger den Zufällen Unterworfene, und jeder Vorzug anderer Künste vor der Musik und höhern Tanzkunst.

Was nun der Musiker durch Töne und Bewegung schaffen, welches Ziel er sich bei seinen Arbeiten stecken soll: das muß ihm sein Inneres, als Mensch, sagen; wie er es in sich ausbilden, auf welchen Wegen er sich dem Ziele nähern soll: das muß ihm sein Inneres, als Künstler, sagen — der Genius, oder die Einsicht, oder am besten, beide; hier gilt keine Vorschrift eines Andern, ja auch der Rath, der wohlgemeinte, ist selten

von sonderlicher Wirkung; hier faßt Jeder selbst seinen Entschluß, vollführt ihn selbst, und muß, je nachdem er Edles oder Unedles wählt, weit vordringt oder ermattet zurückbleibt, durch sich selbst leben oder sterben. Wie nun aber der Künstler das in sich Gebildete auch außer sich klärer, bestimmter, wirksamer hinstellen; durch welche Hülfen er auf dem Wege zu seinem Ziele am leichtesten und sichersten fortkommen könne: dazu läßt sich allerdings Rath und Nachweisung ertheilen; ist auch in andern Künsten immer ertheilt worden. Und da nun der zweckmäßige Gebrauch der vorhandenen Mittel der Tonkunst gar sehr zu diesen Hülfen gehört: so muß auch zu ihm Rath und Nachweisung zu ertheilen möglich seyn.

(Der Musiker wird das ungefähr in seiner Sprache also ausdrücken: Ich kann mir nicht vorschreiben lassen, was ich componieren oder spielen soll; das findet sich von selbst in meinem Triebe. Ich kann mir auch nicht vorschreiben lassen, daß, wenn ich nun z. B. jetzt einen pathetischen Symphonieensatz zu componieren mich gedrängt fühle, ich ihn gerade so machen — gerade solche Melodieen, gerade solche Harmonieen, gerade solche Führung beider hinschreiben soll; auch

das muß sich von selbst finden, und findet sich auch, wenn's recht ist. Aber wenn ich nun die Hauptgedanken fest und klar, und was ich damit anfangen will — wo es hinaus soll — dunkel, jedoch lebendig im Kopf und Herzen habe, uud ich setze mich nun hin, zu schreiben, oder ich greife in die Tasten, zu phantasieren: d a kommt mir zu statten, was ich gelernt habe, wodurch es herausgeht, und ordentlich, und wirksam, und überhaupt wie sichs gehört und seyn soll.)

Solche Anweisung und Nachhülfe kann man nun auf mancherlei Weise geben. Man bestimmt und entwickelt die Gefühle näher; erinnert den, mit welchem man spricht, daran, daß er sich selbst deren bei der und der Veranlassung bewußt worden; und sucht nun im Stoff und in den Mitteln der Tonkunst auf, was ihnen entspricht. Das muß aber immer unvollständig bleiben, schon wegen dessen, was oben davon gesagt ist; es wird auch schwerlich Eingang finden, da es bei nichts so fast bis zum Unmöglichen schwierig ist, leichtfaßlich und kurz zu seyn, als bei Entwickelung von Gefühlen, Niemand aber weniger geeignet und geneigt, auf etwas Wissenschaftliches sich einzulassen, das nicht leichtfaßlich und nicht kurz

ist, als der Musiker. Darum versucht man's anders. Man führt zu schon vorhandenen Kunstwerken, die ihrem Zwecke ganz entsprechen, und weiset auf die zur Erreichung dieses Zwecks dienlich verwendeten Mittel hin. Das aber kann dem weniger Unterrichteten schwerlich genügen; denn will er seinen Fall dem vorgelegten anpassen, so wird er leicht Nachahmer: will er ihn fern und sich selbstständig erhalten, so findet er schwerlich den eigentlichen Kernpunkt der Verwandtschaft; den Verwöhnten aber oder noch ganz Unsichern kann es sogar auf Abwege leiten, die ihm sonst stets unbekannt geblieben wären. Darum versucht man's wieder anders. Man verbindet beides mit einander, aber nicht in ausführlichen Erörterungen, sondern in Andeutungen, doch in bestimmten; und verläßt sich, hat man dies gethan, auf die eigene Beistimmung des innern Sinnes; was man auch mit Sicherheit kann, und am Ende bei Allem, was Poesie und Kunst ist, thun muß.

So soll es hier versucht werden mit einer Auseinandersetzung des rechten Gebrauchs der Mittel der Tonkunst zum Ausdruck des Erhabenen, des Großen (Starken, Erschütternden), des Anmuthigen (Lieblichen), und des

Niedlichen und Zierlichen — als vier Gattungen der Empfindungen, die sich am leichtesten und deutlichsten durch Musik ausdrücken lassen, und worüber man sich auch am leichtesten faßlich und bestimmt in Worten äußern kann.

Erhaben nennt man*), was den Menschen erhebt — d. h. seine edelsten Kräfte stark aufregt, hoch spannet, und in ihm, bewußt oder unbewußt, das dunkle Gefühl erweckt, Er — sein inneres, eigentliches Wesen — sey außer, sey über der Macht des Irdischen und Zufälligen. Die Empfindung des Erhabenen ist mithin etwas, einem edlen Stolze Aehnliches; und sie äußert sich auch so.

Die Sprache hat die Bezeichnung dieser Em-

*) Es soll hier, wie in der Folge bei ähnlichen Stellen, keine schulgerechte Definition gegeben werden; und das aus leicht zu entdeckenden Ursachen. Wer solche Definitionen sucht, findet sie, unter Neuern, bekanntlich genügend bei Kant, und sehr scharfsinnig erläutert, auch ganz vortrefflich angewendet, bei Schiller. Auch Eberhard (Aesthetik) ist in dieser Hinsicht sehr sorgfältig, und, wenn weniger kurz, lebendig und schlagend, dafür leichter zu fassen.

pfindung von **sichtbaren** Gegenständen hergenommen. Sichtbare Gegenstände, die erhabene Empfindungen wecken, sind — z. B. gewisse Gebirge, die nicht blos sich hoch, sondern auch den Sinnen auffallend darstellen, daß sie in ihrer Höhe sich selbst nur durch eigene, wunderbare Kräfte halten; mithin große **Stärke** zeigen. (Wie: große Felsenmassen, die schroff aufsteigen, überhängen und herabzustürzen drohen.) Wenn die Natur durch solche Eigenschaften ihrer Werke jene Empfindung erregt: so müssen die Eigenschaften der Kunstwerke, wodurch dieselbe Empfindung erregt werden soll, etwas jenen Aehnliches haben und sich durch Vergleichung finden lassen.

Große **Stärke**, welche Theile — mehr durch Masse, als Zahl, groß — bindet und festhält — — Das führt den vergleichenden Musiker unstreitig sogleich zur **Fülle der Harmonie** in seiner Kunst, und führt ihn recht.

Er bemerkt aber, bei näherer Ansicht, daß nicht jede Fülle der Harmonie gemeinet seyn könne; denn nicht jede passet zum Vergleich mit dem, was er an Naturwerken der Gattung, von welcher hier geredet wird, findet. Mithin eine gewisse Art der Fülle der Harmonie. Welche nun?

Eine Gebirgsgegend, die sich allmählich, gleichgemessen erhebt, und freundlich, gleichförmig angebaut ist, wird allerdings wohlgefallen, aber keine erhabenen Empfindungen erregen: so wird auch ein Musikstück, das keine großen, tiefen Gedanken (Themata, Motiven) enthält, sondern nur angenehme, wenn auch ausgezeichnete, oder worin tiefe Gedanken mild verflößt, bei Ausarbeitung der Harmonie in viele Details ausgesponnen sind, zwar wohlgefallen, aber keine erhabenen Empfindungen erregen. Die letztere Art harmonischer Fülle, wie man sie jetzt vorzüglich liebt, und worin auch verschiedene der neuesten Meister so Bewundernswürdiges geleistet haben, ist also die nicht, die wir hier suchen; weshalb denn auch das Erhabene eine höchstseltene Erscheinung in der neuesten Musik geworden ist.

(Will sich der Musiker dies aus Werken, die ihm sogleich zur Hand seyn können, versinnlichen: so vergleiche er z. B. hiehergehörige Sätze in den spätern, den gedruckten Messen J. Haydn's oder in Cherubini's Requiem; und ähnliche *).)

*) Die hier, und in der Folge, in ähnlichem Zusammenhange, angeführten, sämmtlich bedeutenden Werke, werden keineswegs überhaupt, auch die hie-

Ein einzelner, wenn auch sehr hoher und schroffer Fels, der aber, ohne alle Mannigfaltigkeit und Fortsetzung in der Gegend, dem Wanderer nur in den Weg geworfen scheint, wird imponiren, vielleicht Verwunderung, Staunen, wohl gar Schrecken erregen — aber nur auf den ersten Anblick und für den Moment, nach welchem man eine gewisse Leere und Kälte empfindet, die leicht in Gleichgültigkeit übergeht: und so wird auch ein Musikstück wirken, das einen großen, tiefen Gedanken aufstellt, ihn auch wohl in voller, kräftiger Harmonie aussagen läßt, aber nicht festhält, ihn nicht in gleichem Charakter aus- und durchführt. Auch diese Art harmonischer Fülle suchen wir hier nicht.

(Will der Musiker auch hier Belege aus bekannten neuern Werken, so vergleiche er Manches in Glucks und Vieles in Reichardts Opern.)

Nach diesem wird man sich bestimmter denken, was oben von der Stärke in sichtbaren Gegenständen, die erhaben wirken sollen, gesagt worden, und nun auch die Anwendung auf Musik

---

her zunächst gehörigen einzelnen Stücke nicht in anderm Betracht, ja eigentlich gar nicht getadelt, sondern nur in ihrer Art betrachtet.

leicht machen. Wir kommen auf eine Fülle der Harmonie großer, tiefer Gedanken, (die darum doch sehr einfach seyn können,) vielstimmig aufgefaßt und vielstimmig in gleichem Charakter fortgeführt. Wollen wir aber den angegebenen Vergleich mit sichtbar erhabenen Gegenständen noch weiter fortsetzen: so können wir viel Fingerzeige nach dem Rechten und Wahren auch im Einzelnen, besonders in Ansehung der zweckmäßigen Verwendung der Kunstmittel entdecken. Z. B. wir kommen, in Absicht der Art der Führung jener Harmonie, auf Ausweichungen in fremde Tonarten — aber nicht bizarre, sondern kühne, auf solche, die nicht allmählich, abgeglättet, sondern schnell und fest, nicht künstlich gewunden, sondern einfach hervortreten; wir kommen auf lang und voll gehaltene, nicht kurz und schnell vorbeirauschende Noten; auf Begleitung, die nicht viel verziert, nicht reich figuriert ist, am wenigsten mit den Figuren oft wechselt, sondern einfach — entweder nur unterstützt und umgiebt, oder (figuriert) einen Gedanken auffasset, der mit der Grundidee ganz gleichen Charakter hat, wenn er auch im Zufälligen der Form ganz verschieden ist; auf eine

Begleitung, die nun diesen Gedanken nicht verläßt, sondern durchführt — für sich, und in stetem, wohlabgemessenem (d. h. mehr oder weniger untergeordnetem) Verhältniß zu dem Hauptgedanken und seiner Ausführung. Alles das, zeigt sich leicht, wird durch die kräftigern und edlern Instrumente unterstützt, gehalten, gestärkt; andere sind entweder hier zwecklos oder gar zweckwidrig.

(Belege zur Versinnlichung dieses Paragraphen findet der Musiker in den vortrefflichen Mustern, die am Ende dieses Abschnitts angeführt werden.)

Mit der oben geforderten großen Höhe der Naturproducte, die erhaben wirken sollen, läßt sich als verwandt in der Musik zusammenstellen die Weite der Intervallen, welche das Bild selbst und zugleich den Maßstab für dasselbe giebt — die Höhe bemerklich macht, indem sie sich von ihr in die Tiefe stürzt, und die Tiefe, indem sie sich aus ihr zur Höhe schwingt. Da nun hier nur von den Mitteln der Tonkunst gesprochen wird, und was davon hieher gehört, nothwendig, mithin nicht zu vergreifen ist; so können einige Warnungen vor hier leicht möglichen Verstößen in Nebendingen genug seyn.

Wer Instrumentalmusik schreibt, wird sich dieses Mittels — der Tutti-Sprünge, wie die Sprache des Musikers sie scherzend, aber gut, bezeichnet — jetzt selten mit so großer Wirkung bedienen, als er vielleicht beim Schreiben erwartet: theils hat dies Hülfsmittel durch vielfältigen Mißbrauch verloren, theils ist es (besonders bei Symphonieen) nicht zu vermeiden, daß nicht die übrigen Stimmen die Zwischenräume jener weiten Intervallen mehr oder weniger ausfülleten und so das Bild, zum Nachtheil des Effects, einigermaßen verdunkelten. Er wird daher nur dann sich ein Namhaftes davon versprechen können, wenn zugleich der Gedanke an Gehalt sehr gewichtig und wenn er in großen Noten ausgesprochen ist, die mit andern verbunden werden, welche, in Absicht auf Charakter ähnlich, in Absicht auf äußere Form contrastirend sind, folglich den Gegensatz heben.

(Keinem deutschen Musiker sind Beispiele unbekannt, wo dies, was in Worten vielleicht nicht ganz anschaunlich zu machen gelungen, aufs deutlichste und zugleich in jedem Betracht musterhaft, z. B. von Mozart, getroffen worden ist. Man denke etwa an dessen Quartett aus D moll,

im ersten Satze, oder an dessen Symphonie aus D dur, die mit Allegro anfängt, gleichfalls im ersten Satze; doch in beiden dieser ersten Sätze vornehmlich an den *ersten* Theil: denn in der gelehrten Ausführung und wechselnden Vertheilung des Hauptgedankens im zweiten Theile beider zeigt sich schon jenes oben angeführte Unvermeidliche, was die Wirkung *auf das Gefühl* nicht mehr ganz so stark seyn läßt. In Gesangmusik denke man an Händels Themata und deren Behandlung: „Und Er regiert von nun an und ewig" — „König aller Könige, der Herren Herr" — im *Halleluja* des *Messias*.)

Wer für den Gesang schreibt, hat mit der Anwendung dieses Mittels noch behutsamer zu verfahren; und nicht blos wegen der engern Begrenzung der Menschenstimmen durch die Natur, sondern auch, weil dergleichen Sprünge (wie alles Aeußerste) in der Arie leicht lächerlich, im Chor leicht widerlich und zu einem rohen Geschrei werden können. Ueberdies ist dieses Mittel an sich ein blos mechanisches, wie, bloßes Anhäufen der Instrumente und Aehnliches, mithin auch nicht mehr, als dies, zu achten, selbst wenn es eine Art gemeinen Effects hervorbrächte: nur

durch geistvolle Anwendung nach Wahl der Zeit, des Orts, des Mehr oder Weniger, durch wahre Bedeutung und edle Verarbeitung, wird es selbst zu etwas Geistigem.

(Hier hat keiner der sonst achtbaren Meister sich so oft und so weit verirrt, als Reichardt, in seinen ernsthaften Opern und großen Cantaten — z. B. in der, nach Klopstock. Ohne Kenntniß der persönlichen Eigenheiten dieses sonst so einsichtsvollen Mannes können diese, oft sehr widerwärtigen Extravaganzen kaum erklärlich seyn.)

In Hinsicht auf Bewegung ist jenen beiden Eigenschaften erhabener Naturwerke an Werken der Tonkunst aus dieser Gattung als analog an die Seite zu setzen, das ausdauernd Gehaltene, nicht oft Wechselnde, das langsam und fest Fortschreitende, sich selbst Gleichbleibende im Tempo und in der Taktart; in welcher letztern hier die ungleichen Arten, wenigstens die kurzen, auszuschließen, oder doch nur im Nothfall und äußerst behutsam anzuwenden seyn werden.

Beim Vortrag verwerfen dergleichen Musikstücke, auch wenn Eine Gesang- oder Instrumentalstimme die entscheidende Melodie führt, alle zufälligen Verzierungen — d. h. nicht blos die

ganz willkürlichen, sondern auch die, die nicht bestimmt zum Gange der Melodie und Harmonie gehören. Es ist löblich, daß die sorgsamern der jetzigen Componisten in den einzelnen Fällen, wo dennoch bei erhabenen Musikstücken einige Verzierungen anzuwenden sind, diese genau ausschreiben, und sollte nirgends von ihnen verabsäumt, aber dann auch von Directoren, Sängern und Spielern genau darüber gewacht werden. Solche Musikstücke lassen aber nicht blos zu, sondern gewinnen auch ungemein, durch ein weise angebrachtes, wohlgespartes, nicht oft und nicht schnell wechselndes Forte und Piano; so wie durch ein allmähliches, gutgemessen ausgeführtes Zu- und Abnehmen der Stärke. (Crescendo und Decrescendo.) Gerade in Musik dieser Gattung ist das Letztere von der größten Wirkung; nicht etwa nur, weil es Manchfaltigkeit in das sonst einfachere Ganze bringt, ohne seine Bestandtheile zweckwidrig zu vermehren, sondern hauptsächlich, weil es den Geist des Hörers nach und nach (eben darum unwiderstehlich) zur beabsichtigten Höhe emportreibt, ihn zugleich zu Kräften kommen läßt, sich auf derselben zu erhalten, und

nur allmählich ihn wieder zur gewöhnlichen Fassung herabsenkt. *)

---

*) Es ist bekannt, daß Jomelli zuerst von einem solchen, ganz regelmäßig vorgeschriebenen, allmählichen Anwachsen und Verlaufen aller Sing- und Orchesterstimmen auf der Bühne Gebrauch machte. In der Kirche und bei choralmäßigem Gesange war es längst angewendet, wenn auch nicht so bestimmt vorgeschrieben, sondern durch Uebereinkunft aller Ausführenden mit dem Meister oder Director zu Stande gebracht. Es ist auch bekannt, daß Jomelli damit alle Anwesende sogar zwang, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, langsam aufzustehen und mit gestrecktem Körper tiefathmend vorzudrängen. Zu beklagen ist aber, daß spätere Componisten durch zu häufiges und oft zweckwidriges Anwenden dieses Kunstmittels seine Macht vermindert haben. Außer jenen oben angeführten Vortheilen giebt es noch ein leichtes und sicheres Mittel dem Componisten in die Hand, seine allerwichtigsten Stellen besonders hervorstechen zu lassen und mit wohlthuender Gewalt den Zuhörern ans Herz zu legen. Ein Beispiel, wo es, und zwar das Anwachsen, wirklich weise aufgespart und vom Componisten musterhaft angeordnet worden, findet der Musiker in dem Satze des Mozartschen Requiem: Lacrimosa dies illa — bei den Worten: qua resurget ex favilla u. s. w. und ein anderes, für das Verlaufen, im Schlusse des Chors: Ehre sey Gott in der Höhe — in Händels Messias; nur daß es hier, dem Gebrauche der Zeit nach, nicht durch Zeichen vorgeschrieben, sondern jener Uebereinkunft überlassen ist. In bei-

Am einfachsten, treuesten, nur auf das Wesentlichste und Nothwendigste, in der Sache, wie in den Mitteln beschränkt, findet man den Ausdruck erhabener Gefühle, und zwar ohne alle Nebenbestimmungen, (wovon hernach,) in vielen Werken der großen Kirchencomponisten Italiens aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert. Paläſtrina, Allegri und ihre Geistesverwandten haben Werke dieser Gattnng geliefert, die, eben in ihrer Art, wie die Werke der größten italienischen Maler fast aus derselben Zeit, nie übertroffen worden sind. Nur darf man sie nicht blos lesen; man muß sie singen hören, und singen — wofür sie da sind — am rechten Orte, zur gottesdienstlichen Handlung, von starken, vollkommen eingeübten, vollkommen übereinstimmenden, die ihnen eigenthümliche und nothwendige Vortragsart aufs strengste beibehaltenden Chören. *)

---

den Stellen bringt es übrigens zugleich das Bild dessen, was der Text aussagt, vor die Phantasie des Zuhörers.

*) „Wo kann man sie denn aber also hören? Findet man doch jetzt, auch in Italien, selbst in Rom, seit der Revolution — die, mit so vielem Herrlichen, auch die Conservatorien, und in den wenigen übergebliebenen, aber sehr beschränkten, den

Diesen Werken stehen — nur in anderer Art, da jene zur Ausführung Künstlern, diese dem Volke anvertraut werden sollten — würdig zur Seite die ältesten Hymnen und die besten der Choräle in der lutherischen Kirche, *) oder wenigstens in den ältern ihrer Choralbücher. Jene Hymnen sind meistens unter den mährischen Brüdergemeinden — Ergüsse ihrer feurigen Begei-

---

Geist der Einigkeit, Beharrlichkeit und des Gehorsams (Anderes zu geschweigen) zerstörte — kaum noch schwache und oft entstellte Ueberreste!" Wo ihr sie also hören könnt? Freunde: bei euch, von euch, wenn ihr nur wollt, und in diesem Willen, mit jenem Geiste, euch zusammenthut. Muß doch so vieles Große, Gute, Schöne, was ehedem Zeit und Befehl hervorbrachten, jetzt, soll es geschehen, durch Einsicht, Wahl und freie Vereinigung hervorgebracht werden: warum nicht auch dies?

*) In der katholischen Kirche konnte sich diese ganze Gattung kaum einigermaßen ausbilden, da bekanntlich hier die Gemeinde nur wenigen Antheil am Gesange hat, und was dieser in neuerer Zeit in verschiedenen Provinzen Deutschlands gegeben worden, ist (selbst in Wien und Prag) gut zwar, aber an Hoheit und Tiefe jenen Gesängen nicht zu vergleichen. — Die Psalmen der reformirten Kirche sind, ihrer Musik nach, ernst, streng, zum Theil wohl auch feierlich, aber trocken und kalt; was den Geschichtskundigen nicht befremden wird.

sterung und frommen Demuth, bei schwerlastendem, äußerem Druck — entstanden und von Luther und seinen Freunden herübergenommen: diese Choräle sind bekanntlich von Luther selbst, seinen Freunden (vorzüglich Senfl und Walther) und mehrern ihrer Nachfolger, an Fähigkeiten und frommer Begeisterung ihnen ähnlich, theils gedichtet, theils in Musik gesetzt, und auch wohl beides. Die ganze Welt besitzt, in dieser Musikart und diesem Styl, nichts Erhabeneres und Schwunghafteres; und keine Folgezeit, kein Genie und keine Kunst, hat Gleiches, eben in dieser Art und diesem Styl, hervorbringen können; was auch gar nicht zu verwundern ist. *) — —

*) Es sey mir erlaubt, von diesen Hymnen und Choralen mehrere anzuführen, die ich für die vortrefflichsten halte — zunächst zwar für Musik-Studierende, doch auch für Jeden der Vielen, die über das hinwegzusehen pflegen, was ihnen so ganz nahe liegt. Beide aber muß ich ausdrücklich warnen, keine modernisierten Choralbücher zu befragen, wo diese Kerngesänge mehr oder weniger umgegossen, namentlich auch, durch Reduction ihrer alten Tonarten auf unser Dur und Moll und die in ihm gewöhnlichen Fortschreitungen der Stimmen, um Vieles von ihrem eigenthümlichen Gepräge und ihrer, von jeder andern musikalischen sich absondernden Wirksamkeit gebracht worden sind. Unter den von Mar-

Jede Empfindung, folglich auch die Empfindung des Erhabenen, hat nicht nur ihre verschie-

---

tin Luther bis gegen das Jahr 1530 mit Hülfe der Musikmeister Conrad Rumpf und Hans Walther componierten: Ein' feste Burg ist unser Gott — Es woll' uns Gott genädig seyn — Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin — Unter den, von demselben, nach Hymnen aus uralter Zeit der Kirche bearbeiteten: Nun komm, der Heiden Heiland — Verleih' uns Frieden gnädiglich — Unter den, von demselben, aus Gesängen der Waldenser, Hussiten und mährischen Brüder aufgenommenen: Gelobet seyst du, Jesus Christ — Nun bitten wir den heilgen Geist — Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen — Heinrich Alberti (lebte um 1590 bis 1650 zu Königsberg): O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen — Joachim Burck oder Burg (geb. um 1550, lebte zu Mühlhausen): Herr, ich habe mißgehandelt — Johannes Crüger (geb. um 1600, lebte zu Berlin): Jesu, meine Freude — Nicolaus Decius (lebte um 1530 zu Stettin): nach einem Hymnus der ältesten Kirche: O Lamm Gottes, unschuldig — Michael Gasteritz (lebte um 1550 zu Amberg): Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr — Gastorius (lebte um 1650 zu Jena): Was Gott thut, das ist wohlgethan — Johann Herrmann (lebte um 1600 in Schlesien): Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen — Nicolaus Herrmann (lebte um 1540 zu Joachimsthal): Erschienen ist der herrlich' Tag — Jakob Prätorius (lebte um 1600 zn Hamburg): Wachet auf, ruft uns die Stimme — Johann Rosenmüller

denen Grade, sondern duldet und empfängt auch, durch Verbindung mit verwandten Empfindungen, z. B. frommer Freude, edler Schwermuth — gewisse besondere Modificationen. Wie aber die Neuern in allen Künsten das Zusammengesetztere vorgezogen und am glücklichsten behandelt haben: so auch in der Musik, und namentlich in der, welche Erhabenes ausdrückt. Als Beispiele solcher Modificationen und zugleich als Muster können dem Musiker dienen — z. B. das freudig-erhabene Chor Händels: Uns ist ein Kind geboren, oder: Halleluja, denn der Herr, der Allmächtige, regieret, im Messias; in anderm Styl: das Sanctus in Voglers Requiem; das schwermüthig-erhabene Chor Händels: Sieh, das ist Gottes Lamm, oder: Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn, in demselben Oratorium; in anderm Styl: das Agnus Dei in Mozarts Requiem; das düster-erhabene Chor: Confutatis maledictis, in demselben Werke Mozarts;

(schrieb 1650 in Leipzig): Straf' mich nicht in deinem Zorn — Herrmann Schein (lebte um 1620 zu Leipzig): Befiehl du deine Wege — Wer Gott vertraut — Johann Schop (lebte um 1630 zu Hamburg): O Traurigkeit — Sollt ich meinem Gott nicht singen — —

in anderm Styl: der Schlußsatz des ersten Acts der Clemenza di Tito, gleichfalls von Mozart — und mehrere von diesen und andern vorzüglichen Meistern. — —

Das Große (Mächtige, Erschütternde,) regt das Gemüth auf zu einer vielumfassenden, starken Wirksamkeit aller seiner Kräfte — und zwar zu einer Wirksamkeit, wo man sich einer Menge mehr oder weniger klarer und in ein Ganzes verschmolzener Vorstellungen bewußt wird, und sich dadurch begeistert, gehoben fühlt. Beim Erhabenen wirkte zunächst die Größe der Massen: hier wirkt zunächst die Größe der Summen; dort das Eine in Vielem: hier das Viele in Einem.

(Wem das nicht deutlich ist, der denke daran, was er selbst einen großen Gedanken, einen großen Charakter, eine große malerische Composition nennt *); er wird finden, daß er, selbst ohne darüber genau zu reflectieren, dies bestimmt vom

*) Groß; nicht dasselbe, als: reich. Das Große ist reich, aber das Reiche nicht immer groß. — Der innere und letzte Grund der Verschiedenheit zwischen dem Großen und Erhabenen muß hier übergangen werden. Niemand hat darüber umfassender, überführender und schöner geschrieben, als Schiller.

erhabenen Gedanken, erhabenen Charakter ꝛc. unterscheidet. Z. B. Philipp der Zweite, und sein Großinquisitor, wie Schiller sie dargestellt hat: sie sind groß — groß und entsetzlich. Göthe's Alba im Egmont: er ist groß — groß und furchtbar. (Und zwar hiervon gewiß das vollkommenste Bild der gesammten neuern Poesie.) Dagegen, Brutus, wie ihn Shakspeare und die Alten zeichnen: er ist erhaben — erhaben und ehrwürdig, auch in seiner Verirrung.)

Bei nur mäßiger Aufmerksamkeit auf sich selbst unterscheidet man auch das Gefühl für das Große leicht von dem Gefühl für das Erhabene; von jedem andern ohnehin. Das Gefühl für das Große hat — ist es erlaubt, so zu sagen — mehr Irdisches, als das Gefühl für das Erhabene; es hat mehr Gewaltsames, Affectvolles, Dahinreißendes — weshalb das Große auch überall und immer mehr Glück macht, als das Erhabene. Das Gemüth muß sich beim Großen selbst beruhigen, wenn es beruhigt werden soll, statt daß es beim Erhabenen schon durch das Dargebotene, zwar an seine Gränzen erinnert und in so fern gedemüthigt, doch eben auf seinem eigentlich menschlichen Standpunkte zugleich festgestellt wird —

weshalb das Große von Schwachen, die sich nicht selbst zusammenhalten, mäßigen und beruhigen können, nicht ohne einigen Schmerz ertragen, und blos als ein pikantes Reizmittel gesucht wird; was sich besonders an Frauen darthut.

(Der Musiker, dichte er nun Musik, die Großes ausdrückt, oder führe er sie aus, empfindet das dunkel und will darauf hinaus, wenn er nach seiner Weise ohngefähr spricht: Man brennet; es wird Einem fast angst und bange dabei! man schreibt oder spielt drauf los, schreibt oder spielt gut, und weiß doch kaum noch, was und wie man schreibt oder spielt! man muß mit Gewalt an sich halten, um nicht, schreibend, in's Wilde und Undeutliche auszuschweifen, spielend, in's Instrument zu reißen oder im Tempo zu eilen und die Andern mit fortzutreiben! man wagt und es gelingt; man setzt das Letzte dran, und findet Kräfte in sich, die man sonst sich gar nicht zutraut: und doch ist's Einem dabei immer, als wär' es noch nicht genug; als sollt' es noch mächtiger, noch gewaltiger fortstürmen! und dgl.) —

Auch hier gilt jene, oben bemerkte Analogie zwischen dem Stoff sichtbar-großer und hörbar-großer Werke. Nach der beim Erhabenen gegebnen

Nachweisung kann sie jeder selbst und leicht finden; deshalb übergehen wir sie und geben nur ihre Resultate für die Tonkunst.

Musik im Charakter des Großen verlangt ein Gedräng von einer Menge, dem ersten Anschein nach unvereinbarer Melodieen und Wendungen der Harmonie, die aber doch zu einem melodischen und harmonischen Ganzen verknüpft werden; verlangt einen Reichthum, eine Fülle verschiedenartiger Instrumente, die aber für sich gearbeitet, nicht blos verstärkend benutzt sind; verlangt eine vielfältig gemischte Behandlung der Stimmen, und, bei der Ausführung, eine starke Besetzung derselben. Auch hier ist zwar das Unisono an seinem Platze: aber nicht das gehaltene oder langsam fortschreitende, wie beim Erhabenen, sondern das unerwartet und kühn hervorbrechende. Die Melodieen sind mehr rauh, als geglättet, haben weiten Umfang der Höhe und Tiefe, haben auffallendere, schärfere Intervallen; die Ausweichungen in fremde Tonarten sind nicht selten, nicht unvermerkt vermittelt, sondern frappant und rasch. (Wären sie jenes, so würden sie nur Einen Gedanken anders modificirt — so aber werden sie eine Vielheit der Gedanken in Eins zusammen-

gepreßt, darstellen; wobei die Klippe nahe liegt und leicht gefährlich wird, ganz willkürlich, planlos und regelwidrig zu verfahren, wo dann der Zuhörer über der Vielheit die Einheit verlieren würde, auch wenn sie wirklich noch vorhanden wäre, und wo die Musik nicht mehr als Musik, sondern nur als affectvolles Tongeräusch auf ihn wirken könnte.) Das Tempo ist rascher, als beim Erhabenen; soll es langsam, wie dort seyn, müssen es die vielen und kurzen Noten erst nöthig machen. Forte und Piano wechseln weit öfter, schneller, überraschender, als beim Erhabenen; die Nebenstimmen haben mehr Figurirtes als dort, und zwar nicht nur um überhaupt die Summe zu vermehren, sondern besonders um noch mehrere unvereinbar scheinende Theile in das Ganze zu verweben — —

Sollte man, was hier angedeutet worden, durch Worte ganz umfassen und anschaunlich machen, so müßte man weit mehr Schwierigkeiten finden, als beim Erhabenen, oder auch beim Niedlichen; denn es ist weit zusammengesetzter. Man kann sich aber zum Glück diese Bemühung hier weit eher ersparen, als beim Erhabenen; denn Jeder ist fähig, das Große zu empfinden,

bei weitem nicht Jeder, das Erhabene. Ueberdies sind die Componisten der letztern Zeit in keiner Gattung so glücklich gewesen, als eben in dieser; auch ist die Liebhaberei, besonders in Deutschland, eben jetzt für keine Gattung so entschieden und allgemein, als für diese, und viele der gelungensten Werke im Charakter des Großen sind so verbreitet, daß man sie nur zu nennen braucht, um sie, und zugleich, was über die ganze Gattung sonst noch zu bemerken seyn möchte, Jedermann in's Bewußtseyn zu rufen.

Kein Componist der Welt, unter den Alten wie unter den Neuern bis auf ihn, hat das Große so mächtig und in jeder Hinsicht so glücklich musikalisch dargestellt, als Mozart. Was auch dieser strahlenwerfende Genius in seiner Kunst versuchte, gelang zwar: jedoch hier, im Gebiete des Großen, des Erschütternden, ist seine eigentliche Heimath; und so verweilte er auch hier, war es irgend zulässig, mit unverkennbarer Vorliebe. Hier gesellete zu ihm sich Beethoven, und erbauete sich, neben dem wohlgemessenen, zeittrotzenden Dom, den jener errichtet, kühn und gewaltig sein, ihm ganz eigenes, hoch auf Felsen gelegenes, romantisches Stammschloß, wie es nun

die Gegend weit umher beherrscht und mit Erstaunen von Jedermann gesehen wird. — Aus vorhin angeführten Ursachen wird es nur nöthig seyn, und das kaum, verschiedene vorzüglich hieher gehörende Musikstücke beider Meister zu nennen. Jedermann denkt ohnehin, was Mozart betrifft, an die neuern seiner Symphonieen, auch an verschiedene seiner Klavierconcerte (z. B. an das, aus D moll, von ihm selbst, an das, aus C dur, und das, aus C moll, nach seinem Tode herausgegeben); an mehrere Hauptstücke des Idomeneo (z. B. an das erste Finale und die große Scene: Volgi intorno —) an die Overtura und mehrere Ensemble-Stücke der Zauberflöte, an die Overtura, die Finalen und andere Hauptstücke des Don Giovanni; von Kirchenmusik: an seine Motetten (besonders die, aus D dur, und die, aus D moll), an die gewaltigen Chöre in Davide penitente und der Litanei, an das Wunderwerk des Requiem, in mehrern seiner Hauptsätze (vor allen: Dies irae — Rex tremendae majestatis —); und was Beethoven anlangt, außer mehrern Stükken seiner Kammermusik für Instrumente, an seine Klavierconcerte aus C moll, G dur und

Es dur, an verschiedene seiner Overturen (vorzüglich zu Coriolan und Egmont), und an seine Symphonieen (besonders an die Einleitung und das erste Allegro der zweiten, aus D dur, die zwei ersten Sätze der dritten, aus Es dur, und das riesenmäßige Finale der fünften, aus C moll.) — Wo des Ausgezeichneten so viel ist, wie eben hier in der neuern und neuesten Musik, kostet es Ueberwindung, sich, wie von uns geschieht, auf das zu beschränken, was zur Erläuterung der Sache nöthig scheint, und andere, gleichfalls hieher gehörende treffliche Stücke, wie mehrere von Cherubini, Maria von Weber u. A., ungenannt zu lassen.

Auf ganz anderm, ja auf entgegengesetztem Wege schritten mehrere herrliche Meister der vorigen Zeit zu demselben Ziel. Wenn die Neuern, z. B. die eben genannten, (darf man so sagen) die hier geltenden Summen zählen, so wogen jene sie; wenn diese sich reich bezeigen durch splendiden Aufwand, so thaten es jene durch scharfbedachtes Zusammenhalten und Ausgeben nur am gewähltesten Ort, dann aber mit vollen Händen; deutlicher: wenn die Neuern vor allem durch Erfindung, Zusammenstellung, Verflechtung, Anord-

nung überhaupt, den Ausdruck des Großen errei- chen, so erreichten ihn die Aeltern vor allem durch die tiefe Entwickelung und unerschöpfliche Combi- nation des einfach Erfundenen. Dort, ein ent- schiedenes Vorherrschen der Phantasie: hier, ein entschiedenes Vorherrschen des Denkvermögens; dort, hinreißende Wirkung auf Jeden, auch auf den nur im Allgemeinen Empfänglichen: hier, voll- kommene Befriedigung des, an Denken auch beim Genießen Gewöhnten; das geistreichste Bemühen — dort, um das Subject (das eigene und fremde): hier, um das Object. *)

Hier nimmt nun, von aller Welt zugestan- den, der Albrecht Dürer deutscher Tonkunst, Vater Sebastian Bach, den ersten Platz ein; ja, er wird allgemein als Repräsentant dieser ganzen Musikart betrachtet und sein Name fast sprichwörtlich zur Bezeichnung derselben gebraucht. Wer seine Werke zu fassen, in all ihrem, gleichsam geheimen Reichthum zu durchdringen vermag,

*) Es ist bekannt, daß Mozart in seiner letzten Zeit, und vor allem in seinem letzten Werke, dem Requiem, sich jenen Aelteren annäherte, ohne jedoch seine Eigenthümlichkeit im Geringsten aufzuopfern, und mit weiser Benutzung aller seitdem entdeckten Vortheile neuerer Tonkunst.

und sich an sie, in ihrer oft höchstsonderbaren Eigenthümlichkeit, gewöhnt hat, der hat in ihnen, für Einsicht und Empfindung, so ziemlich beisammen das Vollendetste, was in dieser Art überhaupt geleistet worden, und wohl auch das Entscheidendste, was in ihr irgend geleistet werden kann. Aber sich an sie gewöhnen — das muß man allerdings zuvor; das liegt an ihnen, wie an uns. Sie sind von neuer, vollends neuester Musik nicht nur ganz verschieden, sondern treten meist ihr schroff entgegen: wir aber sind, wo nicht allein, doch bei weitem vorzüglich, an neue und neueste Musik gewöhnt; und dermaßen, daß unsre gesammte Art, Musik aufzunehmen, eine andere geworden ist, so, daß ohne Vergleich die Meisten auch Werke alter Zeit in dieser Art empfangen. Manche dieser Werke, z. B. von Händel, von Durante, lassen dieses allenfalls auch zu, und geben dann für Ohr und Empfindung wenigstens ein nicht falsches Resultat: aber die meisten und eben die größesten von Bach, lassen jenes nicht zu, und ihr Resultat für Ohr und Empfindung, werden sie also vernommen, ist oftmals kaum mehr, als eines gährenden, verwirrenden, übertäubenden Chaos; „Finsterniß ruht auf der Tiefe.“ Um

nun aber den großen Mann kennen, würdigen und genießen zu lernen, dienen schon seine Compositionen für die Orgel, und die sehr zahlreichen, für das Klavier: *) weit mehr aber seine großen Gesangstücke für die Kirche — achtstimmige Motetten ohne Begleitung der Instrumente, Messen (Magnificat, Sanctus u. s. w.) und Kirchencantaten mit Begleitung der Instrumente. Die ersten sind nun sämmtlich, von den zweiten ist nur eine — gleichfalls zu acht realen Stimmen gearbeitet, von den dritten gleichfalls nur eine (über Luthers: Ein' feste Burg ist unser Gott) gedruckt. Die letztern, Ergebnisse des höchsten Aufschwungs seines reichen Geistes, frommen Herzens und kaum begreiflichen Fleißes, sind zum Theil, wie jene gedruckte Cantate, über Melodieen bekannter, vorzüglich geliebter Kirchenchoräle geschrieben, damit die Gemeinde, die freilich seiner Ausarbeitung nicht folgen konnte, an diesen überall hin-

*) Da dieser in einem besondern Aufsatze in der Folge weiter gedacht wird, verweisen wir hier zunächst nur auf die sechs großen, englischen (für den König Georg I. von England geschriebenen) Suiten, und auf den, vor Gewöhnung des Auges, oft dunkeln, aber überreichen Schacht des wohltemperierten Klaviers.

durchklingenden Melodieen doch etwas hätte. Bach hat ihrer über hundert geschrieben: sie sind aber, bis auf wenige, verloren oder doch in die Repositorien der Sammler von Seltenheiten verschleppt; und aus diesen ist selten Erlösung. Wenigstens habe ich, an dem Orte lebend, wo sie entsprungen, und nach mehr als dreißigjährigen Bemühungen um sie, nur vier entdecken können: jene gedruckte, eine über „Jesu, meine Freude," eine über „Mach's mit mir Gott nach deiner Güt'," und eine über „Warum sollt' ich mich denn grämen?" Groß — recht eigentlich in dem Sinne, wie wir es hier meinen, sind sie alle, bewundernswürdig auch: aber die letzte ist in mehrern Sätzen zugleich höchst rührend. —

Mehr dem Modernen sich nähernd, aber ebenfalls glänzend in Reichthum und eigenthümlicher Größe, ist das zweichörige Heilig des trefflichen Sohns dieses trefflichen Vaters — Karl Philipp Emanuel — bis auf die kurze Einleitung, die in ihrer fast gleichgültig lassenden Einfalt das Absichtliche und auf die Folge Berechnete allzusehr bemerklich werden läßt. — Fasch, dieser tiefe, stille Geist, diese edle, christlich fromme Seele, hat, in der sechszehnstimmigen Missa, im acht-

stimmigen Miserere und in seinen figurierten Choralen, vortreffliche Stücke dieser Art und dieses Ausdrucks geliefert: man kann sie aber bis jetzt nur noch vernehmen, wenn man die Berliner Singakademie vernimmt; denn diese besitzt sie allein. — Benevoli, auf dessen Vollstimmigkeit, und Größe in derselben, ehedem Italien stolz war, ist doch mehr reich und kunsterfahren, als groß. Höher stehet und vollendeter in sich erscheint, was in Feo's und Scarlatti's Werken, dem Styl und dem Ausdruck nach, hieher gehört. *)

*) Anstatt meinen Fehler, hier über Verhältniß umständlich gewesen zu seyn, zu entschuldigen, will ich ihn, vertrauend der Nachsicht aller Leser zu Gunsten einiger wenigen aus ihnen, wenigstens in einer Note sogar vermehren, indem ich hier noch einen Mann nenne, der vollkommen ebenbürtig in jenen würdigen Kreis gehört, und der doch so unbekannt geblieben ist, daß kaum Einer oder der Andere meiner Leser, auch der unterrichteten, nur seinen Namen gehört haben mag. (Gerber hat diesen Namen, aber nur einige Zeilen über ihn.) Johannes Dismas Zelenka ist dieser Mann. Er war ein Zeitgenosse des Sebastian Bach, nur etwa zehn bis zwölf Jahre jünger, von Geburt ein Böhme, aber schon früh nach Dresden ausgewandert und daselbst in der Kapelle des Kurfürsten August, nachher ersten sächsischen Königs der Polen,

Mit Fasch scheinen die Meister dieser letzt-angeführten Art musikalischer Darstellung des

---

als Violinist angestellt. Hier zeigten sich bald seine bewundernswürdigen Naturgaben und seine unwiderstehliche Neigung für Kirchencomposition in der grandiosen Weise und der gelehrten Vollstimmigkeit, wie sie damals in Deutschland herrschte. Zelenka wurde dem Könige bekannt. August I., bekanntlich, liebte die Künste, vorzüglich die Bau- und Tonkunst, und unterstützte sie bis zur Verschwendung; auch lag ihm, dem Convertiten, gar sehr daran, dem Gottesdienste in seiner neuen Hofkirche so viel Feierlichkeit und Glanz zu geben, als möglich. So nahm er sich Zelenka's an, zumal da dieser ein, in seinem Glauben eifrigfrommer, übrigens stiller, demüthigergebner Jüngling war; und sandte ihn, zu höherer Ausbildung, dem grundgelehrten und damals hochberühmten Fux, erstem kaiserlichen Kapellmeister in Wien, zu, und, nachdem dieser erklärt hatte, nun wisse er ihn nichts mehr zu lehren, nun müsse er Vieles und Verschiedenartiges hören, auf drei oder vier Jahre nach Italien, wo damals noch die Tonkunst auf der höchsten Stufe, die sie dort jemals erreicht hat, sich erhielt. Empfohlen durch einen Fürsten, der in ganz Europa viel von sich reden machte, in hohem Ansehn stand, und besonders in Italien ungemein gefeiert ward, fand Zelenka überall Eingang und benutzte alle große Meister dieses Landes: soll sich aber ganz vorzüglich an Francesco Feo in Neapel geschlossen haben; was auch bei der Verwandtschaft beider Geister leicht zu glauben ist und aus dem Styl

Großen ausgestorben zu seyn. Und das ist nicht zu verwundern. Ohne gelassenes Zusammenfassen

---

Zelenka's in spätern Werken sich zu bestätigen scheint. Jetzt rief ihn sein königlicher Gönner und Wohlthäter zurück, und ernannte ihn zu seinem ersten Kirchencomponisten; in welchem Amte, und für welches ausschließlich, er denn auch bis an sein Ende (1745) treulichst gelebt und gewirkt hat.

Aus jenem seinem Verhältnisse ist nun die nähere Beschaffenheit seiner Werke; aus diesem, daß er und sie für die übrige Welt wie nicht vorhanden, zu erklären. Anlangend seine Werke, so zeugen sie von einem Tiefsinn, von einer Kenntniß gelehrter Harmonie und einer Geübtheit in deren Handhabung, die ihm seinen Stuhl nahe an den Vater Sebastians rücken: aber er verwendete diese Vorzüge zurückhaltender und räthlicher; bog nicht so hartnäckig jedem aus, was gut, aber auch andern Zeitgenossen gemein war; zeigte sich dagegen erfinderischer und sorgsamer für, an sich schon ausdrucksvolle, ansprechende Melodieen und für Faßlichkeit in deren Ausarbeitung. So blieb er an Adel, an Großartigkeit und auch an Frömmigkeit des Sinnes und Geschmacks, wie des Styls und der Darstellungsweise, unter den Herrlichsten, die, eben in dieser hier besprochenen Gattung, nur jemals die musikalische Welt gesehen hat. Was sodann seine Verborgenheit betrifft, so hatte sich damals noch, wenigstens in Italien und Deutschland, die Sitte erhalten, daß die Meister nicht, was sie Vorzügliches hervorgebracht, kosmopolitisch, Jedermann, sondern, patriotisch, allein dem Fürsten oder dem

aller, wiewohl hochgesteigerten Kräfte eines reichbegabten Gemüths, und ohne lange, feste Aus-

---

Institute (der Kirche, dem Kloster ꝛc.) darboten, dem sie sich, oder doch dieses ihr Werk, geweihet hatten; und diese Fürsten, diese Institute, ihrerseits hielten solche Werke, als ihr alleiniges Eigenthum, hoch, brachten sie an Ort und Stelle von Zeit zu Zeit immer wieder zu Gehör, und waren, bei dem Allervorzüglichsten, wohl gar stolz auf sie und ihre Verfasser: Zelenka aber, der anspruchlose, lebenslang dankbare Mann, ging in dieser Verpflichtung gegen seinen König sogar so weit, daß er von seinen Werken nicht einmal eine Abschrift für sich selbst zu behalten sich erlaubte; weshalb denn auch jene von seiner eigenen Hand in der überaus reichen, köstlichen Musikalien-Sammlung der königlich-sächsischen katholischen Hofkirche vorgefunden werden.

Dort ruhen sie nun, zahlreich aufgeschichtet im wohlbefestigten Schranke, der des Meisters Namen trägt; und seit, unter dem thronfolgenden August, mit Hasse und zunächst durch ihn, eine ganz andere Gattung und ein ganz anderer Styl beliebt und herrschend wurden, ist wohl nie auch nur Ein Accord Zelenka's daselbst, und schwerlich auch anderswo, erklungen. Nur durch besondere, schwer zu erlangende Vergünstigung hoher Behörden ist es vor Jahren mir gelungen, auf Stunden mich mit einigen dieser Werke, wie sie aus dem Convolut eben der Zufall herausgriff, zu beschäftigen. Darunter war z. B. eine große Missa für fünf Singchor-Stimmen (zwei Bässe) und ein reichgearbeitetes Orche-

dauer in solcher Fassung und Steigerung, können dergleichen Werke nicht ausgedacht und empfangen; ohne vollkommene Kenntniß der Harmonie auch in ihren dunklern Tiefen, und ohne große Geübtheit, mit ihr auch da frei und unbehindert zu schalten, können sie nicht geboren; ohne die größte Sorgsamkeit auch für alle Einzelheiten

---

ster, das Gloria aus D dur, das Credo aus A moll, (aus der Erinnerung kann ich das Werk nicht näher bezeichnen), von einer Vortrefflichkeit, und vorzüglich das Credo mit seinen Folgesätzen von einer Größe und wahrhaftheiligen Würde, dabei von (nach Verhältniß) einer Faßlichkeit und Klarheit, daß ich mir gar nicht anders denken kann, als, würdig und vollkräftig ausgeführt, müsse dadurch ein Jeder, der sich nur sammlen, zusammenhalten und hingeben will, ergriffen, erschüttert und dahin nachgezogen werden, wohin sich der Geist des trefflichen Meisters aufgeschwungen hatte. —

Jetzt, mein Leser, bitte ich für diese unverhältnißmäßige Ausführlichkeit dich um Nachsicht, nicht um meinet-, sondern um der Gerechtigkeit willen gegen den großen, verdienten und vergessenen Mann. Was ich übrigens von seinen Lebensumständen beigebracht, habe ich von Vater Hiller erfragt, der, bei seinem mehrjährigen Aufenthalte im Hause des ehemaligen Ministers Brühl, noch vertraute Freunde des früher verstorbenen Zelenka kennen gelernt hatte.

und ohne den beharrlichsten Fleiß können sie nicht ausgebildet und vollendet werden. Man muß sogar hinzusetzen: Ohne besondern, eben für diese Gattung und ihre höhern Zwecke geeigneten Sinn, schon von der Natur vorbereitet, und ohne Vorschule, auch mancherlei Vorübungen, können sie nicht ganz verstanden und durchempfunden, mithin nicht wahrhaft gewürdigt und vollständig genossen werden; was dem nicht widerspricht, was oben von der Wirkung ihrer Gesammtheit und von den Resultaten ihres Ausdrucks für die Empfindung gesagt worden ist. Ist es doch mit reichen, großen Compositionen verwandten Geistes und verwandter Darstellungsart der Dichter oder anderer Künstler vergangener Jahrhunderte dasselbe; und wer, blos seiner Natur, täglichen Erfahrung und jetziger Zeit gemäßen Bildung vertrauend, der Meinung ist, er verstehe, empfinde, würdige, genieße — z. B. Shakspeare, ganz wie er ist, oder die Maler Italiens vor Raphael, die Maler Deutschlands vor und mit Dürer — der bildet sich's nur ein oder möchte es Andern einbilden, sogar wenn er selbst ein mit Recht geschätzter und beliebter, aber blos zeitgemäßer Dichter oder Maler ist. Was zur

Zeit des Entstehens jener Werke die Zeit selbst, den Verfassern wie den Theilnehmern, vorgearbeitet: das ist vorüber, und wir müssen es, so weit wir können, geistig, nicht ohne Ernst und Bemühung, in uns wiedergebären, sollen solche Werke in der That und Wahrheit uns nahe kommen und endlich vielleicht unser geistiges Eigenthum werden. — —

Die Empfindungen des Anmuthigen und Lieblichen beschreiben zu wollen, hieße (mit Polonius zu sprechen) ausführen, daß Tag Tag, Nacht Nacht, Zeit Zeit sey, und damit Tag, Nacht und Zeit verschwenden. Sie und ihre Gegenstände begegnen uns im Leben, dem geistigen und natürlichen, ohne Vergleich öfter, als die, des Erhabenen oder Großen, und deren Gegenstände; ein Jeder ist zu jeder Zeit für sie aufgelegt, und, stehet's sonst beim Gleichen, für sie auch fähig; ein Jeder hat sie, selbst in der Fülle ihrer Schönheit genossen, und ist sich ihrer so bestimmt und lebhaft bewußt worden, daß er sie von allen andern unterscheiden kann: wenigstens würde, wer hier ohne sonderliche Erfahrung geblieben, mit der Tonkunst, als welche in dieser Himmelsgegend einen Lieblingssitz und zum Anbau

ihr weitestes und ergiebigstes Feld innen hat, schwerlich zu thun haben wollen. *)

---

*) Es ist schon öfters mit Befremdung bemerkt worden, daß es gerade unter ganz vorzüglichen, hochgebildeten, und auch sonst höchstempfänglichen Männern, zwar wenige, doch sicher einzelne gegeben hat, für welche Musik ohne allen innern Sinn, vielmehr nichts, als ein höchstoberflächlicher und flüchtiger Reiz des äußern Sinnes und seiner Werkzeuge gewesen ist. Voltaire, Lessing, Kant, Napoleon waren in neuerer Zeit die berühmtesten dieser Männer. Kennt man sie und die Geschichte ihres Lebens, vorzüglich auch in Beziehung auf das oben Gesagte: so sollte jene ihre Eigenheit kaum noch befremden. Entbehrten sie doch auch des innern Sinnes für das Anmuthige in der Natur; mochte das nun seyn aus eigenthümlicher Organisation nach dieser Seite hin, oder weil dieser Sinn in ihnen nicht geweckt worden zu einer Zeit, wo alles, was im Leben wach und lebendig bleiben soll, geweckt werden muß, und weil dann die Keime dazu von weit Anderm allmählich erstickt wurden. Lessing gestand das auch mit der ihm eigenen, großartigen Offenherzigkeit: Voltaire mit Spott über anders Empfindende. (Lieblich kommt her von Liebe.) Kant, wo er von den Künsten handelt, (gilt es das Allgemeine: wie trefflich!) und wo er die Tonkunst nicht übergehen kann, windet sich, eine vermittelnde Auskunft zwischen seiner und der allgemeinen Erfahrung zu finden, und entdeckt sie endlich darin, daß die Musik zwar eine Kunst, aber keine schöne, sondern blos eine angenehme — den äußern Sinn gefällig

Wer sich der Mittel erinnert, wodurch die Natur, oder unter den Künsten z. B. die Malerei, das Anmuthige und Liebliche ausdrückt, und wodurch die eine wie die andere im Beobachter ihrer Werke die Empfindungen dafür erweckt, der findet analogisch auch die Mittel, wodurch die Tonkunst dasselbe leistet, dasselbe erreicht. Der sanften Wellenlinie der Schönheit in anmuthigen Werken der Maler stehen hier zur Seite sanftgeschweifte Melodieen; das heißt, der äußern Gestaltung nach, solche, wo die Töne in nahen Intervallen, in gezogenen, engverbundenen Noten auf einander folgen. Wenn dort sich überall allmähliche, weiche und zarte Umrisse und Uebergänge der Theile in einander finden: so finden sich hier fließende Verbindungen der Melodieen unter einander, geebnete, geglättete Uebergänge der Harmonie und ihrer Ausweichungen nur in nahe Gelegenes oder sonst natürlich und leicht sich Anschließendes. Was Licht und Schatten in der

---

reizende — sey, gleich der des Feuerwerkers, des Parfümeurs u. s. w. Seine belegenden und erläuternden Beispiele sind vollkommen so, als wenn es gar keine andere Musik gäbe, außer Tanz- und Tafelmusik. So behält man Recht und wird mit Allem fertig.

Malerei, ist Consonanz und Dissonanz in der Musik; wie nun beim Anmuthigen der Maler seine Lichter dämpft, seine Schatten spart und sehr behutsam vertheilt, auch beide durch sanfte Halbtinten mild in einander überleitet, so bedient sich hier der Musiker seiner Consonanzen und Dissonanzen, die letztern gleichfalls sparend, nur behutsam anwendend, sorgsam sie vorbereitend, gelind sie auflösend, beide sanft in einander verschmelzend u. s. w. Zu solchen Melodieen, zu solcher Harmonie, wählt er nun auch ein gemäßigtes, leicht hinfließendes, gefälliges Tempo und eine diesem angemessene Taktart; folglich ein Tempo, eine Taktart, die eben so wenig in großen, vollwichtigen Noten ernst, streng und markig dahinschreiten, als in kurzen, flüchtigen und tändelnden Figuren vorüberhüpfen. Auch die Tonart ist hier (am Ende freilich allerwärts) von wesentlicher Bedeutung. Wer würde ohne Noth — z. B. statt des freundlichen A dur das prächtige C dur, statt des mild klagenden E moll, in seiner nahen Verwandtschaft mit dem beruhigenden G dur, das scharfe Es dur, in seiner nahen Verwandtschaft mit dem pathetischen C moll, zum Ausdruck des Anmuthigen wählen!

Je einfacher das Anmuthige selbst und das Gefühl dafür ist, je mehr wird sich der Musiker enthalten, viel Masse in sein Werk dieser Art zu bringen; je unmittelbarer, und ohne (wie beim Erhabenen oder Großen) die Reflexion in mitentscheidenden Anspruch zu nehmen, hier auf die Empfindung gewirkt werden soll, je mehr wird er sich hüten, seine gemäßigte Masse zu reich, zu künstlich, zu schwierig zu verarbeiten und gleichsam aus einander zu treiben. Letzteres würde geschehen, wenn er z. B. seine Begleitung des Gesanges so reich figurierte und so, für sich selbstständig, diesem entgegensetzte, wie beim Ausdruck des Großen. Hier wird er vielmehr seine Begleitung dem Gesange, und in der Instrumentalmusik, den Hauptmelodieen, die dessen Stelle vertreten, so nahe als möglich bringen; durch die Harmonieenfolge, deren Wahl, Faßlichkeit und Einfachheit, jenen oder diese vor allem unterstützen, ihm oder ihnen freundlich aufhelfen, ihn oder sie den Zuhörern nahe an's Herz legen, und auf *diesem* Wege zugleich den Eindruck des Ganzen, theils bestimmter individualisieren, theils im rechten Verhältniß verstärken. (Die Abirrungen verschiedener, sonst talentvoller und wohl

auch berühmter Componisten der allerneuesten Zeit sind eben hier so bekannt, so auffallend und mitunter so geradehin abgeschmackt, daß sie anzuführen unnöthig scheint.)

Daß der Gebrauch der sanfteren Blaseinstrumente hier zweckmäßig sey, weiß Jedermann; vielleicht auch, daß sie von nicht Wenigen jetzt zum Uebermaß angewendet werden und bei Anhäufung einander selbst gewissermaßen neutralisieren, mithin die beabsichtigte Wirkung, statt sie zu mehren, sehr vermindern, wo nicht aufheben. Ueberall, aber nirgends mehr, als hier, sollte das Quartett der Bogeninstrumente, wenn nicht ganz besondere Veranlassungen und Nöthigungen zu Anderm eintreten, entschieden vorherrschend bleiben; und das sogar schon darum, weil kein Instrument, wie es auch Namen habe, (die Menschenstimme ist keins) einer solchen, in's Unendliche sich erstreckenden Summe von Modificationen des Tons, auch hinsichtlich der Stärke und Schwäche, stets ganz sicher und stets mit den andern übereinstimmend, fähig ist. Ueberall auch, aber nirgends mehr, als hier, ist ferner der Ton selbst, der Eigenthümlichkeit seines Klanges (timbre), dem Wohllaute, der Haltung und

Tragung (portamento), der Bildsamkeit und Biegsamkeit, der Abstufung zwischen Stark und Schwach, und aller der Vorzüge nach, um derentwillen man ihn, den Ton, ausgearbeitet zu nennen pflegt — von der wesentlichsten und entschiedensten Wirkung, und darum nirgends mehr, als hier, vom Componisten und vom Virtuosen (Sänger oder Instrumentist) auf ihn sorgfältig Bedacht zu nehmen. Desto mehr ist es zu verwundern, und scheint blos eines der Erzeugnisse der unruhigen Neigung, überall und Alles möglichst zu übertreiben, wenn Componisten die Sänger oder Virtuosen oft in hohe und nicht selten in die höchsten Töne, auch in Stücken, die Anmuthiges ausdrücken sollen, hinauftreiben, da doch dieses recht eigentlich seinen Sitz in der mittlern Region jeder Menschen- oder Instrumenten-Stimme hat; wenn mehrere, sonst sehr geschickte Orchester fast nur ein Fortissimo und Pianissimo haben, da doch das Anmuthige sich eben in dem bewegt, was zwischen beiden innen liegt, und da dies verlangt, daß die Uebergänge, sogar das Hervorheben einzelner Stellen und einzelner Noten (sforzando), in diesem mittlern Gebiete gemildert und keineswegs so behandelt werden,

wie in Stücken, die das Große ausdrücken — und was mehr von dergleichen, hier zweckwidriger Verwendung der Mittel der Tonkunst jetzt vorkommt.

Das Gebiet des Anmuthigen und Lieblichen ist sehr weitumfassend, so daß es sich unter mehrere Zonen und Klimata, bis hinauf an die Gränzen des Erhabenen und hinunter an die Gränzen des bloßen Sinnenreizes, ausdehnt, und diesemnach in seinen Erzeugnissen die verschiedensten Mischungen und Abstufungen annimmt. Dürfen wir auch hier zur Verdeutlichung die Malerei zu Hülfe nehmen, so erinnern wir an die Abstufung z. B. einer Madonna Raphaels, wo er sie nicht als Himmelskönigin, sondern nur als liebende Mutter darstellt, zu einer Carità Correggio's, dieser, zu einer Magdalena Guido's, dieser, zu einer Galatea Albano's, dieser, zu einer Magdalena Battoni's — und so weiter herab: sämmtlich Gegenstände des Anmuthigen und Lieblichen, sogar geschlechtsverwandt; und doch, welche Verschiedenheit! So nun auch in der Tonkunst, und überall. — In dem weitesten, ergiebigsten und zugleich freundlichsten Gebiete siedeln sich allerwärts die Meisten an; und so auch in diesem Gebiete

der Tonkunst. Für das, was, wenn auch im Grundcharakter dasselbe, so höchstverschieden modificiert ist, sind nun auch die Ausdrucksmittel, zwar nicht der Beschaffenheit, wohl aber der Anwendung nach, sehr verschieden. Und so finden wir es auch bei den vorzüglichsten Componisten jeder, am manchfaltigsten aber und gewähltesten, der neuern und neuesten Zeit; denn es ist wohl nicht zu verkennen, daß, wie die spätern Tonkünstler den frühern im Erhabenen und Großen, so jene diesen im Anmuthigen und Lieblichen den Vorrang einräumen müssen. Einzelner Beispiele, bei etwas, das Jeder vernimmt und zur Hand haben kann, bedarf es nicht: so möge hier nur auf wenige, nur im Allgemeinen und nur aus den allerbekanntesten Werken, hingedeutet werden. Was Instrumentalmusik anlangt, so denkt wohl der Leser, ohne uns, zunächst an nicht wenige der Mittelsätze in Joseph Haydns Quartetten und Symphonieen; in Mozarts Trios und Quartetten; in Beethovens Trios und Quartetten aus früherer Zeit, und aus späterer, an die hieher gehörenden Stücken seiner Musik zu Göthe's Egmont, *) an sein Andante der

*) Diese Musik, in ihrer Art geradehin ohne

Symphonie aus D dur, der Symphonie aus A dur. Giebt es doch nichts Schöneres, nichts, auch hinsichtlich auf die angewendeten Mittel, Vollendeteres in dieser Art und diesem Bezirk der Musik; innerhalb desselben aber zugleich, welch eine Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit! — Was aber den Gesang betrifft, so erinnert sich der Leser, mit uns, wohl am liebsten — an den Ausdruck heiliger Liebe in Mozarts Recordare und Benedictus des Requiem; feuriger Liebe, bei Cherubini (namentlich in den hieher gehörenden Stücken des Wasserträgers), schwärmerisch-zärtlicher, bei Mozart (namentlich in den hieher gehörenden Stücken des Figaro), inniger, doch milder, bei Salieri (namentlich in den hieher gehörenden Stücken des Axur), der frommen, zart sich hingebenden, bei Maria von Weber (namentlich in den Arien der Agathe des Freischütz), frischer, sinnlich belebter, bei Cimarosa (namentlich in den hieher gehörenden Stücken des Matrimonio segretto), u. s. w.

Gleichen, halten wir, mit Ausnahme der zwei Liedchen, überhaupt, dem Ausdrucke und der hier berührten Sphäre nach, für das Allervollkommenste, was dieser bewundernswürdige Geist geschaffen hat.

Aber, neben Andern, die hier gleichfalls mit Ruhm zu nennen wären, dürfen wir am wenigsten vergessen Eines Meisters, der eben hier, und zwar in der Region natürlich-einfacher, sanfter, andächtiger, demüthiger Anmuth und Liebe seine schöne Heimath hat: Naumanns nehmlich, in den hieher gehörenden Stücken seiner Messen und Oratorien, seines Vater-Unser (nach Klopstock) und anderer Werke. — —

Der älteste unsrer Kunstphilosophen, Baumgarten, *) sagt, wenn auch mit andern Worten,

*) Möchte ich doch durch Erwähnung dieses Namens manche Leser, besonders die, an welche mein Aufsatz zunächst gerichtet ist, veranlassen, sich mit diesem fast ganz vergessenen Autor zu befreunden! Es ist wohl nicht abzuleugnen: seit Kant hat die deutsche Kunstphilosophie, auf oftmals dunkeln und schwierigen Pfaden, sich so hoch in die, allerdings reinen, aber auch kalten und die Brust beengenden Lüfte verstiegen, daß der Künstler, kann er ihr auch wirklich hinauf folgen, nicht weiß, wie wieder herunter zu kommen, in die Praxis. An Baumgarten hätte er einen Führer von einfachem Natursinn, gesundem Hausverstand, richtigem, nicht ungeübtem Blick und leichtfaßlichem Wort, der zwar bei weitem nicht so hoch, zuweilen auch in Bogengängen, wie lustwandelnd, aber immer nach sicherer Richtung bis dahin führt, wo zu verbleiben sich Keiner schämen darf, der nicht selbst wieder den Führer

vom Niedlichen, es sey das Kleine, das in schuldloser, unbewußter Schwäche das Große reizend nachahme. Wegen seiner Schuldlosigkeit (Naivetät) gefalle es; wegen des Contrastes seiner schwachen Natur mit dem nachgeahmten Großen bekomme es etwas vom Komischen, das Keinen gleichgültig lasse. So wenig man das als Definition gelten lassen mag: als treffend schildernde Erklärung wird man es gelten lassen, und so taugt es eben für unsern Zweck. Man beobachte Kinder, wenn sie sich für nicht beobachtet halten: an ihnen, ihrem Plaudern, Thun und Wesen, ist Alles niedlich. Sie ahmen die Erwachsenen in ihren Eigenschaften und Verhältnissen nach, unbewußt, daß sie diese in ihrem Wesen gar nicht

---

abgeben will, und von wo aus es ja auch Jedem unbenommen bleibt, Andern, kann und will er's, weiter und steiler aufwärts zu folgen. Selbst der Gelehrte vom Fach dürfte bei Baumgarten, wie in Verwandtem bei dem gleichfalls vergessenen Tschirnhausen, durch tiefdringende, nur am Mittelpunkte haftende Geistesblicke freudig überrascht werden. — Wer Aehnliches, in verwandter Weise, aber (bei weit umständlicherer Erörterung) zugleich mit Berücksichtigung des Spätern und Anwendung auf Neueres sich wünscht, den verweisen wir zunächst an Eberhardts Aesthetik.

fassen; sie glauben die Erwachsenen zu seyn, unbewußt, daß sie sie nur spielen. Niemand kann dies ohne Vergnügen bemerken: aber dies Vergnügen ist nicht sowohl eine bestimmte, durchgreifende Freude, als vielmehr eine unbestimmte, leichte Heiterkeit, eine angenehm tändelhafte gute Laune. Und so ist es mit allem Niedlichen. Wer das Erhabene, wer auch das Starke und Große nicht in seiner Fülle aufnehmen, nicht mit ganzer Seele genießen kann, der freuet sich doch des Niedlichen, und das gemeiniglich um so viel mehr, je weniger er für jenes geeignet ist. Daher werden Erzeugnisse der Poesie oder der Kunst, mithin auch musikalische Compositionen, im Charakter des Niedlichen, sind sie gelungen, zwar überall ein geneigtes Publicum finden, das geneigteste aber unter dem andern Geschlechte. Und so wird, je entscheidender in gewissen Zeitaltern und unter gewissen Nationen der Einfluß der Frauen auf die Männer, und vermittelst deren auf die öffentliche Stimme ist, auch der Beifall, den dergleichen Erzeugnisse finden, um so lebhafter und allgemeiner seyn. Doch selbst, wer für das Erhabenste und Größeste, nur nicht einseitig, geeignet ist, kann nicht anders, als auch dem

Niedlichen wohlwollen, da es, wie gesagt, in jene eigenthümliche, heitere Stimmung versetzt, da in dieser zugleich das Herz leicht angesprochen wird, und wohl auch eben der tiefere Geist schwerlich unterlassen kann, in dasselbe, das Niedliche, eine Bedeutung zu legen, die in ihm selber, nicht eigentlich in diesem ist. Auch hier möchte man an Kinder erinnern.

Zum Ausdruck des Niedlichen in der Tonkunst dürften am zweckmäßigsten folgende Mittel verwendet werden. Leichte, schmeichelnde, tändelnde Melodieen, schnell, gewandt und artig vorzutragen; ein munteres, flüchtiges, oder doch in kurzen Rhythmen forteilendes Tempo; eine diesem gemäße (besonders ungleiche) Taktart; eine, mehr scherzweise, kurz und neckisch angewendete, mehr angedeutete, als durchgeführte contrapunktische Behandlung des sehr Leichten, oder auch umgekehrt, die launige, bald wieder vertändelte Behandlung des ernsthaftern Thema; befremdliche Anläufe auf Großes (durch Fülle der Harmonie u. dgl.), von denen aber bald wieder abgesprungen wird; gleichmäßiges Anlaufen und Abspringen, mithin schneller Wechsel des Forte und Piano; plötzliches Ergreifen und Fah-

renlassen fremder Tonarten; seltsame, pikante Benutzung der Eigenthümlichkeiten der Instrumente und ein wunderliches Gegeneinanderstellen derselben, so wie der Melodieen selbst; wenige, oder schnell herbeigezogene, schnell aufgegebene, Dissonanzen, so daß der Zuhörer es für ernstlich gemeint hält und nun durch Täuschung angenehm gereizt wird; öfteres, möglichst überraschendes Wiederkehren des Thema oder sonstiger hervorstechender Melodieen, immer anders, aber immer leicht, u. s. w. *)

Beispiele vorzüglich gelungener Darstellung

---

*) Da dieses Alles auf vielen kleinen und feinen Nüanzen beruht, so ist es sehr schwer, und wird daher mir um so weniger gelungen seyn, Liebhabern, die Musik nur ihrem Totaleindrucke nach aufzunehmen pflegen, und Musikern, die wörtliche Andeutungen sich nicht gleichsam in Töne und musikalische Verhältnisse zu übersetzen vermögen, durch Worte deutlich und anschaulich zu machen. Dies wird aber Beiden selbst gelingen, wenn sie mit Genauigkeit auf die Wirkung achten wollen, und auf die Mittel zu dieser Wirkung, in den vollkommensten Meisterstücken dieser Gattung, die wir Joseph Haydn in den Scherzandos, variirten Andantes und Finalen der meisten seiner Quartette und Symphonieen verdanken.

des Niedlichen in der Tonkunst wird man nicht bei den Alten suchen, und am wenigsten bei unsern deutschen Vorfahren; so wenig, als Vorbilder zu den, ihm zu vergleichenden Feinheiten des geselligen Lebens, wie sie den Scharfsinn reizen und wach erhalten, Phantasie und Empfindung leicht und gefällig berühren, das Ernste, wo sie es nicht umgehen, gleichsam im Fluge und zierlich aufgeschmückt vorüberführen, übrigens, außer sich selbst und der sich von selbst ergebenden — geistvollen — Ergötzung, keinen Zweck haben. Unsre Vorfahren gingen, wie zu ihren geselligen Verbindungen so zu ihrer Kunst, mit ganz anderm Sinn, ganz andern Absichten, ganz andern Schritten. Selbst jetzt dürften sich, außer bei Haydn, Beispiele, die in ihrer Art ganz als Muster dienen könnten, unter uns Deutschen nicht zahlreich auffinden lassen; denn selbst ausgezeichnete Meister, die sich nahe an Haydn schlossen, haben entweder — wie Hummel, in seinen hieher gehörenden Arbeiten, bald seine Frischheit und Jugendblüthe nicht erreicht, bald von Ernst und Kunst zu viel beigemischt, oder sie sind — wie Pleyel und Rösler (der sich Rosetti nannte), in Schäkerhaftigkeit und schnell veraltete Späße verfallen. Uebrigens ist unter

den gangbaren Musikformen durch Sinn und Ausbildung für das Niedliche vorzüglich das Rondo geschaffen, gehegt und gepflegt worden; so wie es jetzt, mit jenem Sinn und jener Ausbildung selbst — wir wollen nicht bestimmen, in wie weit mit Recht oder Unrecht — an Werthachtung in Deutschland einigermaßen gesunken ist. — Im Gesange wüßten wir als wahrhaft musterhafte Beispiele deutscher Stücke nur Lieder, und diese in nicht geringer Zahl, anzuführen: wie wir aber in diesem ganzen Aufsatze diese herrliche, den Deutschen bei weitem vorzüglich angehörende Gattung absichtlich umgangen haben *), so thun wir es auch hier. In ausgeführtern Stücken jener Art werden wir Deutschen, wie in der verwandten Art gesellschaftlicher Vorzüge, den Franzosen und Italienern den Preis unbedingt zugestehen müssen. Die Opern, besonders die komischen, Méhüls, Boyeldieu's, Grétry's, Plantade's u. A. unter Jenen, Cimarosa's, Paisiello's, Martins, Nicolo's von Malta, Mosca's, Blan-

*) Nehmlich, weil wir im Sinne haben, später einmal uns, nach Vermögen, über die gesammte deutsche Liederkunst ausführlich auszusprechen.

gini's, Rossini's u. A. unter Diesen, stellen, mit großer Verschiedenheit, das Originelleste und Reizendste auf, was in dieser Art vorhanden ist.

„Aber sag': was soll ich denn am Ende im Schulmeister-Seminarium deiner Erörterungen und unter dem Volke deiner Beispiele und Muster? Jene, fürcht' ich sehr, machen mich krittlich und ängstlich: diese zerstreuen, verwirren mich, drücken mich wohl auch nieder. Geschieht aber dies: dann gute Nacht, freies Schaffen! Ich werde ein Nachahmer; oder ich brüte und brüte: und was kriecht aus? statt blühender, belebender Werke, dann und wann eine matte, grillenhafte, langweilende Recension!“ So sagt vielleicht mancher junge Musiker. Ich will es kurz machen mit der Antwort: er hat nicht viel Geduld.

Erstlich, mein Freund, ist hier geschrieben worden, für dich zwar zunächst, doch nicht allein, sondern auch für Freunde der Tonkunst, die ihren Genuß an ausgezeichneten Werken derselben durch Denken vervollständigen und adeln wollen; durch Denken über das, was sie eigentlich empfangen,

und wodurch es ihnen zu dem wird, was es wird. Sodann, was dich betrifft: Bist du der rechte Mann, so wandelt dich jene Furcht höchstens in schwacher, hypochondrischer Stunde an. Nun: die Stunde entflieht, und du thust wieder frisch und fröhlich, was du nicht lassen kannst. Aber — und das ist die Hauptsache: die allerdings schöne Zeit, wo man in den Künsten, doch in diesen bei weitem nicht allein, blos instinctmäßig dem innern Naturtriebe folgen konnte, und doch, weil man unzerstreut und ungeirrt durch die Außenwelt dahin ging, meist das Rechte traf: diese Zeit ist nun einmal vorüber. Du kannst sie nicht zurückführen, auch für dich nicht; denn du kannst nicht mehr leben, wie die Vorfahren, und nicht unter Menschen und Verhältnissen, wie sie. Schaltest du hier ein klagendes „leider" ein: so wird der Billige dir's nicht verübeln: aber dein „leider" ändert nichts, und dein Klagen verhallt im Leeren; wie, wenn du, gleich Vielen, über deine, gleichfalls schöne, gleichfalls verflogene Kinderzeit seufztest. Jetzt, wie die Dinge stehn, und wie du stehst, wirst du das Rechte schwerlich treffen, ohne es klar zu erkennen und dir des Erkannten bewußt zu seyn; noch weniger wirst

du es vollkommen ausführen, ohne die Mittel nach allen Seiten hin zu überschauen und dir auch deren bewußt zu seyn. Wie willst du aber dies sicherer, wie, ohne das halbe Leben dran zu setzen, und auch bequemer erlangen, als vermittelst solcher Erörterungen und in Bekanntschaft mit dem Vortrefflichsten, was in jeder Gattung schon vorhanden ist? Hellest du aber deinen Geist damit auf; erweiterst, nährst ihn damit; trägst dich mit dem, was du daraus gewonnen, wie die Mutter die empfangene Frucht liebend im Schooße trägt; hast du dich geübt, anwendend es in die Gewalt zu bekommen — und nun kömmt die Stunde der Begeisterung über dich, die freudenvoll ängstende Geburtsstunde: dann wirst, dann sollst und kannst du an alle dies in seiner Vereinzelung nicht denken, aber du hast es in dir in seiner Gesammtheit; es leitet dich, ohne daß du es fühlst; es bietet dir die rechten Mittel, ohne daß du sie suchst: du machst, nur was du willst, nur wie du es willst, und was du, wie du es machst, wird gut, wird vielleicht vortrefflich. — Wärest du aber nicht der rechte Mann: so würdest du, dächt' ich, unter solchen Erörterun-

gen und neben solchen Vormännern dies innen werden; und auch das wäre Gewinn, vielleicht ein über dein ganzes Leben entscheidender: es läßt sich nur aber über Letzteres besser unter vier Augen, als in einem Buche sprechen.

Geschmack an Sebastian Bachs Compositionen, besonders für das Klavier.

Brief an einen Freund.

Die letzte Periode der Geschichte Europa's stellt uns, alles Einzelne in ein Allgemeines zusammengefaßt, folgende Erscheinungen auf: Was zu Anfang derselben bestand, schien Vielen nicht mehr ausreichen und fortdauern zu können; es wurde, so weit die Macht der Wort- oder Faustführenden reichte, umgestürzt; man suchte und versuchte Anderes — wie man glaubte, Besseres und Haltbareres; man suchte dies auch in dem Vorzüglichern längst vergangener Zeit, und versuchte sich auch mit diesem; noch jetzt sucht und versucht man, auch dies Letzte. — Das allgemeine Streben irgend einer Zeit theilt sich nothwendig, mehr

oder weniger, auch jedem Besondern mit und spiegelt sich ab in ihm. Mithin auch den Künsten, und in ihnen. Z. B. Malerei. Wer ihren Stand vor ohngefähr vierzig Jahren und den jetzigen kennt, wird leicht alle obigen Sätze auf sie anwenden und bestätigt finden. Nicht anders mit der Musik. Auch hier, um nur beim Letzten stehen zu bleiben, suchen wir und versuchen; auch das Vorzüglichere längst vergangener Zeit. So hatte denn das rollende Rad des Geschicks auch die Speiche des ehrwürdigen Vaters, Sebastian Bach, die eine Weile weit unten gewesen, wieder hinauf, ja, wiewohl nur einen kurzen Moment, auf den höchsten Punkt gebracht. Dieser Moment trat um das Jahr 1800 ein. Wie, um ein weniges später, die Meisten von denen, die zur Malerei einigen Ernst brachten, das Heil von den ältesten Italienern und Deutschen erwarteten, so damals die Meisten von denen, die ein Gleiches hinsichtlich der Tonkunst thaten, von Denselben; und unter Letztern vorzüglich auch von Sebastian Bach. Der Moment ist vorüber und Vater Sebastian nicht mehr obenauf: aber noch weniger, wie vorher, höchstungerechter Weise tief unten, sondern vielleicht eben da, wo, für unsre Zeit,

sein angemessenster Punkt ist. Diesen ihm, sofern und so lange man's vermag, zu erhalten, ist wohl der Wunsch eines Jeden. Dazu auch mein Scherflein beizutragen, nehme ich folgendes Schreiben auf, das von mir in jener Zeit der erneueten Culmination des Meisters abgefaßt wurde. Ich ändere wenig Wesentliches darin, damit, wenn man es nicht seines Gegenstandes wegen hinnehmen möchte, es zur Bezeichnung jenes Zeitpunkts dienen könne.

Ich würde Dich verlachen, daß Du, ohngeachtet Deines guten Willens, den Bachschen Klaviercompositionen keinen Geschmack abgewinnen kannst? Glaube das nicht, lieber A. Gut Ding will Weile haben. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Erinnere Dich: wir haben ja auch eine Zeit gehabt, wo wir gar Vieles im Homer langweilig fanden, die Vermischung des Komischen und Tragischen im Shakspeare nur mit größtem Verdruß ertrugen, und Göthe's Tasso nur lesen mochten, um schöne Sentenzen daraus abzuschreiben. Und wir hatten hier so viel guten Willen, als Du dort; und Eifer wohl noch

mehr. Ist doch überhaupt mit dem, was man leichthin guten Willen zu nennen pflegt, so wenig gethan, als mit dem, was man ebenfalls leichthin gesunden Menschenverstand nennt. Es muß zu diesem guten Willen, dem Resultate manchfacher Einflüsse des Moments auf die Stimmung, ein ernsthaftes, anhaltendes und wohlgeordnetes Bemühen kommen. Darüber will ich nun schreiben. Ich gebe Deinem Willen meine Geduld an die Seite, und wenn wir das ehrsame, doch etwas mattherzige Paar vereinigt haben, so rufe ich, statt jenes, Deinen Sinn für die Kunst hervor und führe ihm, wenn Du es erlaubst, meine Erfahrung zu. Ein lebenskräftigeres Paar! Da giebt es hoffentlich eine stattlichere Vermählung, welcher, geliebt's Gott, der Ehesegen nicht entstehen wird.

Vorerst laß mich Dir einige Sätze, als Ehepacten, wiederholen, die wir alle freilich kennen und zugestehn, die sich aber doch, wenn's zur Anwendung kommt, leicht vergessen lassen; wie wohl andere Ehepacten auch.

Die Kunst ist allerdings ein Spiel, aber keine Spielerei. Sie soll allerdings erfreuen, aber nicht Spaß machen; soll wohlgefallen, aber den Bessern.

Die Diamanten liegen nicht auf den Landstraßen; auch nicht unter dünner Erdschicht, wie Kartoffeln: sondern in tiefen Gruben. Man hat nicht spazierend sie aufzulesen, auch nicht mit dem ersten Spatenstich sie herauszuheben, sondern beharrlich nach ihnen zu graben. Und sind sie zu Tage gefördert, selbst auch geschliffen: so muß man doch sie genau ansehen, will man sie von böhmischen Steinen oder englischem Stahl sicher unterscheiden.

Lessing sagt: Kein Maler kann einen edlern Kopf zeichnen, als seinen eigenen; und, richtig verstanden, ist nichts einzuwenden; vielmehr hinzuzufügen: es kann auch Niemand einen edlern ganz verstehen und genießen. Eben darum setzt es nicht wenig voraus, wenn man Werke, die, wie Bachs, so einzig in ihrer Art dastehen, soll wirklich verstehen und genießen können. Es gehört noch mehr dazu, wenn man einem Zeitalter angehört, wo man fast nur mit Werken genährt worden, die gerade auf entgegengesetztem Pfade nach dem Ziele streben. Es kann demnach nichts helfen: man mnß gestehen, ich bin für diesen Zweig des Schönen nicht und mag nicht dafür seyn — womit man zugleich seiner Kunstliebe ein

schweres Urtheil spricht — oder man muß sich dafür bilden; ich meine: man muß das, was in uns auch für jenen Zweck liegt, sorgsam wekken, treulich aufnähren, und gewandt gebrauchen lernen.

Wie das? fragst Du. Es giebt auch hier jene zwei Wege: einer führt von oben herunter zum Mittelpunkte, der andere von unten zu ihm hinauf. Jener ist der theoretische, dieser der practische. Willst Du den ersten wählen? — Nein, sagst Du; der ist mir zu weit und zu trocken. Wenn ich auf dem zweiten ebenfalls dahin gelangen kann, so schlag' ich diesen ein. — Ich habe nichts dagegen. Wir bleiben also auf dem practischen Wege, als dem ebenfalls richtigen und zugleich angenehmern. Nur verlange auch hier nicht stets durch Rosengärten bequem zu lustwandeln.

Du lachst, und merkst es meinen Vorerinnerungen an, daß sie meine Verlegenheit, Dir diesen Weg vorzuzeichnen, verbergen sollen? Er theilt sich nehmlich in viele Fußsteige; und wer darf behaupten, der meinige ist der sicherste? Oder muß dieser Dir eben so zusagen, wie mir? Man thut, was man kann. Ich will Dir beschreiben, wie ich zum Verständniß und zur Verehrung der

Bachschen Werke gekommen, und nun gewiß geworden bin, ich werde ihnen mein Lebelang nicht minder treu bleiben, als den, wenn auch ganz heterogenen Werken anderer wahrhaft großer Künstler vergangener oder unsrer Zeit. Magst Du mir dann folgen, oder von meinem Pfade hin und wieder ausbeugen: nur fange nicht an, was Du nicht wirklich enden willst.

Ich hatte zwar schon als Knabe auf der Schule die Bachschen achtstimmigen Motetten ausführen helfen müssen: dies nahm mich aber mehr gegen den Meister ein; ich war verschüchtert gegen ihn und seine Werke. Der Himmel weiß, daß ich nur aus Furcht vor harter Strafe diese fest vortragen lernte; darum an nichts dachte, als richtig herauszubringen, was dastand; nichts Wohlthundes empfand, als Freude, wenn es richtig heraus war, und oft nach einem neuen Liede, oder zum Geiste seufzte, mir aufzuhelfen in meiner Schwachheit. Nur als ich in die Jahre kam, wo sich mir eine andere Welt allmählich auf-, und mein Organ für den Sopran zuschloß: da riß mich das, Wie sich ein Vater erbarmet, und das, Sey Lob und Preis mit Ehren, zuweilen hin, jenes,

zu frommer Rührung, dieses zu lebhafter Begeisterung *). Aber genauer ansehen, was dies vermochte, oder wohl gar nachdenken, wodurch es dies vermochte — dazu trieb es mich nicht. Mir genügte, wie fast Allen in den Jugendjahren, (und den Meisten ihr Lebelang) der Totaleindruck; Veranlassung von außem, Bach'n näher zu treten, hatte ich nicht: ich ließ es bei einer scheuen Ehrfurcht gegen ihn bewenden.

Da kam Mozart nach Leipzig. Ich war oft um ihn, und Augenzeuge von seinem Benehmen gegen Bachs Werke, wie ich dies Dir und hernach auch öffentlich erzählt habe **) — — Das

*) „Singet dem Herrn ein neues Lied," und, „der Geist hilft unsrer Schwachheit auf," sind zwei der schwersten Bachschen Motetten. „Wie sich ein Vater erbarmet," ist einer der demüthig-frömmsten, und, „Sey Lob und Preis mit Ehren," einer der erhabensten Sätze in Bachs Werken dieser Gattung.

**) Im ersten Jahrgange der Leipziger musikal. Zeitung: Anekdoten aus Mozarts Leben. Folgende sind die zunächst hieher gehörenden Worte. Auf Veranstaltung des damaligen Cantors an der Thomasschule zu Leipzig, des nun verstorbenen Doles, überraschte Mozarten das Singchor mit der Ausführung der achtstimmigen Motette, Singet dem Herrn ein neues Lied, von Sebastian Bach. Mozart

entzündete mich. Ich trug von Bachs Compositionen zusammen, was sich auftreiben ließ. Mit Eifer fiel ich drüber her. Es sollte Alles sogleich gehen — wie man denn im neunzehnten Jahre denkt; es ging aber Nichts — wie man denn im neunzehnten Jahre erfährt. Ich nahm Bachs Motetten, auch einige seiner Cantaten vor mich:

---

kannte diesen Meister mehr vom Hörensagen, als aus seinen Werken; wenigstens waren seine Motetten, da sie nie gedruckt waren, ihm noch ganz unbekannt. Kaum hatte das Chor einige Takte gesungen, so stutzte Mozart; noch einige Takte — da rief er: Was ist das? Und nun schien seine ganze Seele in seinen Ohren zu seyn. Als der Gesang zu Ende war, rief er voll Freude: Das ist wieder einmal etwas, woraus sich 'was lernen läßt! Man erzählte ihm, daß diese Schule, an der Seb. Bach Cantor gewesen, die vollständige Sammlung seiner Motetten besitze und als Heiligthum aufbewahre. Das ist recht! das ist brav! rief er. Zeigen Sie her! — Man besaß aber keine Partitur dieser Gesänge: er ließ sich daher die ausgeschriebenen Stimmen reichen; und nun war es für den stillen Beobachter eine Freude, zu sehen, wie eifrig Mozart sich setzte, die Stimmen um sich herum, in beide Hände, auf die Kniee, auf die nächsten Stühle vertheilte, und, alles Andere vergessend, nicht eher aufstand, bis er Alles, was von Seb. Bach da war, sorgsam durchgesehen hatte. Er erbat sich eine Copie, hielt diese sehr hoch 2c.

bei weitem das Meiste darin erschien mir wie ein gährendes Chaos, und ich sahe, in meiner Eil, Nichts daran, als was man im Guckkasten des Leiermanns zu Plunderswеilen sieht:

Wie sie durch einander gehn,
Die Element' alle vier —

Das war verdrüßlich. Ich wollte dem Verstande durch das Ohr aufhelfen, und nahm die Klaviersachen her: ich war nicht glücklicher. Moderne Klavierconzerte konnt' ich vortragen, und solche Handstücke nicht: das war noch verdrüßlicher; und was ich leidlich herausbrachte, wollte mir durchaus nicht klingen: das war das allerverdrüßlichste. Ich warf die ganze Sammlung hin, und rief, wie der heilige Hieronymus, da es ihm mit Lykophrons Kassandra erging, wie mir mit Bach: Si non vis intelligi, non debes legi! — Nur erst als ich mehrere Jahre hernach aufgefordert wurde, für die Tonkunst durch Verwaltung einer ihr eigens gewidmeten Zeitung öffentlich mitzuwirken, kehrte ich zu meiner Sammlung zurück, weniger aus Neigung, als weil ich es für Pflicht hielt, das Vorzüglichste jeder Gattung zu kennen, ehe ich mitsprechen dürfe. Um aber nicht wieder vergebliche Anläufe zu nehmen, sann ich mir einen

Plan aus, sowohl für mein Studieren, als für mein Ausführen der Werke jenes Meisters.

Was war Bachs Hauptzweck bei seinen Arbeiten? Darüber glaubte ich vor Allem einig werden zu müssen. Sein Hauptzweck ist nicht schwer zu entdecken, da kaum je ein Tonkünstler den seinigen so streng und mit Beseitigung alles Andern verfolgt hat. Ich fand Folgendes:

1) Betrachtet man Bachs Werke an sich und nach ihrer innern Structur, so zeigt sich: der Künstler will nicht nur die größte Einheit mit der möglichsten Manchfaltigkeit verbinden, was jeder sollte; sondern Er will lieber der letztern, als der ersten etwas aufopfern. Siehe die besten seiner Werke an, liebster A.: denn nur nach dem Besten, was Einer geleistet; nur nach dem, worin sich sein Wollen am deutlichsten ausspricht, und worin er dem, was er gewollt, am nächsten kommt, dürfen wir urtheilen — siehe diese Werke Bachs an: er wählt zu jedem seiner Stücke nur Einen Hauptgedanken, dem er dann eine oder einige Nebenideen zugesellet, die aber jenem in irgend einem Betracht so vollkommen correspondieren und sich an ihn so natürlich anschmiegen, daß jener erst mit diesen ganz hervorzutreten

und vollständig ausgesprochen scheint. Diese Ideen bringt er nun mit unerschöpflicher Tiefe in immer neue und äußerst manchfaltige Beziehungen gegen einander; trennet, verbindet, dreht und wendet sie auf alle ersinnliche Weise und bis zu ihrer Erschöpfung; so daß man von gar vielen seiner Werke, wie von denen altdeutscher Kirchenbaumeister, behaupten kann, es sey auch dem geübtesten Auge des Kunstgenossen unmöglich, Alles zu bemerken, bis er jeden Theil forschend durchwandert und sich damit vertraut gemacht hat. Dadurch erscheint in Bachs vollendetsten Werken Alles nothwendig (als könne es nicht anders gemacht werden, ohne Nachtheil des Ganzen), und doch zugleich Alles frei (jeder Theil als nur durch sich selbst bedingt). *) Die hartnäckige Oeko-

*) Und dieses Beides — es ist zum Erstaunen — vermochte und leistete der Meister in den allerverschiedensten Gattungen seiner Kunst, von dem (real-) Vollstimmigsten, was je ein Tonkünstler ersonnen, bis herab zu den Stücken für eine einzige Violin, zu welchen auch nur einen Baß zu setzen, geradehin unmöglich ist; ja, er vermochte, er leistete es nicht nur mit selbsterfundenen, sondern auch mit den schwierigsten gegebenen Melodieen, wie mit denen der alten Kirchenchoräle in seinen Cantaten, mit

nomie und zähe, allerdings weit getriebene Sparsamkeit mit der Materie muß nun aber denen, die sich an die innere Form nicht zu halten vermögen, sondern durch viele Masse und manchfaltige äußere Formen und Ausdrucksarten interessiert seyn wollen, wie Armuth, Magerheit, Einförmigkeit und Trockenheit vorkommen.

2) Betrachtet man Bachs Werke in Hinsicht auf Die, welche sie hören und ihre Wirkung empfinden sollen, so zeigt sich: unser Künstler nimmt, wie jeder wahre, den ganzen Menschen in Anspruch, kehrt aber die Ordnung um, die sich die meisten vorzeichnen, oder, ihrer Individualität instinktartig folgend, unvorgezeichnet annehmen. Er ist sehr selten, was man gefällig zu nennen pflegt: dem äußern Sinne, und was aus diesem von selbst in die Empfindung übergeht, schmeichelnd. Er ist dies am wenigsten eben in seinen bekanntesten Compositionen, in denen für Klavier und Orgel, wie auch in denen, für den Gesang allein: in den Werken für Gesang und Orchester benutzt er jedoch zu jenem Zweck nicht

---

der ihm vom Könige Friedrich II. von Preußen vorgelegten, in den Variationen für Denselben u. dgl. m.

selten die eigenthümlichen Reize dieses oder jenes Instruments, und wird darin zuweilen so zart, so eigen, so sonderbar und pikant, wie er es, nach Hillers Zeugniß *), im Registerziehen zu seinem Orgelspiel gewesen seyn soll. — Bach giebt also, die Sinnlichkeit zu reizen und zu ergötzen, wenig. Der Phantasie bietet er zwar reichen, aber selten unmittelbar sie ergreifenden, vielmehr erst durch das Denken zu vermittelnden Stoff. Das Gefühl faßt er oft, aber meist von einer Seite, wo die Meisten sich nicht gern, noch weniger oft, fassen lassen, und auch die Fähigsten und Besten nicht in jeder Stunde zu folgen vermögen: von Seiten des Erhabenen und Großen. Hat er es aber einmal erfaßt, so hält er es kräftig und unwandelbar auf seinem Höhenpunkte fest. Am meisten hingegen regt er an und beschäftigt den Verstand; nicht den kalten, trocknen, sondern den lebendigen, entzündbaren, durchdrin-

*) Hiller: Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler rc. Man findet dies aber jetzt weiter aus einander gesetzt und anschaulicher gemacht in Forkels lehrreicher und anziehender Schrift über Sebastian Bachs Leben rc., welche später erschien, als obiger Brief geschrieben wurde.

genden. Wer daher bei seinem Kunstgenusse nicht denken mag, für den sind seine Werke sehr wenig, und nie wird er ihr Wesentliches und Vorzüglichstes sich zu eigen machen, ja auch nur es auffinden können.

3) Betrachtet man Bachs Werke in Hinsicht auf die Mittel, womit er seinen Zweck erreichte — die abgerechnet, die er mit Andern gemein hat — so zeigt sich: der Künstler leistet das Angegebene zuvörderst dadurch, daß bei ihm (selbst Händel stehet in diesem Betracht ihm nach) jede Stimme frei (wie man sich ausdrückt: real) und melodiös behandelt ist, jede gleichsam ihr eigenes Lied singt, und doch alle nur Ein engverschlungenes Ganze bilden. Darum muß man bei ihnen, äußerst aufmerksam, nicht das Ganze allein, sondern alle Theile in dem Ganzen, und dieses als solches zugleich mit, hören; ich meine: darum muß man sich selbst so zusammenhalten, daß man den Theilen (dem Gange der einzelnen Stimmen u. s. w.) für sich folgt, und doch das Ganze nie aus dem Ohre, und auch nicht aus dem Geiste und Herzen läßt — —

Das waren die beträchtlichsten der Folgerun-

gen, die ich mir aus jenen Sätzen, auf Bach'n angewendet, abzog. Du magst nun die Sätze und die Folgerungen selbst prüfen. — Mit weniger Ereifern, aber mit mehr Ernst, als vormals, ging ich nun von neuem an Bachs Werke. Jetzt weißt du, was du zu erwarten hast, dachte ich; nun liegt es an dir nicht, wenn deine Erwartung nicht befriedigt werden sollte. Meine Erwartung wurde wirklich nicht befriedigt, und es lag doch an mir, daß dies nicht geschahe. Ich sahe und hörte nun freilich vielfaches Große und Schöne, von dem mir bei meinen Jünglingsversuchen keine Ahnung beigekommen war; aber ich sahe und hörte zu Vieles — ich konnte es im Ganzen nicht übersehen und überhören, nicht beherrschen und zusammengefaßt mir zu eigen machen. Die Werke entfalteten nicht nur ihre Theile vor mir, sondern legten sie ganz auseinander; und ich hatte eine recht nützliche und lehrreiche Verstandesübung: weiter aber auch nichts. Doch war von mir hier schon zu Vieles erkannt, und noch mehr dunkel geahnet worden, als daß ich nun hätte ablassen sollen. Auf diesem Wege durfte ich aber nicht bleiben, wenn nicht am Ende einige Fähigkeit zu gelehrt scheinender Kritik

meine ganze Ausbeute seyn sollte. Du mußt weiter, sagte ich: aber zurück!

Ich nahm nun zuerst Bachs, auch Dir bekannte Choräle vor. Auch hier ist Bach Er selbst; aber die gegebene Kirchenmelodie hält ihn zurück. Hier konnt' ich den Gang seiner Stimmen, jeder für sich und zugleich aller zusammen, leicht übersehen; was dadurch noch bequemer wurde, daß mir die Hauptmelodieen aus der Kirche bekannt genug waren. Indem ich dem Meister hier folgte, mir von dem, was auf den ersten Anblick nur seltsam, wo nicht fehlerhaft schien, Rechenschaft geben lernte — (wie z. B. von seinem öftern Ueberschreiten der Stimmen gegen einander, von seinen vielen durchgehenden und Wechsel-Noten u. s. w.) aber Alles nur auf das Ganze bezog und als solches im Geiste gesungen hörte: so bekam ich als Ein Bild in die Phantasie, als Eine Bestimmung meines Zustandes in das Gefühl, was vorher nur als Reflexion in mir gewesen war. Um dieses fester zu halten und es mir tiefer einzuprägen, bemühete ich mich, die Choräle ganz gut, d. h. so auf dem Instrumente vorzutragen, daß alles ihnen Eigene und Schöne ausgedrückt würde. Da zeigte sich's denn auch, wie

der Vortrag der andern Bachschen Werke beschaffen seyn müsse, warum er schwer sey und mir nicht habe gelingen wollen. Ich gewöhnte mich nach und nach mehr an diesen Vortrag. Darüber muß ich Dir nun allerdings etwas sagen. Um nicht in der Folge darauf zurückkommen zu müssen, nehme ich voraus, was ich erst später, beim Vortrage der freiern Werke Bachs, mir abstrahieren lernte. *)

Der durchaus melodische Gang aller Stimmen ist, wie wir sahen, ein Hauptzug des Charakters der Bachschen Werke. Er muß demnach auch beim Vortrage deutlich vor das Ohr und eindringlich vor das Gemüth gebracht werden. Besonders muß, wie es sich von selbst verstehet, das Hauptthema, wo es auch liege, immer hervorstechen und sein jedesmaliger Eintritt scharf bezeichnet werden — indeß man die andern Stimmen in ihrem fließendem Gange auch nicht stört. Um das

*) Ich streiche diese Stelle aus, da der Leser, was ich schrieb, jetzt vollständiger und sehr deutlich von Forkel in der angeführten Schrift angegeben finden kann. Nnr was einige Einzelnheiten betrift, mit welchen dieser Schriftsteller sich wenig oder nicht befaßt hat, lasse ich oben stehen.

Letztere zu Stande zu bringen, hat man besonders auch die vielen Bindungen genau zu beobachten; und da die Mittelstimmen oft in Einem Fluße der Melodie von einer Hand zur andern übergehen, müssen besonders die Daumen in sehr engem und zartem Freundschaftsbündniß stehen. Das alles ist nun doppelt nothwendig bei den Fugen, oder doch fugierten Stücken Bachs. Die ungebundnern, die er Phantasieen, Präludien u. s. w. nennet, erleichtern jenes, verlangen aber noch besonders, daß man auf die Grundharmonie die strengste Aufmerksamkeit richte; denn was läßt Bach nicht öfters zu Einem und demselben Grundtone anschlagen, und wohin fliegen nicht seine Figuren, die sich auf ihn beziehen! Nun muß der Vortrag der Figuren so, durch Zu- und Abnehmen der Stärke u. dgl. gerundet werden, daß der Zuhörer jene Grundharmonie nicht nur nie verliert, sondern daß er auch den Gang der allmählichen Entfernung, so wie hernach den Gang der allmählichen Annäherung zum Hauptaccord deutlich, ohne rechnen zu müssen, vernimmt.

Das Alles ist nun freilich sehr schwer auszuführen, theils der Natur der Sache nach,

theils weil wir, besonders was die Mittelstimmen betrifft, jetzt gar nicht daran gewöhnt sind: aber gebiete Du nur Dir selbst und beharre bei deinem Gebot, so gelingt es zuverlässig. — Jetzt zurück zu meinem Cursus.

Ich ging von den Chorälen zum „Wohltemperierten Klavier“ über. Ich konnte mir hier, auch nun, noch lange nicht genügen; und daran war wohl zum Theil, aber nicht allein das Schuld, daß es mir mit dem eben bezeichneten Vortrag noch bei weitem nicht ganz gelingen wollte. Liege es in der Sache selbst, oder in der Gewöhnung an Musik ganz andrer Art, oder in der Beschränktheit meiner Fähigkeiten: ich verlor noch oft den Faden, und ehe ich's mir versahe, saß ich da und rechnete. Du bedarfst noch einer Vorbereitung, sagte ich. Ich fiel auf Händel. *) Er schreibt ja ebenfalls streng, war

*) Die kleinen Uebungen, die Bach für seine Schüler schrieb, und die jetzt in der Leipziger Sammlung neu gedruckt sind, kannte ich nicht. Sie können jenen Dienst leisten, wenn man dessen bedarf, werden aber zum Theil etwas trocken erscheinen. Mehr glaube ich daher zu jenem Behufe die kurzen Handstücke empfehlen zu dürfen, die unter dem Titel Symphonieen (es sind deren 15)

meine Meinung; aber weniger künstlich und schwierig. Wenn manche von Bachs Klaviersachen mehr Tiefe des Geistes haben, so haben die seinigen mehr Fülle der Seele. Da er sich mehr dem Populairen (im besten Sinne des Worts) nähert, so kann man ihm leichter folgen; und auch der Vortrag seiner Werke ist weit leichter. Ich suchte

in derselben Sammlung zu finden sind. Diese sind leicht und haben doch sehr schöne Sätze. Die Händelschen Compositionen für das Klavier waren lange in Deutschland fast gar nicht bekannt. Es ist ein Verdienst, daß Hr. Nägeli in Zürich einen schönen Abdruck verschiedener derselben veranstaltet hat. Der zweite Heft der in seinem Verlage herausgekommenen „Werke im strengen Styl“ enthält so schöne Händelsche Klaviersuiten, daß man dem Musiker durchaus nichts zu sagen haben kann, der sie, als veralteten Plunder, wegwirft. Auch wer es mit der Tonkunst nicht gar ernstlich meint, nur aber Sinn für ihr Besseres in verschiedenen Gattungen und Schreibarten hat, geht hier nicht leer aus. Ich habe öfters versucht, Stücke daraus — wie die Variationen in E dur oder D moll, das Largo mit der sich anschließenden Fuge in Fis moll, die Fuge in F moll — Personen vorzuspielen, die, ohne eigentliche Schule, nur innere Musik in ihrer Seele und ein nicht ungeübtes Ohr besaßen; habe absichtlich verborgen, daß die Stücke von einem großen Meister wären: und noch hat sie Niemand ohne Wohlgefallen gehört.

deshalb die bestäubten sogenannten Orgelconcerte und Klaviersuiten Händels hervor; und ich vermag Dir's nicht zu sagen, mit welcher, bei jeder Wiederholung verstärkten Freude ich die meisten von ihnen durchging. Auch gewöhnte sich, fast unvermerkt, meine Hand an ihren sichern und genauen Vortrag.

Nun kehrte ich zum „Wohltemperierten Klavier“ zurück. Da ich durchaus an Bachs Werken nicht blos den Verstand und die Hände üben wollte, strich ich mir die Stücke an, die mir, ohne besondere Rücksichten (auf ihre Gelehrsamkeit, Künstlichkeit u. dgl.) zusagten, mit dem Vorsatz, mich nur an sie zu halten. Sie gewährten mir nun sehr viel Freude, wenn ich, aber immer mit gesammletem Gemüth, nicht um in leerer Stunde die Langweile zu vertreiben — zu ihnen zurückkehrte. Aufrichtig gestanden: es waren unter der beträchtlichen Menge nicht viele Stücke, die ich mir aushob. Ich ließ mich das nicht anfechten, da es mir nicht um das Scheinen, auch vor mir selbst, zu thun war. Bei einer Wiederholung des ganzen Werks nach einiger Zeit mnßte ich aber die Zahl der ausgezeichneten ansehnlich vermehren. Ich war weiter

gekommen und in der Gattung heimischer geworden. In der Folge habe ich mich nicht enthalten können immer mehrere auszuheben, so daß jetzt im ersten Theile ohngefähr die Hälfte, im zweiten vielleicht zwei Drittheile ihre Striche am Rande haben. Zu Deinem Nutz und Frommen will ich Dir die Stücke angeben, mit denen ich mich gleich beim ersten und zweiten Cursus befreunden konnte, besonders da ich sie auch jetzt noch unter die vorzüglichern zähle, ohne jedoch mehrere der andern ihnen nachzusetzen. Ich benenne sie nach den Tonärten, damit Du Dich zurechtfindest, welche Ausgabe Du auch besitzen magst.

Erster Theil. Präludium C dur (auf dem Pianoforte größtentheils mit aufgehobenen Dämpfern vorzutragen), Fuge Cis moll, Fuge D dur, Präludium D moll (wieder zum Theil ohne Dämpfer), Präludium Es moll, Präludium und Fuge Fis moll, Fuge A dur, Präludium und Fuge B moll, Fuge H dur, Präludium H moll.

Zweiter Theil. Fuge C dur, Fuge C moll, Fuge Cis moll, Fuge D dur, Fuge D moll, Fuge Es dur, Präludium und Fuge Fis moll, Fuge

G moll, Fuge As dur, Fuge B moll, Fuge H dur, Präludium und Fuge H moll.

Nun durfte ich auch mit Zutrauen zu den vollstimmigen Compositionen Bachs für Gesang und Orchester fortschreiten. Ich ging mit Ernst und Neigung, nicht ohne Fleiß daran, und da ich in Leipzig Gelegenheit hatte, hörte ich mehrere wiederholt aufführen; aber nie nahete ich mich ihnen ohne Sammlung des Gemüths. Ich bemerkte bald, daß es nun keiner umständlichen Zurüstungen mehr bedürfe, um die meisten von diesen Werken zu verstehen und zu genießen: aber ohne diese Sammlung des Gemüths, mein lieber A., ist man für sie dahin — wie man ja auch im Grunde für alle edlere Kunstwerke dahin ist. Ich rathe Dir sogar: wenn Dich auf Deinem Wege eine gewisse Ermattung oder auch Ungeduld anwandeln will, so laß Dir aus beiliegenden Bachschen Motetten *) Sätze, wie die schon oben genannten: Wie sich ein Vater u. s. w. Sey Lob und Preis u. s. w. Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn — vor-

*) Sie sind nun gedruckt herausgekommen; Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel.

singen. Euer Chor wird das können, da sie nicht schwer auszuführen sind. Dann fühlst Du Dich gestärkt — deß bin ich gewiß, und kannst es nun nicht lassen, mit Eifer und Beharrlichkeit weiter zu wandern. Daß mir aber Bachs Werke jetzt einen hohen Genuß gewähren, magst Du schon daraus abnehmen, daß ich einen so langen Brief schreibe, um auch Dir dazu zu verhelfen.

„Ja, das ist alles recht gut,“ sagst Du ein wenig verlegen und der Zeigefinger Deiner linken Hand schleicht sich hinter das linke Ohr — „aber denkt denn der Mensch, der hier Wege absteckt, wie ein Landbaumeister, nicht daran, daß seine Straße nicht eben kurz ist, auch nicht eben anmuthig, besonders im Anfange, wo die Hecken an den Seiten nur Dornen tragen und allenfalls Hagebutten, aber keine Rosen?“ Doch nein; das sagst Du nicht. Du weißt zu gut, daß wir Sterblichen ohne Ernst und Ausdauer nun einmal nichts von Bedeutung zu Stande bringen; nicht einmal außer uns, wie viel weniger in uns.

Der Frühlingstag.

Ein Gespräch.

A. hatte sich kaum niedergelassen unter der schönen Linde auf dem Hügel, von wo man die Aussicht hatte auf die Blüthenbäume in den Bauergärten und auf die hochgrünen Saaten drüber hinaus — als auch die jugendlichen Freunde, B. und C., zufällig dahin kamen. Sie freueten sich des Zufalls, und nahmen Platz, der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken des alten Herrn. Nachdem sie über diesen und die Seinigen Erkundigungen eingezogen, und das jetzt um so theilnehmender, da eben in der Jahreszeit, wo die Natur sich mit ihren heitersten Farben schmückt, der Mensch am öftersten Ursach' empfängt, Schwarz anzulegen — wendete sich

das Gespräch auf mancherlei Vorfälle in der Stadt und in Familien, die alle Drei unter ihre Bekannten zählten; auch Einiges, die größern Weltbegebenheiten betreffend, blieb nicht unberührt: ohne daß man jedoch bei dem Einen oder dem Andern ernstlich verweilet wäre; wie es meist zu geschehen pflegt, wenn man eigentlich blos die Freie genießen will, und das Gespräch nur mit in den Kauf nimmt, gleich dem Kaffee des Gastwirths. Endlich begann B.: Ist denn Eins von Euch gestern in der Oper gewesen? — Ich nicht, antwortete A. — Aber ich, sagte C.

B. Nun: wie lief's denn ab?

C. Etwas schlecht. Der Unternehmer mag sehr verdrießlich seyn. Und das mit Grund. Er hat Zeit und Geld aufgewendet, blos, um einmal den ältern Herrn nachzugeben, die sich und ihm so viel von dem Werke versprochen hatten: nun ist beides verloren. Es ist mir lieb, daß ich nicht drillen geholfen habe. Uebrigens wurde ich gut unterhalten; auch durch's Publicum.

B. Durch's Publicum? wie so?

C. Es ist immer interessant, zu bemerken, wie ein Stück, das ehedem vorzüglich beliebt und dann geraume Zeit bei Seite gelegt gewesen ist,

nun, von neuem hervorgelangt, wirkt und empfangen wird.

B. Das ist wahr.

C. Man erfährt da selten, was man erwartet hat. So hatt' auch ich mir mehr von unsrer Oper versprochen. Besonders aber zog's mich an, einige jener ältern Herren zu beobachten. Ehe der Vorhang aufging: wie belebt waren sie! Eine Weile hielt's wider. Dann kniffen sie sich, noch einigermaßen entzückt zu scheinen. Bald wollte auch das nicht mehr gelingen. Nun wurden sie immer stiller, und fanden sichtbar nur noch an einigen, besonders ausgezeichneten Stücken Vergnügen. Und doch war die Aufführung gut; auch das Haus gedrängt voll.

B. Aber das große Publicum: wie nahm sich das?

C. Es schien aufmerksam, wenigstens von vorn herein: aber — ich gestehe, daß mich das verdroß — man war Eis und blieb Eis.

B. Das ließ sich vorhersehen.

C. Ich dächte doch nicht. Die Oper hat, und nicht so gar lange her, überall ein glänzendes Glück gemacht. Sie steht auch noch in vortheil-

haftem Ruf. Und sie ist doch wahrhaftig ein schätzbares, antheilswürdiges Werk.

B. Ganz gewiß. Aber sie ist veraltet.

C. Veraltet? in kaum dreißig Jahren? Denn länger ist's nicht her, daß sie geschrieben ist; und wir am Ort kennen sie noch nicht einmal so lange —

B. Doch! doch! In einer Kunst, die eben in solcher Gährung braußt; wo Neueres immer dem Neuen, und Neuestes dem Neuern nachdrängt; besonders in einer Gattung dieser Kunst, die seit kurzem so gewaltige Umwandlungen erfahren hat: da muß, was einmal veralten kann, auch schnell veralten.

C. Wär' das so unbedingt wahr: so wollt' ich lieber Schuh' machen, als Opern!

B. Sie werden's darum doch nicht unterlassen.

C. So? Warum nicht? Ich muß mich doch selbst bestimmen, es zu thun oder nicht!

B. Sie werden sich eben bestimmen, es zu thun: dafür sind Sie ein Tonkünstler.

C. Man will aber doch wirken; und mit Etwas, das so viele Zeit, Kraft und Anstrengung kostet, wie jetzt eine Oper — glückt's ja einmal damit, in einigem Verhältniß zum Aufwande

von alle dem wirken! mithin auch nicht sein Werk nach einigen Mondswechseln verfliegen, wie Weizenspreu, und veraltet sehn, wie man eine Hand umwendet!

B. Nunu: eifern Sie nur nicht! Ihr Uebertreiben abgerechnet gehet's andern Leuten auch so.

C. Ist das ein Trost?

B. Nein; aber etwas, woraus man sich einen machen kann. Uebrigens hab' ich ja behauptet: Was einmal veralten *kann* —

C. Ach, was ist damit gesagt? Veralten kann! kann! Veralten kann Alles, wird Alles; wir mit; und am Ende Himmel und Erde!

B. Wenn das so ist: wo wollen Sie denn da hinaus? Ich verstehe Sie nicht.

C. Das ist kein Wunder: ich spreche aus warmem Herzen, Sie sprechen aus kaltem Verstande.

B. Nun: Beides ist nicht übel, und jeder von uns da an seinem Platze. Jeder geht von da dem Andern, so weit er kann, entgegen; am Ende kommen wir zusammen.

C. Ich zweifle. Indessen . . . Meinetwegen! So will ich denn nur sagen: Was einmal allge-

meines Loos menschlicher Leistungen ist — ich bin kein Narr, das für die meinigen anders zu wollen. Aber ich behaupte: uns Musiker trifft nicht blos dies allgemeine Loos.

B. Wie so?

C. Ihr Gähren, und Umwandeln, und Nachdrängen — nun ja, das ist wahr; aber ich frage: In welchem Fache geistiger Thätigkeit ist das nicht so, jetzt, in dieser aufgeregten, gewaltsam ringenden, wechselsüchtigen Zeit?

B. Das ist ja, was ich sage.

C. Lassen Sie mich ausreden. Wenn's auch überall jetzt so hergeht: gleichwohl veraltet nicht Jedes; viel weniger veraltet Jedes schnell, oder gar so schnell. In Manchem kehrt man sogar zum Frühern zurück und befindet sich besser dabei.

B. Das ist ja auch mit dem wahrhaft Vorzüglichsten in den Werken der Tonkunst der Fall.

C. Quod nego!

B. Lieber Freund, wie können Sie das verneinen? Ist nicht z. B. der alte Händel — fast dürfte man sagen: wieder Mode geworden? Fragen Sie die Geschichte Ihrer Kunst; sie wird Ihnen sagen, daß dieser große Mann, wenigstens in seinem deutschen Vaterlande, nie so gekannt,

geehrt, geliebt worden ist, als eben jetzt; viel weniger, daß er veraltet wäre. Seine Hauptwerke, ohngeachtet sie oft weitläufig sind, werden in allen Gestalten, selbst in Klavierauszügen, gedruckt und wieder gedruckt, überall verbreitet, überall benutzt; manche der berühmtesten kommen auch zuweilen da und dort zur öffentlichen, meist glanzvollen Aufführung, und finden da lebendigen Antheil —

C. „Manche?“ Ein Paar! „Zuweilen?“ Selten genug! „Da und dort?“ An drei, vier Orten! Geht mir doch, geht, mit euren Kratzfüßen gegen euer eigenes Bild im Spiegel!

B. Ei, Herr, gehn Sie, mit Ihrem Alles übertreibenden und knurrigen Wesen! Sie versäuern sich und Andern am Ende Alles damit. Sie sitzen daheim unablässig unter Ihren Sammlungen, oder am Pianoforte, die Feder in der Hand. Machen Sie sich auf die Socken; schließen Sie die rauchige Stube ab und durchziehen Sie Deutschland mit offenen Augen und erfrischtem Sinn; dann werden Sie anders reden.

C. Nun, Sie haben's durchzogen: so reden Sie anders; aber Facta, nicht Raisonnements!

B. Wo soll ich da anfangen? wann enden? Lassen Sie uns nur bei unserm letzten Punkte stehen bleiben. Ueberall, besonders in der nördlichern Hälfte Deutschlands, finden Sie in allen großen, selbst in vielen mittlern, ja hin und wieder sogar in kleinen Städten, geregelte, feststehende Vereinigungen oft zahlreicher, und meist der gebildetsten Familien zu möglichst guter Ausführung der trefflichsten Gesangwerke, gleichviel, ob aus alter oder neuer Zeit; und unser Händel ist Einer der Meister, die da vorzüglich hervorgehoben, und, selbst von der Jugend, mit Freuden vorgetragen werden. Könnte der herrliche Mann aus der Westminsterabtei erstehen: er feierte jetzt unter uns seinen Triumph; und eben einen solchen, wie ihn sich der wahre Künstler vor Allem wünschen muß: einen Triumph bei Denkenden, Gebildeten, Sinn- und Liebevollen. — Und nun: wie Vieles gehet nicht, so weit es anwendbar ist, aus diesen Kreisen über in den Sinn für Musik überhaupt? auch in die häuslichen Beschäftigungen mit ihr? Ist es doch schon dahin gekommen, daß man sich gewaltig irren würde, glaubte man, die öffentliche Musik, z. B. in Wien, in Berlin, in Hamburg

sey die beste, oder auch am besten ausgeführte, die man dort hören könne —

C. Damit sagen Sie ja selbst: das Beste neuer oder alter Zeit gelte nur bei Einzelnen! der lebende Künstler bedarf aber der Menge —

B. Ach was da —! Jede Menge besteht aus Einzelnen; und sind deren nun schon so viele, wie jener wahrhaftig sind: so machen sie auch schon eine Menge aus. Ich frage Ihr Selbstgefühl, nicht Ihre Rechthaberei: Was kann der besonnene und tüchtige Meister hinsichtlich auf seine Kunst sich Besseres wünschen, als daß eben sein Vorzüglichstes in das Leben selbst — in die Häuser und Gemüther der Achtungswürdigern übergehe und da wirke zur Belebung, zur Erhebung, zur Freude? auch zur Richtung des Geschmacks und der Genußliebe auf das Geist- und Seelenvolle? auf das, was sogar die Herzen reinigen, die Seelen schmücken und sie beglücken hilft? auf das, was in sich Würde und Halt hat, Würde und Halt giebt? Geschieht das: ei, so mag, was Sie die Menge nennen, nachfolgen oder nicht! so mag auch des Meisters Seckel etwas mehr oder etwas weniger sich füllen! Und ist es denn nicht hochfahrender Unbedacht, geradezu

bei Allen gelten, viel, wo nicht Alles, gelten zu wollen? oder auch: ist es nicht Uebertreibung und Unbilligkeit, vielleicht auch — verzeihen Sie — Eitelkeit und Anmaßung, von Ihrer Menge zu verlangen, ja auch nur ihr anzumuthen, sie solle in jeder Art gerade das Beste fassen, anerkennen, und sich daran halten; mithin jenen, den Auserwählteren, gleichseyn? Ein treffliches Kunstwerk — wie jedes Treffliche, im Denken, Dichten, Leben, und worin es sey — ist ja das Höchste, ist die schönste Blüthe der am reichsten begabten Geister in ihren glücklichsten Stunden: wie sollte es denn da — ich bitte Sie — wie sollte es nur möglich seyn, daß es, und sogleich, für Hans und Kunz — für Jedermann wäre; von Jedermann nach Verdienst erkannt und hingenommen werden könnte, wie etwa ein tüchtiger Spaß, oder ein gut Glas Wein, oder, in Ihrer Kunst, ein hübscher, flink hebender Walzer? von Jedermann, auch von dem, der, wo nicht Widerstrebendes, doch gar nichts mitbringt, und, seiner Natur, wie seiner ganzen Lage nach, nichts mitbringen kann, außer höchstens einige Empfänglichkeit im Allgemeinsten, wie sie zu jenen gemeinern Genüssen ausreicht? von Jedermann: auch

von dem unruhigen, stets zerstreueten, von dem sinnlich überreizten oder abgestumpften Weltmenschen, der, eben weil er das ist, nur die schärfsten, die pikantesten Reize sucht? von dem, der alles Denken scheuet, weil es ihm etwas ganz Ungewohntes oder sonst Beschwerliches ist? wie sollte es möglich seyn, daß alle diese, und die Zahlreichen, die ihnen gleich zu stellen, bei dem, was sie denn doch als eine Neuigkeit und ein Gegenstand allgemeiner Unterhaltung wirklich einigermaßen interessiert hat, ausharren sollten, wenn es den Reiz der Neuheit verloren und ein Gegenstand solcher Unterhaltung zu seyn aufgehört hat? — Nun: alle diese laufen aber jetzt mit einander zu den öffentlichen Ausstellungen eurer Kunst und machen bei weitem zum größern Theile Ihre Menge aus! Sie sagten vorhin: Ich verlange kein anderes Loos, als das aller menschlichen Leistungen. Wohl; was aus jenem Allem folgt, gehört auch dazu, hat immer dazu gehört, wird immer dazu gehören: es kann nicht anders seyn. Wer nun doch dagegen anrennt oder ein Halloh darüber macht, der — ich will nicht wiederholen, wie Sie selbst den vorhin nannten.

C. Na, das klingt doch ziemlich auch, wie

ein Halloh! Indessen: es ist mir nicht, wie Sie vorhin vermeinten, um's Recht haben, sondern um's Rechte zu thun: und so geb' ich denn zu, was Sie da anführen — wie mich dünkt, ohne Noth für uns und unsern eigentlichen Gegenstand. Aber wohl zu merken: ich gebe es zu von dem, wovon Sie es anführen. Das ist nun Kirchenmusik, und ähnliche; allenfalls noch, woran Sie nicht gedacht haben, höhere Kammermusik, für die es auch, hör' ich, an nicht wenigen Orten jetzt ähnliche Vereinigungen giebt. Für diese Gattungen — nun ja, für diese braucht man nach „meiner Menge" wirklich nicht zu fragen; weil man da ihrer ganz und gar nicht bedarf. Doch anders, mein Herr, ist's mit Gattungen, wo man sie, wie ich schon gesagt habe, nicht entbehren kann; also: mit vollständiger Orchestermusik, und noch mehr mit dem, wovon wir eigentlich sprachen und wobei wir genauer hätten bleiben sollen — mit der Oper. Von jenen mögen Sie mit vielem, doch gewiß nicht so unbedingtem Rechte behaupten: das Treffliche bleibt und dauert aus! aber von diesen, wohin sich doch jetzt die höchste Geisteskraft der Meister fast aller Nationen richtet . . . Unterbrechen Sie micht nicht; ich weiß recht gut,

daß Sie einwerfen werden: Warum thun sie das? und setze darum gleich selbst hinzu: Es geschieht, weil es dem jetzigen Stande der Tonkunst und dem Sinne fast aller Nationen nach nicht anders seyn kann! Von diesen Gattungen also gilt, was dort von den Lilien des Feldes steht: Heute blühen sie und morgen werden sie in den Ofen geworfen! Und davon war die Rede; das behaupteten Sie noch schärfer, wie ich; das beklagte ich, das empört mich, wenn es in dem Maße wahr ist, wie Sie es behaupten, und wie ich freilich, leider, nicht leugnen kann.

B. Die Lilien des Feldes —: nun, die Natur bringt neue, immer neue; was ist da zu lamentieren über die in den Ofen geworfenen? oder was zu zanken, daß man sie dahin wirft? Fahren Sie nicht auf: ich will Sie wahrlich nicht mit einem Bilde necken. Bedenken Sie ruhig: Warum soll die Naturkraft im Menschen nicht eben so wirken, wie außer ihm? Und wenn sie das thut, wie sie es thut; und wenn das und jenes, obgleich unerwünscht, in dem Thun und Benehmen der Leute folgerecht daraus entspringt: soll man sich da vergeblichen Klagen oder Anschuldigungen überlassen? Es ist nun so; es kann

nicht anders seyn; mithin wirst Du's nicht ändern: so ändere Dich! Uebe Dich, es gelassen mit anzusehn; Dich dadurch in Deinen achtbaren Unternehmungen nicht stören zu lassen; guten, und, will's irgend gelingen, fröhlichen Muth zu behalten! Sehen Sie, Freund, das ist und bleibt, wie in unzählichen, so in diesen Dingen, immerdar das Weiseste, das Beste; und das Klügste obendrein. — Doch das könnte mich weit in den Text führen und Sie wieder zu der Bemerkung veranlassen, es sey angebracht ohne Noth für uns und unsern Gegenstand. So mache ich denn, wie die Tigerkatze, einen weiten Satz gerade diesem Gegenstande in den Nacken. Wir gingen von dem gestrigen Schicksal jener Oper aus. Sie ist gut, aber nicht vortrefflich: darüber waren wir eins. Sie hat jenes Schicksal erfahren, weil sie veraltet ist, sagte ich: darüber wurden wir uneins. Sie wendeten, was ich von ihr behauptet, auf die ganze Gattung an; hab' ich Sie recht verstanden, so empörte es Sie, daß Alles in dieser Gattung so schnell, so außer Verhältniß zu der aufgewendeten Geisteskraft und zu dem innern Gehalt der Werke, veralte: ich suchte das vorerst im Allgemeinen zu erklären und damit

Ihre Empörung zu dämpfen; dabei aber kamen wir von der geraden, trockenen Chaussee ein wenig ab, auf unterhaltendere Nebenwege. War's nicht so?

C. Nun ja; es wird wohl ungefähr so gewesen seyn.

B. Gut. Ich hatte über die Thatsache, über die Erfahrung, blos im Allgemeinen, wo sie wirklich statt hat, gesprochen; nun aber sage ich: im Besondern hat sie fast gar nicht statt.

C. Wie? da möcht' ich Ihre Beweise hören!

B. Es wird keines andern bedürfen, als dessen, den jener alte Philosoph für die Bewegung führte: er ging.

C. Was wollen Sie damit sagen?

B. Das! Mozarts Figaro und Salieri's Axur sind gerade so alt, als jene Oper, die uns in's Gespräch verwickelt hat; Cimarosa's Matrimonio segreto ist nur zwei oder drei Jahre jünger. Ich könnte mehrere anführen: aber es mag bei diesen bleiben. Sind diese Opern veraltet? In Deutschland halten fast Alle sie noch so hoch, als da sie neu waren; in Frankreich und England sind sie jetzt erst recht emporgekommen. Lassen Sie mich mit der Thür in's Haus fallen:

Es kommt hier, wie bei allen Kunst-, ja bei allen menschlichen Erzeugnissen, darauf hinaus: Der Geist — aber das Wort im umfassenden, vollgehaltigen Sinne genommen — mithin, der wahrhaft ursprüngliche, darum auch stets originelle Geist; der Geist, wie er z. B. in jenen Werken lebt, nicht aber in dem, das man gestern im Theater hervorgezogen hat: der ist, was nicht veraltet. Fehlt Geist überhaupt, wenn auch nicht Geschicklichkeit, Routine, und was weiß ich: da kann man nicht einmal sagen: das Werk veraltet, denn es ist schon alt geboren; und so lebt es auch nur ein Weilchen; eigentlich sogar nur ein Scheinleben — das Zucken des Frosches von der Wirkung des Galvanismus. Fehlt es nicht an Geist überhaupt, wohl aber an jenem höhern, ursprünglichen: da wird das Werk veralten, und ist es ein musikalisches, bei der großen Concurrenz und den andern Umständen, die wir vorhin angeführt haben, schnell veralten. Ist es aus jenem Geiste entsprungen und von ihm erfüllt: da veraltet es nicht, oder doch nur, wie Sie selbst sagten, wie Alles veraltet, und am Ende Himmel und Erde. Dieser Geist bleibt, bleibt sicher; selbst wenn die Formen veralten sollten,

und früher noch, ihr Schmuck, ihre Verzierungen, die freilich überall, mehr oder weniger, dem Momente angehören.

C. Wie das klingt! wie rund und bündig! Sagen Sie aber doch, mein gelehrter Herr — sagen Sie doch: Hat man denn diesen Geist, den ursprünglichen, nimmer veraltenden, nicht, wie in jenen trefflichen Werken, wo er ist, so auch in gar vielen andern, wo er nicht ist, zu finden geglaubt, als sie neu waren? namentlich auch in dem, wovon wir ausgingen? Nun — werden Sie sagen — man hat sich geirrt; es hat blos an uns, an unserm Mangel an hinlänglicher Einsicht gelegen. Diese Einsicht besitzen wir erst! wir stehen erst hoch, und sind die wahren Kenner und Geisterseher!

B. Das werde ich ganz und gar nicht sagen! sondern: Man hat sich geirrt — nun ja; man kann sich auch wieder irren: aber, wie dort, darin, daß man jenen Geist zu finden glaubte, wo er doch nicht war; nicht aber umgekehrt, daß man ihn nicht fände, wo er wirklich ist, selbst wenn das Werk übrigens, wegen seiner Form und übrigen Eigenheiten, oder wegen des herrschenden Zeitgeschmacks und mitwirkender Zufälligkeiten,

gleich Anfangs nicht eben sonderliches Glück machte. So war's gerade mit Mozarts Figaro. Er machte erst wenig Glück, um solcher Nebendinge willen; besonders sagte man: die Musik ist für eine komische Oper zu schwer und zu weit ausgesponnen. Nicht anders war's mit seinem Don Giovanni. Da sagte man: die Musik ist für eine romantische Oper zu gelehrt, zu vollgestopft von künstlich gearbeiteter Harmonie. Aber jener Geist, aus dem beide gequollen, der sie beide erfüllet, mit dem sie beide vollendet sind — der ist vom ersten Augenblick ihres Erscheinens an erkannt worden, selbst von des Meisters Feinden. Ist nun dieser Geist da, und treffen Dichter und Componist sogar zugleich das Pünktchen in Hinsicht auf jene mitwirkenden Dinge: so macht das Werk auch sogleich Glück, und zwar um beider willen; erhält sich aber in seinem Glück um des ersten willen. So war's mit Mozarts Zauberflöte; so ist's mit Webers Freischütz in unsern Tagen. Das, mein lieber Hypochondrist, sind Thatsachen; und die lassen sich nicht wegdisputieren.

C. Nun gut! gut! Ich will auch ehrlich bekennen: was ich da hinwarf, war nur — wie

nennen Sie's? — eine Instanz. Doch ernstlicher frag' ich Sie nun: Jener Geist — erscheint er denn ohne Fleisch und Bein, wie ein Phantom? ich meine: erscheint er anders, als in den Werken? mithin in gewissen Formen und selbst mit gewissem Schmuck? Nein! Nun sagen Sie selbst: diese wechseln immer. Richtig! An diesen, wie sie im Augenblick beliebt, wie sie Mode sind, hängt ja nun aber das große Publicum. Sind diese veraltet: so ist es mit ihnen das Werk. Man legt es bei Seite, und also den Geist, der darin steckt, mit. Das große Publicum — ich muß das immer wiederbringen — brauchen nun aber die Werke dieser Gattung, weil sie sonst gar nicht zu Gehör gebracht werden können; und so — ich seh' es nicht anders — so haben wir uns im Kreise herumgedreht und stehen wieder auf dem alten Fleck.

B. Das Gehen genügt Ihnen also nicht, um die Bewegung zu beweisen; denn was Sie da sagen, ist ja offenbar mit jenen drei erstgenannten, fast vierzigjährigen Werken und verschiedenen andern nicht der Fall: man legt sie nicht bei Seite; man stößt sich nicht daran, daß Manches — wer wollte das leugnen — in ihren Formen, und noch

mehr in ihrem Schmuck, besonders in Cimarosa's Oper — ich will nicht sagen, veraltet, aber doch nicht so ist, wie man es jetzt vorzüglich liebt und wie es die Mode will. Das genügt Ihnen also nicht. Ja freilich; dann müßte ich viel weiter ausholen und zurückgehen auf das Wesentliche oder Außerwesentliche in der Tonkunst überhaupt, auch in ihren äußern Formen und im Schmuck; auf das Nothwendige und darum Bleibende, oder das Zufällige und darum Wechselnde in ihren Wirkungen auf die Gemüther — was sogar auf die allgemeinen Grundanlagen und Bestimmungen dieser selbst führen müßte, weil aus der Uebereinstimmung zwischen dem, was gegeben wird, und dem, was empfangen soll, erst die gute Wirkung entsteht und modificiert wird: aber wann käm' ich damit zu Ende, wollte ich der Sache ihr Recht thun, den Seitensprüngen, woran Sie es nicht fehlen lassen würden, begegnen, und auch überall von Ihnen . . .

C. Stocken Sie nicht; sagen Sie's nur heraus: „von Ihnen verstanden werden,“ wollten Sie sagen.

B. Nun ja: von Ihnen verstanden werden; was Sie so wenig empfindlich berühren darf, als

mich, wenn Sie von rechtmäßigen oder bedenklichen Fortschreitungen in der Harmonie, oder von so 'was, sprächen. — Zu solch einer Erörterung aber traue ich so wenig mir Fähigkeit, als Ihnen Geduld zu.

C. Und so hätten wir denn über Veralten und Nichtveralten hin und her gesprochen: aber ohne es zu irgend einem klaren, festen — wo nicht, ohne es zu irgend einem Resultate gebracht zu haben.

B. Nun — das wäre am Ende weder ein Unglück, noch eine Schande. Wollten wir nicht sprechen, und über Nichts, außer wo sich voraussehen ließe, wir würden feste Resultate erreichen: so dürften wir über gar viele wichtige Dinge nicht eher laut werden, als die Schwäne — wenn wir stürben. — Aber Sie haben mich unterbrochen; ich wollte hinzusetzen: Da das so ist, wie ich gesagt habe, so lege ich unser Beider Sache in Deine Hand, mein lieber Vater A.

C. Bravo! Das thu' ich auch. Du hast ohnehin, lieber Alter, wie mein Pudel, stumm dabei gesessen und nur zuweilen Den oder Jenen so oder so angesehn. Willst Du unsre Weisheit umsonst haben? Nein; Du sollst auch herausrücken. Im

Ernst: was hältst Du davon? Dich hören wir Beide gern.

A. Ach, Kinder, laßt mich aus dem Spiele. Um über einen Gegenstand umfassend zu urtheilen, muß man außerhalb demselben stehn; und ich stehe dem eurigen nur allzusehr immitten: ich bin selbst veraltet, mit sammt meinen Ansichten und Meinungen.

C. Das sind Ausflüchte. Wir wollen wissen, was Du davon denkst, umfassend oder nicht.

A. Auch habt ihr — und zwar Beide — so manch verständiges und treffendes Wort darüber gesagt, daß ich kaum noch etwas hinzuzusetzen hätte: ihr braucht's nur weiter zu bedenken und zurecht zu rücken.

C. Rücke Du; wir wollen hernach bedenken.

A. Nun, wenn's nicht anders seyn soll —! Aber da möcht' ich wenigstens bitten: Erlaßt mir, von dem im Besondern zu sprechen, wovon ihr doch eigentlich allein handeltet: von der Oper nehmlich. Einiges von dem, was ich etwa im Allgemeinen sagen möchte, geht in der Anwendung schon von selbst auch auf diese über.

C. Warum wolltest Du nicht von der Oper sprechen?

A. Ich würde Dir Anstoß geben.

C. Gewiß nicht! Du nicht! Nur zu!

A. Alle Achtung, und ein fröhlicher Dank obendrein, für das wahrhaft Ausgezeichnete, ja mitunter Treffliche, was in dieser Gattung seit Jahren geleistet worden ist: aber man macht doch, kommt es mir vor, nicht sowohl von diesen Leistungen im Einzelnen, als von dem ganzen Institute, mit seinen Virtuosen und vielen Zugehörigen, bei weitem zu viel Aufheben. Behandelt man es doch mit einer Ernsthaftigkeit und Gewichtigkeit, als ob das Steigen der gesammten Geistescultur, wo nicht der Welt, doch des Vaterlands, und in so fern sein Wohl und seine Würde, großentheils davon abhinge. Ich will das nicht weiter ausmalen, es könnte die Sache selbst lächerlich machen: und das verdient sie doch auch nicht. Der Deutsche zerarbeitet sich, um mit seinem Bezeigen gegen Oper und Opernwesen, daß ich so sage, nach dem Extreme rechts zu segeln, und der Italiener reizt sich auf, nach dem Extreme links zu gelangen. Wunderlich! Was ist's denn am Ende mit unsrer ganzen Oper — jetzt? und damit meine ich nicht, seit heute und gestern. Die Zeit hat allmählich mit sich gebracht, und

durch Manches, was sie sonst noch mitgebracht hat, finden wir überall eingeführt, daß der Herr, der sonst am Spieltische, in der feinern Conversation, im Verkehr mit Frauen u. s. w., und daß auch der Mann, der sonst beim Bierkruge, oder auf der Kegelbahn, seinen Zeitvertreib in müßigen Abendstunden suchte, diesen jetzt in der Oper sucht; die Dame, so wie die Hausfrau, geht mit und sucht dasselbe; nicht anders der Jüngling und die Jungfrau, ja wohl gar auch der Knabe und das Mädchen. Was sie suchen, das finden sie nun auch. Man unterhält, man vergnügt sich, je nachdem man auf dieser oder jener Stufe steht und das oder jenes mitbringt — die Einen, am Werke selbst, die Andern, an der Ausführung, wieder Andere an hübschen Weibern, die auftreten, an guten Späßen, die mitunterlaufen, wohl auch nur an schönen Kleidern und Decorationen; wo dann die Musik nur wirkt, als bewußtlos mit hingenommenes Reizmittel, um im Allgemeinen mehr zu beleben, damit einen behaglichern Zustand herbeizuführen und so die Empfänglichkeit überhaupt zu steigern. Der Vorhang fällt; man ist befriedigt oder nicht; man schwatzt über das Eine oder das Andere, ein Jedes nach seinen

Kräften und in seiner Art: und die Sache ist aus. Darin seh' ich nichts Uebles, aber doch wahrhaftig auch nichts eben Bedeutendes. Es ist besser, als gar Manches, was man sonst in leeren Stunden vornehmen könnte, vielleicht auch würde: aber was ist davon für Aufheben zu machen? Wir Andern, die wir 'was von der Sache verstehen, gehen auch hin, wenn ein geist- und gehaltvolles Werk an die Reihe kommt; oder, daß wir in der Zeit bleiben, wenn eine Neuigkeit erscheint, die, wodurch es sey, Aufsehen macht; wir nehmen auch Theil, am Werke, am Vortrage, am Publicum; wir schwatzen wohl auch davon, wie Figura zeigt: und damit ist's wieder aus. Auch das ist gar nicht übel: aber auch nicht von Bedeutung. Die ganze Sache, wie sie jetzt steht, ist der allergemischtesten Versammlung hingegeben, wobei auf Jeden sein Theilchen kommt. Sie ist es, diese Versammlung, die möglichst befriedigt werden soll — vom Dichter, vom Componisten, vom Virtuosen, vom Orchester, vom Decorateur, vom Schneider, vom — was weiß ich? Darauf wird denn auch wirklich Alles angelegt. Das ist gleichfalls in der Ordnung. So ein Werk kommt dann, bleibt länger

oder kürzer, geht, kehrt zurück oder wird vergessen — nach Befinden; Alles in der Ordnung: nur aber die Bedeutung — was nehmlich Männern so heißen kann — das entschiedene Eingreifen in das eigentliche, das innere, geistige, und von da heraus sich gestaltende Leben, das darin Nachhallende, darin Widerhaltende: das, wie sehr ich auch die Augen anstrenge — das seh' ich nicht. Jedes Zeitalter will sein Spielzeug: Opern- und gewöhnliche Dilettanten-Musik ist das Spielzeug des unsrigen, vornehmlich in Deutschland. Nun gut; es ist gewiß eines der unschuldigsten und angenehmsten, und so muß man auch nicht rauh oder roh drüber herfahren oder die Leute darin stören wollen: nur aber es mit solcher Gewichtigkeit und Feierlichkeit zu behandeln, wie jetzt von sehr Vielen, gewissermaßen auch von Euch, geschieht: das scheint mir etwas wunderlich — wenigstens bei Denen, die einmal darüber reflectieren; denn freilich wissen wir Alle, daß es Kindern mit ihren Spielen gar kein Spiel, sondern ein wahrer Ernst ist, so weit sie dessen fähig sind. Man spiele mit in freier Stunde, wenn man kann und Lust hat; kann oder will man nicht, so lasse man's ruhig hingehen: denkt

man aber einmal darüber nach, so mache man auch sich und Andern nichts weiß. — Du bist verdrüßlich, lieber C. Sag't ich's doch vorher! Aber, höre: sey es nicht. Es versteht sich ja von selbst, daß es immer etwas Achtbares bleibt, auf große Massen zu wirken, weil dazu tüchtige Kräfte erfordert werden, die man ja auch einschlummern lassen oder gar auf Gefährliches, wo nicht Schlimmes, hinwenden könnte. Auch das versteht sich von selbst: Wenn wir Tausendfältiges, was im Leben, und gleichfalls mit Darbringung schöner Zeit und schöner Kräfte, gethan wird, was auch — wohl zu merken — gethan werden muß, sollen wir Alle bestehen; wenn wir das, sag' ich, eben so durchprüfen wollten: so würde das Nehmliche herauskommen und oft noch viel weniger. Endlich, so ist ja mein ganzer Sermon gar nichts weiter, und soll gar nichts weiter seyn, als die abgenöthigte Darlegung der Meinung eines einzelnen Mannes; und noch dazu eines alten und veralteten: die wirft kein Haus mehr um und verpufft matt, wie ein Knallfidibus. Also: gieb mir deine Hand und sey nicht verdrüßlich!

C. Da! und von Herzen! Auch bin ich nicht verdrüßlich: traurig bin ich nur.

A. Wie so, guter Junge? Möchtst vielleicht gern ein Apostel seyn, der nur für das Allerhöchste weltbewegend wirkt? oder, da Du nun einmal ein Tonkünstler bist, wenigstens in Deiner Kunst ein Mozart? dessen gewaltiges Wirken jedoch auch erst dann durchgriff, als er selbst im Grabe lag, und den man übrigens bei seinen Lebzeiten auch fast verhungern ließ. *) Ja, lieber Gott ...

*) Es sey mir erlaubt, daß ich, nicht eben am passenden Orte, übrigens keineswegs um Mozarts Zeitgenossen anzuschuldigen, sondern um den Antheil an ihm, auch Mensch am Menschen und Landsmann am Landsmann, immer von neuem anzufrischen — hier anführe, was ihm für ein Ehrensold ward für seine Opern; mithin für eben die Werke, die auf die Allermeisten am Entschiedensten und Herrlichsten gewirkt haben und noch wirken, in der ganzen, für Musik gebildeten oder doch geweckten Welt — was keine Redensart ist, sondern buchstäbliche Wahrheit, da man die Opern Mozarts jetzt kennt und mit Freude und Liebe genießt, nicht nur im gesammten cultivierten Europa, sondern auch in Indien, in Nord- und Süd-Amerika. (Latrobe fand sogar beim letzten Colonisten, niederländischer Abkunft, im Tiefinnersten des Landes der Hottentotten und Kaffern Mozartsche Hefte auf dem No-

C. Nein, das ist's nicht. Die Hörner hab' ich mir abgelaufen. Doch darauf will ich hernach

---

tenpulte des Pianoforte.) Mozarts frühe Versuche dieses Fachs, in Italien, Salzburg ꝛc. und die wenigen spätern Gelegenheitsstücke, übergehe ich. Was er für Idomeneo erhielt (auf die Bühne gebracht im Jahre 1780, zu München, im vier und zwanzigsten Lebensjahre des Meisters), und was für die Entführung aus dem Serail (auf die Bühne gebracht 1782, zu Wien), das weiß ich nicht. Für Le Nozze di Figaro (geschrieben für Kaiser Joseph II., der ihm das Gedicht gab, 1785, und im folgenden Jahre auf dessen italienisches Hoftheater gebracht), erhielt er, wie damals in Wien der rühmliche Gebrauch war, den Ertrag der dritten Vorstellung. Wie viel dieser abwarf, hab' ich vergessen: es war aber ein Geringes; denn die Oper gefiel damals nur Wenigen. Hierdurch gekränkt, blieb Mozart bis kurz vor seinem Tode entschlossen, für Wien keine Opern mehr zu schreiben, sondern trat in Verbindung mit Guardasoni, dem sehr unterrichteten, aber auch, nach italienischer Weise, kärglich steuernden Unternehmer einer zwar kleinen, doch vortrefflichen italienischen Operngesellschaft, die abwechselnd zu Prag, Warschau und Leipzig spielte. Dieser Verbindung gemäß sorgte Guardasoni für die Gedichte und zahlte für die Composition eines jeden — einhundert Ducaten, doch unter der Bedingung, daß die Partitur sein Eigenthum verblieb und Mozart keine Abschrift, weder des Ganzen, noch einzelner Stücke, weder Direc-

kommen. Jetzt sag' mir nur: Wenn Dir unsre Musik so ohne wahre Bedeutung vorkommt ...

---

tionen, noch Liebhabern, überlassen durfte; was der umsichtige Mann sich selbst vorbehielt. So, und für diesen Ehrensold, sind nun entstanden: Don Giovanni (zuerst aufgeführt 1787), Così fan tutte (1790), und La Clemenza di Tito (1791). Von jenem Entschlusse machte unsern Meister jedoch abwendig (1791) Ehrn Schikaneder, Unternehmer, Director, Dichter und erster Komiker des Vorstadttheaters an der Wieden in Wien; übrigens ein kecker, possierlicher, lockerer Zeisig, und eine ehrliche Haut — eben damals, wie öfters, in den preßhaftesten Umständen, woraus ihm eben Mozart helfen sollte, und dermaßen half — bekanntlich durch die Zauberflöte — daß der Mann Hunderttausende gewann, das jetzt bestehende Theater, eines der größten und schönsten in Europa, erbauete, und wie ein Fürst lebte — so lang' es dauerte. Dies ungeheuere Glück des Werks ließ sich nicht voraussehen; und so verlangte und erhielt Mozart auch hier nur die einmal üblich gewordenen einhundert Ducaten: doch gestand ihm Schikaneder zu, „wenn's anschlagt," Abschriften an andere Theater zu verkaufen. Aber kaum hatten einige Vorstellungen der Zauberflöte in Wien statt gefunden, als sie auch auf mehrern andern Bühnen angekündigt wurde. Man hatte hinter des arglosen Meisters oder des confusen Unternehmers Rücken Abschriften genommen und verbreitet; und bei der zehnten Vorstellung in Wien sank Mozart in sein Grab. — Das Erstere weiß ich von Mozart selbst, das Andere von seiner Wittwe. Wie von

B. Unsre Opern- und gewöhnliche Dilettanten-Musik, sagte Vater A.

C. Nun gut! Also, diese unsre Musik — wenn sie Dir so vorkommt: dann muß Dir doch, außer jenem Deinem Tausendfältigen im Alltagsleben, auch bei weitem das Meiste in den übrigen Künsten so vorkommen; auch in der Poesie; und vor Allem in dem Fache derselben, das neben der Oper herläuft — in der dramatischen — wenigstens in wiefern ihre Werke, ihrer eigentlichen Bestimmung nach, nicht blos gelesen, sondern gleichfalls derselben höchstvermischten Menge von der Bühne herab vorgeführt werden?

---

auch nicht Einer Bühne, außer denen, für die jede Oper zunächst geschrieben war, so kam ihm auch von nicht Einem Verleger dieser Werke irgend ein Vortheil zu: denn das Ganze aller, in Partitur oder in Klavierauszügen, wurde erst nach seinem Tode herausgegeben, und einzelne Lieblingsstücke, die früher erschienen, waren von den Unternehmern oder von unredlichen Abschreibern zum Druck gefördert. — Uebrigens bestand der gesammte sichere Gehalt, den Mozart bezog, in jährlichen 800 Gulden (600 zahlte er Haus-Miethe), bis ihn sein Kaiser zum Kapellmeister an St. Stephan ernannte: aber das geschahe wenig Monate ehe Mozart starb

A. Mit Deiner Erlaubniß: nein; das ist doch ein Anderes.

C. Wie so? Das wär' ich doch begierig, zu vernehmen.

A. Ich könnte Dir es aus dem innern Wesen, dem Zweck, dem Stoff, den Mitteln, und der Verschiedenheit von alle dem in der Dicht- und Tonkunst, mithin auch aus der Verschiedenheit ihres Verhältnisses zum menschlichen Gemüth und ihrer daraus entspringenden Wirkung auf dasselbe, erweisen: aber das wäre Dir zu weitläufig und auch sonst nicht für Dich. Du bist ein Künstler; was anschaulich und lebendig in Dir werden soll, das mußt Du vor die Sinne, in die Empfindung, und vermittelst beider in die Phantasie bekommen. Wie stelle ich denn das hier an? — Willst Du zuhören, so erzähle ich Dir eine Erinnerung aus meiner Vergangenheit, als ich nur ein Paar Jahre älter war, als Du jetzt bist.

C. Thu' das, lieber Vater; Dich hör' ich immer gern.

A. Ich war eben in Weimar, als Schillers Wallenstein, damals noch ungedruckt, zuerst auf die Bühne kam; und ich acht' es für ein beneidenswerthes Glück, eben damals dort gewesen

zu seyn. Es war, erinnere ich mich recht, im Jahre 1799. Zu Anfang des Frühlings und zur zweiten Vorstellung der drei verbundenen Stücke kam ich dahin. Mein Gott: ist es mir doch, als säh' ich in diesem Augenblicke das ernste, bleiche Gesicht des edlen Dichters mit den durchdringenden, zündenden Augen hervorleuchten aus seiner ganz kleinen, engen Loge, die aber links unmittelbar neben der seines huldvollen Fürsten war! Doch ich muß mich zwingen, zu verschweigen, was nicht zu unsrer Sache gehört; wie gern ich auch stundenlang davon schwatzte. Und so sage ich denn auch nichts von dem feierlichen Ernst der ganzen überzähligen Versammlung, nicht nur während der langen Vorstellungen, sondern auch schon vor ihrem Beginnen; nichts davon, wie namentlich einige hundert studierende Jünglinge aus Jena, wo damals Fichte, Hufeland, Griesbach, Schütz und andere Männer dieses Ansehens lehrten, vereinigt, mit wohlgewählten Preisgesängen, und, wie zu einem Nationalfeste, geschmückt mit grünen Reisern, einzogen, im Parterre Platz nahmen, dort in größter Ordnung, Stille und mit wahrhaft würdigem Anstand unter einander selbst und gegen andere Anwesende eine

Art Privatpolizei etablierten und zu Aller Zufriedenheit handhabten; nichts von dem Laufen, Drängen und Senden so vieler Personen aller Stände und beider Geschlechte die Tage vorher, nach Werken über die Geschichte des dreißigjährigen Krieges in den Bibliotheken der Gelehrten und vornehmlich in der großherzoglichen, die zu Jedermanns Gebrauch täglich eröffnet ist; viel weniger von der Aufführung selbst, ohngeachtet sie den allervollkommensten Max, der je eine Bühne betreten, in dem früh verstorbenen Vohs darbot, und, bei sehr mäßigem Apparat, durch Sicherstellung, Individualisierung, Ton und Haltung des Ganzen, eine Uebereinstimmung, Anschaulichkeit, Würde und Kraft bewies, wie ich das hernach nie und nirgends, auch in Berlin nicht, weder unter dem ersten aller Wallensteine, Fleck, noch später, unter den glanz- und prachtvollen Darstellungen des Werks, gefunden habe: von alle dem — ach, es wird mir sauer — von alle dem nichts, gar nichts; denn es gehört zwar mit zu unsrer Sache, doch entscheidet es nicht über sie, und würde Dich, lieber C., mehr zerstreuen, als für ihre Hauptpunkte sammlen. Für einen dieser Hauptpunkte halte ich aber Folgendes,

wie unscheinbar es auch Manchem vorkommen könnte. Du weißt: es ist von jeher mein Bemühn, und, daß ich so sage, meine Liebhaberei gewesen, mit offenem Auge und theilnehmendem Herzen unter meinen Brüdern, und zwar von allen Ständen, Culturstufen und Weltverhältnissen, beobachtend umher zu schreiten. Wie ich nun Abends nach zehn Uhr aus dem Theater ging, gerieth ich zufällig unter Jenaische Studenten und Weimarische Männer von mittlerm Bürgerstande; Personen, die unmöglich das Ganze, von denen wenigstens die zweiten wohl nicht einmal den innern Zusammenhang seiner Geschichte, ganz gefaßt haben konnten. Dennoch sah und hörte ich da einen Ernst, und in diesem Ernste ein Feuer, ein Eifern, ein Streiten . . . Ich stutzte, ich horchte: was vernahm ich? vor Allem: Kernsprüche, vom Dichter gewissermaßen epigrammatisch in Verse eingefangen, und gewisse andere hervorstechende Kraftstellen, die Allen angeflogen und sogleich, wenn auch nicht überall wörtlich, haften geblieben waren:

„In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“ —
„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“ —
„O, der ist aus dem Himmel schon gefallen,

„Der an der Stunden Wechsel denken muß!
„Die Uhr schlägt keinem Glücklichen“ —

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
„Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären“ —

„Wofür mich Einer kauft, das muß ich seyn“ —

„Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit:
„Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
„Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“ —

„Stets ist die Sprache kecker, als die That,
„Und Mancher, der in blindem Eifer jetzt
„Zu jedem Aeußersten entschlossen scheint,
„Find't unerwartet in der Brust ein Herz,
„Spricht man des Frevels wahren Namen aus“ —

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
„Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt“ —

„Der Weg der Ordnung, ging' er auch durch Krümmen:
„Er ist kein Umweg“ — —

Und dergleichen mehr. Solche Sprüche nun, solche Stellen; dann, dem Inhalte nach, des Kürassiers Betrachtung des kriegerischen, Maxens Schilderung des friedlichen Lebens, und vieles, vieles Aehnliche: dies wiederholten sie sich, so weit es dem Einen oder dem Andern geblieben war; sie tauschten es gegenseitig aus, sie berichtigten es sich gegenseitig; und nun frisch, aber immer ernst drüber her: „Was heißt das? was will das?

Schön ist's; aber ist's auch wahr? ist's nur aus der Seele dessen, der es dort spricht, oder gilt's überhaupt? gilt's auch für mich? was lehrt es mich? wohin drängt es mich? was kann ich, was soll ich damit machen?“ Daran geknüpft, was der Eine aus eigener Lebenserfahrung dafür oder dagegen hatte: der Andere anders zu sehen glaubte . . . Ja — nein; hinüber — herüber; unter Einschränkung — unter keiner: und so fort, die Einen, bis an die Wohnung, und da noch lange stehen geblieben, und fortbedacht und forterwogen; die Andern in Gasthäusern, und desgleichen. Und, so wahr ich ehrlich bin, am frühen Morgen, der erste Mensch, der in mein Zimmer tritt, der Barbier — fängt er doch wieder vom Wallenstein an, und zwar mit nichts Geringerm, als mit der, sehr bescheiden und ernstlich vorgebrachten Bitte, ich möchte ihm seine Zweifel lösen über einen Punkt, worüber er viel gehört und sich mit Andern besprochen habe, ohne in's Klare kommen zu können — über den nehmlich, ob der Octavio eigentlich ein schlimmer Mensch zu nennen sey oder nicht; wo denn der junge Mann so vieles ganz Specielle und meist Verständige mit so vielem Antheil für und wider

vorbringt, daß gar nicht zu verkennen ist, der Gegenstand war von ihm und seinen Genossen nach bestem Vermögen discutiert worden —— Du lachst? Ich auch; aber sage: kannst Du Dir's anders denken, als daß jeder von diesen aus den Vorstellungen, neben der allgemeinen innern Belebung und Erhebung, und was sich daraus für ihn auch an Genuß im Besondern ergeben haben mochte, noch etwas ganz Bestimmtes hinwegnahm, womit erkennbar sein Inneres bereichert, was, vorher ihm fremd, nun wirklich sein Eigenthum ward, wirklich — ob viel, ob wenig: das messe, der den Maßstab für Geister hat — ich sage: was wirklich ihn geistig förderte, ihn weiter brachte in Einsicht, im Urtheil, in seinen Maximen zum Handeln, und das, wie am Ende Alles, was sich der Geist einmal wahrhaft zu eigen gemacht, nie gänzlich wieder in Nichts versinken konnte? Ich frage Dich: Kannst Du Dir's anders denken?

C. Laß mich schweigen ——

B. Wie Dir die Augen funkeln, lieber Alter! wie dein ganzes Wesen die Fülle der Freude verräth, die Dir dies, selbst noch in der Erinnerung, gewährt! Ja ja: Du hast eine schöne

Zeit gehabt und mit durchgemacht. Diese ist, leider, vorbei.

A. Freund, jede Zeit ist schön und ist garstig. Nur anders ist jede, und in Beidem. Es kommt blos darauf an, daß man jede recht erkennt, und aus jeder für sich das Rechte macht. — Aber bringe mich nicht aus dem Context: ich hab' es mit unserm Musiker zu thun. Ich wollte Dich ersuchen, lieber C.: Nimm das, was ich vom Wallenstein und von seiner Wirkung sagte; setze dagegen, welche unsrer Opern Du willst, meinetwegen die allerschönste; denke sie Dir, trefflich ausgeführt, und, Deiner Erfahrung nach, in ihrer Wirkung und Nachwirkung — ich will noch nicht sagen: wie dort, auf den Mittel-Mann, sogar nicht, auf den Gebildeten — auch für Musik Gebildeten, sondern auf Dich selbst, den höchst-empfänglichen Zuschauer, den Kenner, den Künstler: und Du wirst, so weit es Dir für's Haus nöthig und brauchbar ist — erst empfinden, dann, wenn Du willst, Dir klar machen können, was ich mit der Frage nach Bedeutung, nach Eingreifendem in's Leben und nach Ausdauerndem wollte. Damit hast Du nun auch, was zunächst den Unterschied machen möchte, den Du vorhin

übersahest. Du kannst Dir daraus, wenn Dir's gefällt, auch leicht Mancherlei erklären, was Dir sonst vielleicht nur verwunderlich auffällt; z. B., daß und warum unter gewissen Nationen und in gewissen Zeitaltern, oder unter gewissen Ständen und auf gewissen Bildungsstufen, von allen dramatischen Darstellungen die Oper fast Alles, das Schauspiel sehr wenig; oder umgekehrt, das Schauspiel fast Alles, die Oper sehr wenig — ist oder war; und dergleichen mehr. Die Sache im Allgemeinen genommen, wie wir jetzt thun, muß ich Dir gestehen: mir kömmt's vor — schlecht gegen schlecht, mittelmäßig gegen mittelmäßig, gut gegen gut gerechnet —: die Oper steht im Verhältniß zum Schauspiel, wie das Ballet zur Oper; auch, in wiefern das dritte für die zweite, die zweite für's erste verderbt; und ich glaube, daß das gar nicht anders seyn kann, der Natur dieser Werke und der Natur des Menschen, oder doch beider Beschaffenheit nach. — Du schweigst noch immer?

C. Du weißt: ich bin, wo es klar zu denken gilt, ein langsamer Kopf; ich muß mir Jedes erst nach meiner Art zurechtlegen, und Stück für Stück es verarbeiten, ehe ich mit dem Ganzen

und mit mir selbst fertig werden kann. Unsre Sache ist mir aber nun zu ernsthaft und zu wichtig geworden, als daß ich vorbringen möchte, was mir im Augenblick nur etwa einfällt. Wir sprechen hoffentlich ein andermal weiter darüber.

A. Brav, mein redlicher Junge!

B. Bis dahin möchte aber ich etwas an Mann bringen —

A. Sag' an.

B. Du sprichst von der Oper und ihrem Publicum, wie wir beides eben jetzt, in Bausch und Bogen genommen, besitzen. Gut! Da weiß ich, wenigstens im Augenblick, nichts Wesentliches einzuwenden. Aber ich kann mir doch auch eine Oper — wenn gleich nur denken, die, ohne die ihr eigenen Reize und Vortheile aufzugeben, bis auf einen gewissen Grad der Vorzüge des Schauspiels sich bemächtigte; und dafür, daß sie sich freilich auf engere Gränzen hinsichtlich des Stoffes, und dessen, was zunächst das Denkvermögen anlangt, beschränken muß, was sie nun innerhalb dieser Gränzen darbietet, noch lebendiger, noch eindringlicher, für das Gefühl noch vertiefter, wenn ich so sagen darf, und mithin wohl auch noch widerhaltiger aufstellt, als das Schau-

spiel. Und was ich mir bestimmt denken kann, was keinen Widerspruch in sich selbst enthält, und nicht gegen Natur der Dinge oder des Menschen ist: warum sollte das nicht auch ausgeführt werden können?

A. „Bis auf einen gewissen Grad“ — „Auf engere Gränzen beschränkt“ — dann geb' ich's nicht nur zu, sondern sage Dir, daß es sogar schon dagewesen ist —

C. Wie? was? schon dagewesen?

A. Es versteht sich: auf weit niedrerer Stufe, in weit niedrerer Potenz, hinsichtlich der Dichtkunst und noch weit mehr der Musik, als, wo wir jetzt stehen und welchem gemäß es uns neu geschaffen werden müßte, sollten wir's wirklich bekommen —

C. Sag' nur erst: wo dagewesen? und wann?

A. In Italien, als die ganze Gattung noch nicht lange erfunden war; dann auf einige Zeit, obschon mit weit schwächerer Musik, auch in Frankreich: damals, als verschiedene der größten dramatischen Dichter dieser Länder, zugleich mit der Tonkunst vertraut und ihrer Formen bis zur Geläufigkeit kundig, sich beeiferten, der Oper

edle, treffliche Dichtungen zu liefern, und die Componisten, so wie die Gesangvirtuosen, gar nichts wollten, als diese Dichtungen auf's Lebendigste, Bedeutsamste, Herzandringendste darlegen. Es kann das freilich wieder so werden, und nun allerdings auf weit höherer Stufe und zu weit mächtigerer Wirkung: aber was Alles würde dazu nöthig seyn! Zuerst: ein wahrhaft großer Dichter, mit der Tonkunst unsrer Tage eben so vertraut, wie es die Dichter jener Zeit mit der Tonkunst ihrer Tage waren; und ein wahrhaft großer Tonkünstler, eben so mit unsrer Dichtkunst vertraut, wie die Componisten jener Zeit mit der Dichtkunst ihrer Tage. Beide müßten nun, nicht nur gänzlich vereint über das Werk selbst und alles drum und dran arbeiten, sondern auch in Verhältnissen leben, wo sie, ohne alle Nebenrücksichten und beharrlich durchführen könnten, was Anfangs, ja vielleicht geraume Zeit, bei allen Virtuosen Widerstand finden, und beim großen Publicum wenig oder gar kein Glück machen würde; denn beides könnte gar nicht anders seyn bei etwas so von Grund aus Neuem, und das, sogar schon dadurch, daß es aus dem Ganzen für das Ganze gearbeitet wäre, dem, woran

jetzt Alle gewöhnt sind, geradezu entgegenträte. Solch ein unverrückt festgestelltes und festgehaltenes Ganze müßte es aber werden, möchte es nun heroisch, oder romantisch, oder — als Gegensatz und Parodie von beidem — komisch seyn; es müßte werden — daß ich so sage: die ganze Oper ein einziges, engverbunden fortlaufendes, wie in einer, bald sich hebenden, bald sich senkenden Bogenlinie sich steigerndes Finale, das von den jetzt üblichen Musikformen jede gute, aber nur unter den dann nothwendigen Bedingnissen und Beschränkungen, aufnähme...

C. Was? die ganze Oper Ein Finale?

A. Recht verstanden: nicht anders.

C. Keine ausgeführten Arien, Duette und dergleichen?

A. Ich sage ja: ein Finale, nehmlich im Styl und der Behandlungsart überhaupt, das von den jetzt üblichen Musikformen jede gute, mithin auch diese, nur aber unter den dann nothwendigen Bedingnissen und Beschränkungen, als nothwendige, engverbundene Theile des fortlaufenden Ganzen, in sich aufnähme.

C. Nein; das ist mir doch zu wunderlich.

A. Da sieh', wie schwer es halten würde,

sich jetzt wieder drein zu finden oder gar ihm Hochachtung und Eingang zu gönnen. Willst doch selbst Du, Du, ein Künstler, ein denkender Künstler, nicht dran! nicht einmal an den bloßen Gedanken! Und gleichwohl kann erst so die Oper wieder ein, in sich selbst festgegründetes, in allen seinen Theilen übereinstimmendes, rund, folgerecht und vollständig ausgesprochenes Kunstwerk werden; ein Werk, das uns, ohne Widerspruch der Vernunft und des innern Sinnes, in eine ideale Welt hebt, in einer idealen Welt hält; in eine Welt, wo dann auch die eigenthümliche, einzige Sprache aller Handelnden Gesang ist; ein Werk, wie es in Glucks Geist und Sinne liegen mochte, wie er's aber, auch in seinen besten Opern, nur einigermaßen andeuten, nicht ausführen konnte, da er noch viel zu sehr auf Einzelnes und auf Eigenheiten, obgleich achtbare, des französischen Theatersinnes und Theaterwesens rechnete; auch, gerade herausgesagt, als eigentlicher Musiker zu wenig Reichthum und Fülle besaß, am allerwenigsten aber der Mittel tiefer und beharrlicher Ausarbeitung der Harmonie mächtig war.

C. Sag' das nicht laut; sie würden schreien —

die Gluckisten Ach und Wehe, die Piccinisten — das heißt jetzt, die Rossinianer: Nun, da habt ihr's ja!

A. Was gehet das mich an?

C. Na, mich auch nichts! — Doch nun laß uns auch einen Blick rückwärts in unser Gespräch werfen! Unsre schönen Mozartschen Opern, und was ihnen aus jetziger oder letztvergangener Zeit nahe steht: die würden dann doch veraltet seyn und bei Seite gelegt werden —

A. Sie haben eure Kunst und euch selbst erst dahin gehoben, daß vollkommene Opern, wie wir sie uns denken, wieder möglich; und uns, daß wir, wären sie nur erst da, allmählich wieder dafür empfänglich würden: so lebten sie, so lebte wenigstens, was B. ihren Geist nannte, in diesen und in uns fort; und ist das nicht ein schönes, ein wohlthätiges Leben? Ueberdies, mein Freund: je höher Einer gestellt ist, desto weniger siehet er blos nach einer einzelnen, für den niedern Standpunkt eben offenen Seite hin; desto weiter blickt er umher — oder, wie wir's bezüglicher ausdrükken können: je weniger einseitig, je mehr umsichtig ist er. Und da kann ich keinen Augenblick

zweifeln, daß man jene trefflichen Werke, auch wenn man ihre Gattungen nicht mehr für die besten erkennete, doch nicht würde entbehren wollen; und was sie in der Ausführung und Auszierung vom Moment ihres Entstehens für diesen Moment, der dann vorüber, an sich haben, gern und ohne Störung mit hinnehmen würde, sich an jenen Geist, an die Fülle der in ihnen ausgebreiteten, herrlichen Kunst und zündenden Lebendigkeit, so wie an ihre vielfältigen, ganz eigenthümlichen Reize haltend. So würden sie — sey darum ganz außer Sorgen — gewiß nicht veralten; nur, willst Du es so nennen, nicht gerade mehr in der Mode seyn: und das — wirst Du mir zugeben — wäre nichts weiter, als was Du vorhin selbst das Schicksal aller menschlichen Leistungen nanntest, gegen das gewaltsam sich zu stemmen oder worüber sich grämelnd zu empören, Thorheit sey — —

Doch genug, und nur schon allzuviel, für heute! unterbrach sich der alte Mann und stand auf. Die Luft wird kühl; die Sonne ist im Untergehen. — Ei, mein Gott: wie schön ist sie, die Königin des Tags, eben im Scheiden! Sieh hin! sieh hin! wie groß und hehr blickt ihr Ant-

litz über den fernen, schwarzgrünen Eichenwald herüber, indeß ihr Gewand, weit und reich und zauberisch gefärbt, sich über den ganzen Abendhimmel verbreitet! Das nenn' ich mir ein Abtreten vom Schauplatz! — Aber sie hat auch das Schönste und Beste geleistet, was sie vermocht: mit ihren erwärmenden, erfreulichen Strahlen hat sie Jedes, wohin sie reichen können, durchdrungen, belebt, erquickt, und Alles, was wachsen kann und soll, weiter gefördert. Auch auf uns hat sie wohlthätig gewirkt; auf alle — wie es dort heißt: die Guten und die Bösen, die Gerechten und die Ungerechten, die auf sie haben achten mögen, oder nicht. Sie hat's gethan, mit allen Kräften gethan: nun ist's vollbracht, es werde daraus und damit, was da wolle; und wahrlich, es wird Gutes daraus und damit werden. Jetzt freilich — jetzt geht sie schlafen . . .

Ich verstehe Dich recht wohl, mein lieber Vater, sagte C.; und alle Drei standen eine Weile still. Dann, wie aufgeschreckt aus milder, wohlthunder Stimmung, nahm C. nochmals das Wort:

Vergieb mir, wenn ich's nicht lassen kann,

noch ein einziges Wort hinzuzusetzen, und ein widerwärtiges! Was Du da sagtest, und was uns plötzlich ernst machte und warm zum Herzen drang — das dient sicher und reicht vielleicht auch aus zur Beruhigung in trüber Stunde. Aber, aber — soll unser Einer, wie sie, die herrliche Sonne, das Schönste und Beste, was er überhaupt vermag, auch wirklich hervorbringen: so bedarf es wahrlich nicht blos eines beruhigten Gemüths; es bedarf auch der Begeisterung, des Muths, der Freudigkeit. Woher nun diese nehmen, wenn man voraussieht, was man hervorgebracht, werde zerflattern, nicht nur nach und nach, wie Alles, sondern schnell, wie die Abendwolke dort, die noch vor fünf Minuten schön röthlich und goldbesäumt vor uns schwebte, und nun in eiuen graulichen Dunst zerfließt?

A. Dreh' Dich um! sieh' dorthin! sieh' den köstlichen Flor tausend- und wieder tausendfältiger Baumblüthen! Ich frage Dich, so albern es klingt: Wenn es von Dir abhinge, diesen Blüthenflor im Frühling hervorzurufen, oder es zu unterlassen: wolltest Du es unterlassen, da er ja doch in vierzehn Tagen sicher dahin ist, und, kommt Sturm oder Schlagregen, wohl schon in

acht? Die Welt würde bestehn auch ohne ihn; und die Früchte zur Nothdurft könnten sich auch ohne ihn erzeugen! Wolltest Du? Nein, Junge, Du wolltest nicht! wahrlich, Du wolltest nicht! selbst wenn Du blind würdest und selbst gar nichts davon genössest, wolltest Du nicht! Warum nicht? Weil Du das Schöne liebst, und Deine Brüder liebst! weil Du deshalb, ohne alles Weitere, das Schöne herstellen willst, so weit Du kannst; und Deine Brüder es haben und genießen sollen, wiefern das von Dir abhängt. Daure es lang oder nicht; bring' es Frucht oder keine; achten sie darauf oder nicht: es soll daseyn — Du kannst nicht anders, Du willst nicht anders; es soll daseyn, es soll Frucht bringen können, sie sollen darüber sich freuen können! Nun, lieber Zweifler: Halte Dir das vor; durchdringe Dich davon: gewiß, so kommt auch Begeisterung, Muth und Freudigkeit wieder über Dich, und alle Rücksichten auf Dauer, Aufnahme, Einfluß, und so weiter, sind fort, oder vielmehr, sie kommen gar nicht; es wird Dich wundern, daß sie jemals dagewesen; daß sie eine Weile Dich gestört, Dich verwirrt haben, und Du wirst rufen . . .

C. Ich bin ein Thor! werd' ich rufen, ein unsteter, wetterwendischer Thor! — Hab Geduld!

Ich? mit Dir? sagte A., in ernster Rühzrung. Hab' sie mit Dir selbst, mein Freund; und — höre — mit der Welt auch!

Ein guter Rath Mozarts.

„Ein guter Rath Mozarts?“ — Ja. — „Erst jetzt aufgefunden?“ — Ja. — „Mozart war sonst nicht eben lehrhaftig und rathgeberisch.“ — Gar nicht. — „Er machte vor, was zu machen war: mach' es nun nach, wer's kann!“ — Er hat es auch hier vorgemacht; und damit es Andere nachmachen, übersetze ich es blos in Worte. — „Wird man es so vernehmen wollen?“ — Ich hoffe; wenn es mir gelingt, in voraus Aufmerksamkeit dafür zu gewinnen. — „Wodurch das?“ — Indem ich erst Einiges von dem herrlichen Meister erzähle. —

So lange Mozart lebte, wurde ihm oft, mehr aus unverständigem Preis, als aus neckendem Uebelwollen nachgesagt, er werfe seine Werke, auch die vortrefflichsten, schnell hin; nach dem

Sprichwort: er schüttle sie aus dem Aermel. Auch in die frühern Notizen von seinem Leben, nachdem er gestorben war, ist dies Wort übergegangen; und Bekannte, die nur seines äußern Thuns geachtet, bestätigten es. Ich habe mich bemüht, dies Wort, schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert, aus eigener Beobachtung des Meisters und den sichersten Quellen zu berichtigen, zu widerlegen; und man hat meine Berichtigung gelten lassen. *) Die Sache kommt, wie

---

*) Vergl. Anekdoten aus Mozarts Leben, in mehrern der ersten Nummern des ersten Jahrgangs der Leipziger musikalischen Zeitung. Sie betreffen zum Theil zwar nur kleine, doch scheint mir, charakteristische Vorfälle in dem Leben, oder gelegentliche Aeußerungen des Meisters, von mir in den Wochen, wo (im dritten Jahre vor seinem Tode) mir das Glück ward, um ihn zu seyn, aufgefaßt und sogleich niedergeschrieben, blos um meiner jugendlichen Begeisterung für ihn Luft und Halt zu geben; zum Theil Bedeutenderes, bald nach seinem Tode von seiner Wittwe gleichfalls persönlich mir mitgetheilt. Etwas später konnte ich noch Einiges, und endlich den vortrefflichen Brief Mozarts an den Baron v. P., in denselben Blättern nachtragen. Jene Anekdoten hat hernach ein Ungenannter nachgedruckt; Cramer hat sie französisch, ein Anderer holländisch herausgegeben. Die mei-

dort auch bemerkt worden ist, auf Folgendes hinaus.

Mozart schrieb allerdings nicht gern: nehmlich das Wort im buchstäblichen Sinne, blos vom Stillsitzen und Federführen, verstanden. Dazu mußte er oftmals erst veranlaßt, wohl auch gedrängt werden. Ward er das aber, und war er nur erst warm dabei: so ging's schnell, oft sehr schnell; und doch zugleich, wenigstens in spätern Jahren, mit so beharrlichem Zusammenfassen aller geistigen Vermögen, daß er selten Etwas, und kaum etwas Wesentliches nachher zu verbessern fand. Aber darum arbeitete Mozart nicht so schnell; nicht, wie es den Anschein hatte, leichthin und gleichsam spielend. Was er schrieb, wenn es in's Große oder doch in's Bedeutende gehen sollte, kam ihm selten erst in dieser Stunde zu, und nicht, als fiele es von ohngefähr vom Himmel herab; viel weniger war dies mit der Anordnung und Gestaltung des Erfundenen der Fall. Es war so: Mozart, war er allein, oder mit seiner Frau, oder mit Andern, die ihm keinen

sten sind auch italienisch und englisch übersetzt erschienen.

Zwang auflegten, vor Allem aber auf seinen vielen Reisen im Wagen — hatte die Gewohnheit, fast unausgesetzt, nicht nur seine Phantasie auf neue melodische Erfindungen (Themata, wenn man will) ausgehen zu lassen, sondern auch seinen Verstand und sein Gefühl gleich mit der Anordnung und Bearbeitung solch eines Funds zu beschäftigen; wobei er, ohne es zu wissen, oft summete, ja laut sang, glühend heiß ward, und keine Störung duldete. So machte er ganze Musikstücke im Kopfe fertig und trug sie nachher mit sich herum, bis er znm Niederschreiben veranlaßt ward, oder auch in eigenem Drange sich ihrer entledigen wollte. *) Daher, und da jenes vor-

*) Sein Gedächtniß für Musik war bewunderns-würdig. Einige kleine Vorfälle, die mir genau bekannt geworden, mögen, statt vieler, die erzählt werden könnten, den Beweis liefern. Als vierzehnjähriger Knabe (1770) war er mit seinem Vater in Rom. Clemens XIV. (Ganganelli) war ihm gewogen und ließ ihn mehrmals auf seinen Zimmern spielen. Es war gegen die Osterzeit. Vater und Sohn hatten viel von der Feier der stillen Woche, auch in Hinsicht auf Kirchenmusik, namentlich von dem unsterblichen Meisterwerke des Antonio Allegri, dem zweichörigen Miserere, das jedes Jahr dann vorgetragen wird, erzählen gehört, und der Knabe

hergegangen, konnte seine Arbeit hernach leicht und schnell von statten gehn; ja, er hatte es sogar

---

in seiner Unbefangenheit bat den Papst um eine Abschrift. Das kann nicht seyn, mein Sohn; war die freundliche Antwort: diese Werke sind nicht mein Eigenthum, sondern der Kirche. Der Knabe ging in die einzige Probe, die gehalten ward, hörte mit größter Aufmerksamkeit, eilte nach Hause, und schrieb das Werk nieder. Zur öffentlichen Aufführung nahm er sein Manuscript mit, füllte, gleichfalls blos nach dem Gehör, die Lücken aus, verbesserte manchen Gang der Mittelstimmen, besaß nun das Werk, ganz wie es ist, auf dem Papiere, und war keck genug, es dem Papste in Abschrift zu zeigen. Nun, sagte dieser lächelnd, was Du selbst davonträgst, kann ich Dir nicht nehmen. Es ist wahr, daß die Strophen einander sehr ähnlich sind, wodurch das Auffassen im Gedächtniß erleichtert wird: es ist aber auch wahr, daß dies Auffassen durch den eigenthümlichen, von neuerer Musik ganz abweichenden Gang der Mittelstimmen erschwert wird. Mozart ließ später mehrere Bekannte Abschrift nehmen. Auch an Doles in Leipzig war durch dritte Hand solch eine Abschrift gekommen; und dieser ließ nun uns Schüler den Psalm gewöhnlich am grünen Donnerstage in der Kirche ausführen. Als hernach Burney das Werk nach einer Copie des Originals — wie er nun dazu gelangt seyn mochte — öffentlich bekannt machte: da fand sich's, daß auch nicht Eine Note anders als bei Mozart sey. — Die ausgezeichnete, italienische Violin-

gern, wenn beim Niederschreiben um ihn her Gleichgültiges geplaudert wurde, wozu er dann

———————

spielerin, die hernach als Madame Schlick in Deutschland sehr bekannt geworden und in herzoglichen Diensten zu Gotha gestorben ist, kam nach Wien, spielte mit vielem Beifall bei Hofe und kündigte nun ein öffentliches Concert an, wozu ihr Kaiser Joseph sein italienisches Hoftheater gab. Sie wollte gern auch mit einem noch unbekannten, vorzüglichen Solostück, und, wo möglich, neben Mozart auftreten. Sie ging den Meister bittend an um Composition und Spiel. Gefällig und schnell zur Hand, wie immer, versprach er Beides. Er sann sich eine große Sonate für Pianoforte und Violin aus. (Es ist die treffliche, aus B dur, von einem feierlichen Adagio eingeleitet.) Nun aber das Aufschreiben — das leidige Aufschreiben! Der Tag nahet sich, die geängstete Frau drängt mit Bitten: endlich den Abend vor dem Concerttage erhält sie ihre Stimme, um sie den Vormittag noch einstudieren zu können. Die Versammlung ist zahlreich, die musikalische Unterhaltung schreitet vorwärts: jetzt beginnt jene Sonate und entzückt durch Composition und Vortrag jener Beiden. Da lorgniert der Kaiser aus seiner Loge herunter und siehet, daß Mozart, statt der Noten, ein leeres Blatt vor sich liegen hat. Hast Du es wieder einmal drauf ankommen lassen? sagt ihm der Kaiser hernach. „Ew. Majestät — ja." Hätte Mozart das Stück — ich will noch nicht sagen, eingelernt, sondern nur, mehrmals gespielt gehabt: so wollte das nichts sagen. Aber er

wohl auch sein Wort, meist scherzend und neckend gab.

---

hatte es mit der Virtuosin auch nicht einmal probiert; er hatte es mit der Violin gar nicht gehört! — In seiner Akademie zu Leipzig, drei Jahre vor seinem Tode, spielte er zwei Concerte: das sanftheitere, reizende aus B dur, mit den Variationen aus G moll, das bald darauf gestochen ward, und das glänzende, prachtvolle, aus C dur, das nach seinem Tode herauskam. Was machten wir Anwesenden für Augen, als er, in der Probe wie dann am Concertabende, statt der Solostimme für sich, einen bloßen Baß, hin und wieder mit Bezifferung, Andeutung der Eintritte und Anfang einiger Hauptfiguren, auf's Notenpult legte. Die Solostimmen, sagte er, sind wohlverschlossen in Wien. Auf Reisen muß ich's so machen: sie stehlen mir sonst Abschriften und drucken sie frischweg. Hätte er auf dieser großen Reise, wie sonst Virtuosen pflegen, überall nur dieselben Compositionen vorgetragen: so wäre auch davon kein Aufheben zu machen, selbst wenn er noch jene Baßstimme weggeworfen hätte. Aber er spielte von seinen vielen Compositionen dieser Gattung an jedem Orte die, welche er eben für dies Auditorium am geeignetsten hielt; und dann, welch ein Unterschied, auch für das Festhalten im Gedächtniß, Concerte, wo, wie gewöhnlich, die Solostimme, beginnet sie einmal, durch einen Abschnitt hindurch die Haupt-Melodieen und Figuren allein fortführt, und Concerte, wo, wie bei Mozart, die Solostimme, auf's engste verschlungen mit allen andern, nur die Erste unter Gleichen bildet!

Um nun aber dergleichen Vorarbeiten nicht zu vergessen oder zu vermischen, bedurfte seine leicht zu entzündende Phantasie, seine vollkommene Beherrschung aller Kunstmittel der Ausarbeitung, und jenes sein (für Musik) ausgezeichnetes Gedächtniß, nichts weiter, als kurzer Andeutungen, Schwarz auf Weiß; und zu diesen mußte er stets, vorzüglich aber auf Reisen in einer Seitentasche des Wagens, Blättchen Notenpapier zur Hand haben, welchen nun jene Notizen, jene fragmentarischen Grundrisse, anvertraut wurden; und welche Blättchen, in einer Kapsel wohl aufbewahrt, sein Reisetagebuch eigener Art ausmachten. Dieses ganze Verfahren war ihm, wie es mußte, höchst wichtig; er entzog sich ihm ohne Noth niemals; und wo es von ihm abhing, litt er durchaus nicht, daß Andere ihn demselben entzogen: die Sache war ihm, wie man jetzt sich ausdrückt, heilig. *)

---

*) Dieser Aufsatz stehet, dem Wesentlichen nach, schon in No. 18. der Leipziger musikal. Zeitung vom Jahre 1820. Dort sind ihm mehrere solcher geistvollen Notizenblättchen aus Mozarts musikalischem Reisetagebuche beigelegt, und zwar aus dem Fache der contrapunktischen Studien und Vorübungen.

Jetzt zur Nutzanwendung! Gehen wir bei weitem die meisten der besseren Compositionen deutscher Tonkünstler ohngefähr aus den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren durch: so müßten wir, scheint es, mißwollend oder sehr verstimmt seyn, wenn wir nicht anerkenneten, daß die Kunst reicher und gründlicher Ausführung, oft bis zu bewundernswerther Beharrlichkeit; die Kunst geschickter Handhabung der Formen, auch der seltenen und schwierigen, der angemessensten, sorgfältigsten Instrumentirung, und alles dessen, was, nach dem Vorgange großer Muster, durch treulich angewendetes Talent, viele Uebung und ausdauernden Fleiß errungen und geleistet werden kann — daß diese Kunst jetzt unter Vielen so rühmenswürdig herrschend geworden ist, wie sie es vordem, und seit langer Zeit, nur unter den ersten Meistern und wenigen ihrer vorzüglichsten

---

Wir verdanken die Mittheilung Mozarts zweitem Sohne. Es wäre zu wünschen, daß man uns auch dergleichen aus dem Fache der melodischen mittheilte, wären auch die Melodieen schon in ausgeführten Stücken benutzt. Sie würden eben so anziehend und lehrreich seyn, wie die skitzierten ersten Entwürfe großer Maler, die sie hernach in Gemälden weiter ausgeführt haben.

Schüler oder Nachfolger gewesen; so daß auch, wer sich in dieser Hinsicht schwach oder nachlässig zeigt, nicht mehr geachtet wird, und keinen Eingang findet, wo, ihn zu finden, dem Künstler am Herzen liegen, und wird er gefunden, erfreulich seyn kann. Hat man sich doch verirrt bis zu Hohn und Spott gegen Ausländer von glänzenden Talenten, weil sie, ohne jene vorgenannten Vorzüge errungen zu haben, mit diesen naturalistisch, doch zu lebendigster Wirkung walteten! — Dagegen: an Erfindung, vornehmlich an melodischer; an dem, was man zu nennen pflegt die Ideen oder Gedanken an sich, abgesehen von deren Bearbeitung — sind bei weitem die meisten unsrer Componisten, auch der sonst wahrhaft ausgezeichneten, gegen die frühere Zeit gehalten, eher ärmer als reicher, ganz zuverlässig aber weniger originell und selbstständig, weniger bezeichnend und ausdrucksvoll, daher auch viel weniger manchfaltig und ansprechend geworden; und so ist denn zwar eine gewisse Untadelhaftigkeit der Werke, aber auch, bei aller Verschiedenheit der Bearbeitung des Einzelnen, eine gewisse Monotonie im Ganzen bemerkbar; eine gewisse Monotonie, von welcher man bis zur Trockenheit nicht eben gar weit

hat. Das fühlt man wohl auch im Geheim, obgleich man's übel nimmt, wenn Andere es bemerken; man fühlt es, und um ihm abzuhelfen, oder doch es zu verdecken, greift man zu auffallenden, gewaltsamen, aber entweder nur mechanischen, oder künstlichen und überkünstlichen — mithin in beiden Fällen wieder zu erlernbaren Hülfsmitteln: zu unstetem, den Nichtmusiker verwirrendem Modulieren, zu lärmenden Effecten des Einzelnen und wieder des Einzelnen, wobei ein eigentliches Ganze gar nicht statt finden kann, zu Anhäufung der Instrumente und deren nicht selten übertäubendem Geräusch, zu höchstschwierigen, durch Schwierigkeit spannenden Figuren — kurz, zu Aeußerstem in Aeußerem. Aber jedes Aeußerste, gewöhnlich angewendet, wirkt nicht als ein Aeußerstes, sondern nur als ein Gewöhnliches; jedes Aeußere sättigt bald die Sinne, und gesättigte Sinne verlangen immer noch schärfere Reize: diese aber herbeizuschaffen, wehrt endlich die Natur; denn nur der Geist ist unendlich und das Gefühl. So kommt es denn, was wir nicht selten erfahren, daß den Zuhörern für ein Werk oder seine Ausführung durch jene Hülfsmittel, sind sie nicht ohne Geist angewendet, zwar ein

Interesse beigebracht wird, aber daß ihnen Alles dünkt, als hätten sie es schon gehört; daß ihnen zwar nicht kalt, aber auch nicht warm dabei wird; daß ihnen die ganze Musik, bald blos in's Ohr, bald blos in den Kopf geht, und mit dem letzten Tone verhallt, ohne daß Phantasie oder Gefühl etwas Namhaftes, ohne daß selbst die Erinnerungskraft etwas bekommen hätte, das festsäße, dessen man gern wieder gedächte, das man deshalb öfter zu vernehmen und noch besser zu fassen sich sehnete.

Woher kommt nun dies Verarmen an Erfindung — darf man es der Kürze wegen so hart benennen? Der Italiener ist schnell mit der Antwort zur Hand. Er sagt: Erfindung, wahrhaft eigenthümliche Erfindung, ist blos Gabe des Genie's. Die Deutschen sind überhaupt (einzelne, glänzende Ausnahmen bei ihnen, wie überall, zugestanden) ein Volk ohne Kunstgenie, aber mit tüchtigem Talent, vielen Kenntnissen und großem Fleiß. Diese Antwort wird um so lieber gegeben, weil man flott fortfahren oder doch zu verstehen geben kann: Wir aber besitzen überaus viel Genie, und eben so viel, nur anders gewendetes Talent — wenn wir auch nicht so viele Kennt-

nisse und nicht so beharrlichen Fleiß besitzen; worauf wir aber auch keinen Anspruch machen, weil wir's nicht brauchen. Wir Deutsche an unserm Theile werden wohlthun, auch hier gerecht und bedachtsam zu bleiben; mithin den Italienern in dem ihnen Günstigen, das sie sich nachrühmen, Recht zu geben, so weit es Recht, und es dahin zu stellen, wo es am Platze ist: dagegen aber das uns Mißgünstige immer mehr und immer überführender zu widerlegen, so nehmlich, wie dergleichen widerlegt werden kann — durch die That.

„Wunderlich! das hieße doch durch, nicht seltene, offenbar genialische Werke?“ — Ja. — „Durch Werke, deren Erfindungen an sich, abgesehen von allem Ausführen und Verarbeiten, Genialität beurkundeten, und somit auch an sich, neu, bezeichnend und ausdrucksvoll, eben darum auch manchfaltig und ansprechend wären?“ — Ja. — „Heißt denn das nicht im Ernst ausrufen, was Jean Paul im Scherz: Lieben Herrn, laßt uns nur recht viel Genie haben, dann findet sich's mit dem Andern? kann das, und kann solche Werke der eine Theil bestellen, wie Stücke Fabrikwaare, so oder so gewebt und gemustert:

der andere sie also auf Bestellung anfertigen und sich abzwingen?“ — Gewiß nicht. — „Was nennen wir denn an einem Werke genialisch? Doch wohl, was wir, durch uns selbst genöthigt, anerkennen müssen als etwas, das unmittelbar durch Genie, durch den Genius gegeben worden; was am Ende freilich nur ein hübsches Wort und Bild ist für ein Unbekanntes und Unbildliches, aber für etwas, das uns darum doch leicht kenntlich wird als eine fremdartige, höhere Kraft; als eine Kraft, welche frei wirkt, wo sie will, und nur, wo sie will.“ — Ganz recht. — „Nun? und dann —?“ — Dann sind wird am Punkte, wo wir diesmal zu verweilen gedachten.

Herbeizaubern, sich selbst abzwingen, erarbeiten läßt sich jene Himmelskraft freilich nicht; sie wird gegeben oder versagt; sie ist da oder nicht da: aber, wo sie ist, wo sie — wie eben bei den Deutschen oftmals — ähnlich dem Felsenquell, in dunkler Tiefe ruht: da läßt sie sich aufgraben, da läßt sich ihr Bahn machen, da läßt sie sich dann fassen, säubern und leiten; so wie sie sich im Gegentheil vernachlässigen, verschlemmen läßt, bis sie versickert, endlich versinkt, oder auch,

gemischt mit wildem Gewässer, eher nachtheilig, als nützend dahinströmt.

Einfach und einfältig: Jene oben beschriebene Verarmung an Erfindung, oder Unvollkommenheit des Erfundenen — vorzüglich des melodischen — in vielen jetzigen musikalischen Compositionen, rührt weit seltener her von Mangel an Genialität, als, eines Theils, von sorgloser Behandlung derselben durch eben die, welchen sie verliehen; von lässigem oder träumerischem sich Hingeben an den Augenblick und was er nun eben bringt: andern Theils von Ueberschätzung dessen, was Geschicklichkeit, Fleiß und Geübtheit zu Stande bringen; das Eine aber, wie das Andere, möchte wohl zunächst genährt werden von der Art, wie jetzt die meisten Componisten Musik erlernet haben, Musik treiben, und vielleicht noch mehr von der Weise, wie sie beim Schreiben zu verfahren pflegen.

Laßt uns diesmal bei den beiden letztern Punkten verweilen, doch vornehmlich beim zweiten, denn um diesen ist es uns hier eigentlich zu thun.—

Die Scholaren lernen jetzt gemeiniglich, und besonders lernen die, bei welchen frühzeitiges Talent sich zeigt und welche man deswegen für die

Tonkunst bestimmt — in frühester Zeit, und eine feine Weile hin, nur Stücke kennen, auch mit größtem Fleiß unaufhörlich einüben, welche einzig und allein für richtigen, sichern, geläufigen Mechanismus im Spiele bestimmt sind. Das ist für die Praxis, vornehmlich des künftigen Ripienisten, sehr gut, ja für diesen, bei den großen Forderungen, die jetzt auch an ihn gemacht werden, vielleicht selbst nothwendig und unerläßlich: aber es richtet doch auch gleich von vorn herein allen Sinn entschieden auf das Mechanische und gewöhnet blos daran; und wenn das schon dem eigentlichen Solospiel, was Geist und Seele betrifft, in der Folge nachtheilig werden kann, auch oftmals wirklich wird: *) so muß es der

*) Einer der berühmtesten, und, was Reinheit, Festigkeit, Fülle des Tons, Fertigkeit, Nettigkeit, Sicherheit des Spiels anlangt, der ausgezeichnetsten unter allen Virtuosen, welche jetzt leben, beschrieb mir seine Thätigkeit selbst folgendermaßen. (Er rechnete sich's zum Ruhme; und in gewissem Sinne konnte er's auch.) Ich bin von früher Kindheit an gewöhnt worden, ohne Ausnahme täglich, vier bis sechs Stunden nichts, als Aufgaben — Passagen und andere schwierige Sätze — bis zur größten Vollendung einzuüben. Und so halte ich's noch jetzt; nur daß ich es auf bestimmtere Zwecke ver-

Composition, besonders von Seiten der Erfindung, noch viel nachtheiliger werden.

Sodann: das unendlich viele Notenlesen, hat man schon beträchtliche Fortschritte gemacht; der gar zu hohe Werth, den man auf schnelles, nur richtiges, wenn auch sonst nicht vorzügliches

---

wende. Jeden Winter gebe ich am Ort (er lebte in Paris) ein öffentliches Concert, das meinen Credit anfrischt und mir guten Vortheil bringt; dann reise ich. Jeden Sommer schreibe ich mir für jenen Abend und diese Reisen ein Concert und eine Folge Variationen. Diese neuen Stücke sind es nun, die ich täglich übe; sie fast allein trage ich auch dies Jahr überall vor, wo ich vor Andern auftrete, öffentlich oder in Privatcirkeln. Dadurch wird mir's möglich, das Schwierigste, wie man jetzt es will, zu erreichen, und auch, um der mäkelnden Kritik auszuweichen, es vollendet auszuführen. — Auf meine Bemerkung, daß er in den trefflichen Musikanstalten zu Paris täglich etwas als geistigen Gegenhalt empfangen könne, antwortete er: Diese besuche ich selten; man wird das gewohnt und da reizt es nicht mehr. Aber alle fremde Virtuosen meines Instruments höre ich, um in der Zeit zu bleiben und wohl auch neue Auswege für mein eignes Spiel zu entdecken. — Dieses sein Spiel ist nun auch, wie vorhin gesagt, aber weiter nichts: seine Composition nicht zu tadeln, aber wie oben beschrieben worden.

Spielen sogleich vom Blatt legt; gleichsam das Durchrennen aufgehäufter, immer erneueter Massen von Arbeiten Anderer — darum, das Vernachlässigen oder doch Zurücksetzen des freien Phantasierens und Improvisierens, des eigenen Denkens und Empfindens vor dem Instrumente — das trägt auch Vieles bei, die eigene Erfindungsquelle zu verschütten, oder doch, sie nicht reich und frisch aufkommen zu lassen; Anderes, was dieselben Folgen herbeiführt, nicht zu erwähnen.

Alles das ist nun bei keiner Nation so häufig, als bei der deutschen; jetzt nehmlich, nicht ehemals, wo sie aber auch zu der angeführten Klage weit weniger, zum Lobe des Gegentheils weit mehr Stoff gab. Freilich bricht hohe, überaus kräftige und ganz eigentlich eminente Genialität auch durch diese hemmenden und dämmenden Massen, wie wir das an Jos. Haydn, an Mozart, an Beethoven und einigen Andern gesehen haben, die sämmtlich gleichfalls in frühester Zeit so ziemlich auf jenen Wegen geführt worden sind; ja, solchen Künstlern kann, was Andere drückt oder gar erstickt, sogar vortheilhaft werden, als Stoff, wohl auch als Spiel, für ihren, später

befreieten, nun herrschenden Geist: aber sie machen auch nur eine höchstseltene Ausnahme von der Regel, und über die Regel kann nur die Rede seyn, wo überhaupt von Regeln gesprochen wird; zu geschweigen, daß wir doch nicht wissen können (und jene Geister selbst nicht), ob sie nicht später, besonders durch Opposition gegen das Frühere, doch mehr oder weniger, länger oder kürzer, nach irgend Etwas, vielleicht nach einem Extrem verlocket worden sind, das sie besser vermieden hätten — wie Haydn zuweilen zu schäkerhaftem Tändeln, Beethoven zuweilen zu launenhaften Wunderlichkeiten.

So kommen wir denn wieder dahin, von wo wir vorläufig ausgegangen und wohin wir, wenn auch in Bogen, zurück wollten. Eine Hauptursache jenes unerwünschten Mangels vieler der neuesten, deutschen Compositionen, vornehmlich jüngerer, übrigens sehr achtbarer Künstler liege, sagten wir, in der Art, wie sie gemeiniglich beim Schreiben zu verfahren pflegten.

Wie verschieden auch die Veranlassung oder sonstige Anregung sey: ihr Verfahren kommt auf Folgendes hinaus. Sie tragen mit Vorliebe für jede Gattung ein gewisses allgemeines Vor-

bild in sich, das aus Bekanntschaft mit einer Menge einzelner Vorbilder derselben Gattung sich von selbst gestaltet hat. Gewiß der äußern Kunstmittel (der reinen Schreibart, der Symmetrie der Theile, der Instrumentenkenntniß u. dgl.), und geübt in deren Anwendung, setzen sie, in unzerstreueter Stunde, oftmals kaum nur die innerliche Erhebung und entschiedene Richtung ihrer Kräfte nach einem gewissen Zweck abwartend, sich hin, legen Notenpapier zurecht, und fangen getrost an, frühern Erfahrungen vertrauend, sie werden schon über dem Schreiben lebhafter ergriffen werden und etwas Gehöriges und Taugliches, etwas Achtbares und nicht Mißfallendes, zu Stande bringen. Dies gelingt nun auch sicherlich, stehet es mit ihnen nur sonst, wie es soll: aber immer wird das Product auch nur etwas Gehöriges und Taugliches, Achtbares und nicht Mißfallendes seyn, oder, wird es dennoch mehr, wird es bedeutender und lebendiger: so erreicht es dies — entweder durch Gründlichkeit der Ausarbeitung, oder durch überraschende Effectstellen, durch Reize der Instrumentation u. dgl., zuverlässig aber, und fast ohne Ausnahme, nicht, durch die Erfindung, durch die Ideen an sich, ab-

gesehen von ihrer Bearbeitung; denn diese, wie untadelhaft, anständig, wohl auch zum Zweck passend sie seyn mögen, werden doch nicht wahrhaft neu, wahrhaft bezeichnend und ausdrucksvoll, eben darum auch nur sehr selten manchfaltig und für sich schon ansprechend seyn.

Und das ist auch gar nicht anders möglich; den einzigen Fall ausgenommen, daß in solcher — Schreibstunde, wie durch ein Wunder, der Geist unmittelbar zum allerhöchsten Aufschwung emporgerissen würde, von ihm alles jene Hindernde der Gewöhnung u. s. w. plötzlich abfiele, das Allerbeste und Allerschönste plötzlich herbeikäme, ja Stand hielte und treu bliebe bis zur Vollendung wenigstens der Hauptsachen der Darstellung: ein Fall, der unter Tausenden kaum Einigen, eben den eminentesten Genies, und auch diesen bei weitem nicht immer, ja nicht einmal oft begegnen kann: ein Wunder, ein wahres Wunder — mithin, ein Ereigniß, worauf nie irgend ein Mensch rechnen kann, worauf drum auch kein Besonnener sich jemals verläßt.

Eben darum haben selbst die größesten, gerade auch in der Erfindung größesten Genies, wenn sie nicht zugleich leichtsinnige, lässige, oder

durch Eitelkeit verblendete, sondern besonnene und klare Männer waren, darauf nicht gerechnet, sondern der Momente erster, reingeistiger, unmittelbarer Erfindung, als einer Gabe Gottes, achtsam, freudig und dankbar wahrgenommen, von den Stunden des Ausarbeitens und Vollendens ganz unterschieden; und weil jene Momente so schnell verfliegen, weil, was sie gebracht, so leicht verdampft: so haben sie Hülfsmittel angewendet, es sogleich im Augenblick zu fixiren, um es hernach in den Stunden der Arbeit zu benutzen; sie haben es gemacht, mit kleinen zufälligen Abweichungen in der Art und Weise, wie wir oben von Mozart berichtet haben, wie es von Joseph Haydn und Gluck *) gleichfalls bekannt ist,

*) Joseph Haydn — eben an Erfindung vielleicht der reichste Geist, dessen je die Musik sich zu erfreuen gehabt — als er nach London ging, um in jedem von Salomons Concerten contractmäßig mit irgend einem neuen Stück aufzutreten, nahm solcher Stücke schon verschiedene, fertig gearbeitet, mehrere in vollständigen Entwürfen, und außerdem in einem Taschenbuche eine Menge Themata und Andeutungen mit: gleichwohl fehlte es ihm einmal, und, alles Ringens und Abmühens ungeachtet, konnte er, da jene Hülfsmittel an eben hier Passendem erschöpft waren, auf keine Erfindung

und wie es Beethoven und andere hier zunächst zu nennende Meister gewißlich nicht anders machen werden. Aber, wie schon oft gesagt, bei weitem die meisten, vornehmlich unsrer jüngern Componisten, bei weitem in den meisten Fällen, machen's anders: sie beachten nicht, oder doch nur selten, „die Gunst des Augenblicks;"

---

zum Andante einer Symphonie kommen; so daß er endlich genöthigt war, das schöne Andante eines seiner Trios für Pianoforte, Violin und Violoncell hervorzulangen, und es mit wenigen, nicht eben beträchtlichen Abänderungen für das Orchester zu instrumentiren. Man findet es in seiner Londner Symphonie aus B dur. Keine Frage, daß er, aller Kunst- und Darstellungsmittel wie irgend Einer mächtig, hundert Andantes hätte schreiben können, wenn er hätte verfahren wollen, wie eben die meisten unsrer jüngern Componisten, und nichts damit leisten, als was sie dann leisten. — Gluck, dem der Quell der Erfindung bei weitem nicht so ergiebig floß, trug sich mit einem Operngedicht zuweilen länger, als ein halbes Jahr, in allen Stunden seiner Einsamkeit, auf Spaziergängen u. s. w. bis er für jeden Satz den Hauptgedanken, melodisch und harmonisch, in seinem Tagebuche hatte. Dann sagte er zu seinen Freunden: Meine Oper ist fertig! obgleich noch keine Zeile in Partitur stand; dann erst machte er sich gegen die Theaterdirection verbindlich, und dann schrieb er so ziemlich in Einem Zuge. Auch bei ihm: keine Frage — u. s. w.

vergessen, daß er „der mächtigste von allen Göttern“ ist; vertrauen der selbstgewählten Stunde und sich; verschmähen jene Hülfsmittel, oder vernachlässigen doch ihre Anwendung.

Daß sie nun dies nicht thun möchten: dafür sie zu gewinnen, nicht durch meine Worte, sondern, was ihnen viel wichtiger seyn wird und seyn muß, durch Vorgang und Vorbild der größesten, der von ihnen selbst verehrtesten Meister: das ist mein Wunsch mit diesem Aufsatze. Einige der achtbarsten unter den jüngern Componisten, denen ich, was er enthält, in zutraulichem Gespräch mitgetheilt hatte, und die, früher auch auf dem jetzt gewöhnlichen Wege, hernach jene Vorbilder nachgeahmt haben, sind der überaus günstigen Wirkungen dieses Verfahrens eben so innen geworden, als wir an ihren spätern Werken: warum sollte das nicht auch bei Andern der Fall werden können? Zu bemerken, daß er es geworden, würde ein reicher Lohn für mich seyn.

III.

Vermischtes.

Der Mensch bestehet aus zwei Theilen: aus Ernst und Scherz.

Jean Paul.

Der siebenzigste Geburtstag.

Es stürmt und tobt draußen; der Schnee liegt eine halbe Elle hoch, und immer mehr wirft's herunter; im Schlot heult's, im Windöfchen lacht's, am Fenster schrillt's: ich, Erdmann Gotthilf Schneusler, wohlemeritierter und zur Ruhe gesetzter Domorganist allhie — so weit nehmlich Chira- und Gonagra, benebenst laufender Gicht, mir Ruhe lassen — ich kann, leider, eben heute nicht zum Früh-Gottesdienst gehen und muß meinen siebenzigsten Geburtstag zu Hause feiern, allein, nur im Beiseyn dessen, der ihn mich gnädiglich erleben lassen. Mein Morgengebet hab' ich vollendet; die heut' angemessenen Capitel, XI., XII., XIII., aus der Epistel an die Hebräer sind gelesen: nun möcht' ich meine

eigentlichen Geburtstags-Betrachtungen beginnen. Aber da regt sich der alte Adam in mir und reißt meine Gedanken bald da-, bald dorthin, zu den disparatesten Dingen; und je mehr ich mich darüber ärgere, je schlimmer wird's. Ich will ihn zwingen, ich will ihn bändigen, den alten Satan: schreiben will ich, schreiben. Das Schreiben, außer der Noten, ist mir mein Lebelang sauer geworden: so wird's von dem Umherflackern mich sammlen; und bin ich nur einmal im Zuge, so will ich auch bei der Stange bleiben, und allenfalls mich cujonieren dazu. Vielleicht — wer kann's wissen? — vielleicht kommt sogar 'was von rechtschaffenen, vernünftigen Gedanken auf's Papier. Wo nicht, so sieht wenigstens der liebe Gott, daß ich mein Möglichstes gethan habe.

Woran knüpf' ich denn aber meine Betrachtungen? wovon geh' ich aus? Nun: wenn man seinen siebenzigsten Geburtstag feiert, doch wohl am natürlichsten von der 70! und das heißt: von der 7 und von der 0. Ist man aber zugleich ein gewesener Domorganist: so denkt man an diese Zahlen vorzüglich in Hinsicht auf die edle Tonkunst.

So laß dich denn näher betrachten, du höchstmusikalische 7! Hast du doch obendrein mit

mir selbst große Aehnlichkeit, indem du ungerade bist, und fast so eckigt und schief gezogen erscheinst, wie ich von der leidigen Gicht. Was denn? Aehnlichkeit — nur darin? Aehnlichkeit — nur mit mir? Das war blödsichtig; das war engbrüstig. Weg damit! höher hinauf! Du bist ja, musikalische Sieben, wie sich nun mit Eins mir darstellt, ein Bild des armen Menschen überhaupt. Und welch ein treffendes, welch ein umfassendes, und auch, welch ein erbauliches Bild! Wie trittst du denn auf in der Welt harmonischer Tonkunst? Jeder meiner Generalbaß-Schüler erfährt schon iu den ersten vierzehn Tagen: jetzt groß, jetzt klein, und das beides durch deine Natur; jetzt vermindert, und das durch verfeinerte Kunst. O Mensch, Mensch: ist es denn im Geringsten anders mit dir? Heute, wie groß, in deinen Gedanken und Gefühlen, in deinen Hoffnungen und Entwürfen, in deinem Glauben, in deiner Liebe, in deinem Aufwärtsdringen! Da möchtest du die ganze Welt umkehren in's Bessere, oder wenigstens, was du davon erreichen kannst; und dich selbst auch, mit Einem Ruck. Alles soll anders, viel lichter und schöner, ja unvergleichlich werden; und du begreifst kaum,

wie man so dumm und faul habe seyn können, die unscheinbare, morsche Rummelei bisher noch auf dem alten Fleck zu lassen; und dich dazu. So heute; aber wie morgen? Da siehest du überall Hindernisse und Schwierigkeiten, Humpelei und Flickerei; nur Mangel und Erbärmlichkeit, in dir, außer dir; da fühlst du dich wie ein einzelnes der Millionen dürrer Sandkörnchen am Ufer des Meeres, oder auch wie eine der Millionen Wellen in ihm, deren keine, wenn sie nicht früher zerschellt, sich öfter zu heben vermag, als zu vier Ansätzen (das sind die vier Alter deines Lebens), und dann ganz sicherlich sich auflös't in die allgemeine Masse; da nimmt der Zweifel überhand, wo nicht die Verzweiflung; da willst du Jedes aufgeben, dich von Jedem zurückziehn; es fällt aller Lebensmuth, alle Lebenslust dahin, und glücklich genug, wenn du dabei nicht selber hinfällst mit der Nase in den Schmuz! Wie klein! wie klein! Dort: laut, scharf, hinaufdringend — C, h; hier: schwach, gedämpft, herab sich senkend — C, b.

Nun: es ist einmal so; das Menschenherz, sagt die Schrift, ist nun einmal ein trotzig (C — h) und verzagt Ding (C — b): aber du brauchst

darum nicht zu verzweifeln oder dich zu schmähen; denn es ist so, eben wie bei der Septime, nach deiner Natur, der zweigestaltigen. Diese hast du nicht von dir selbst, sondern von Dem, der Alles kann; und der deshalb, hätte er sie anders gewollt, sie auch anders gemacht haben würde.

Aber, aber — dabei bleibt's nicht: die 7 wird ja auch noch vermindert; das heißt: kleiner als klein; und das durch verfeinerte Kunst, auch wohl Künstelei und Genuß an schreiender Schärfe. Da liegt der Hund begraben; und da wird's noch ganz anders, mit dir, wie mit der Septime. Cis — b: höre nur, wie das einschneidet, wie grell es ist, wie es abstoßen und schmerzen müßte, wäre man's nicht gewohnt worden! Gewohnt worden — ja ja! Ist dies doch jetzt das Lieblingsintervall, das alle Augenblicke vorkommt und in den verschiedensten Lagen (ich schreibe doppeldeutig, ohne es zu wollen), besonders bei der heftigen Jugend (dito). Das sind denn die scharfen, die nach innen und außen ätzenden, nagenden, fressenden Begierden, und ihre Folgen — Eigensucht, Geiz, Neid, Erbitterung, Verkleinerung, Hohn, Tücke, et caetera, et caetera.

Und doch ist das noch nicht Alles; es führt vielmehr erst zur Hauptsache vernünftiger Betrachtung und ächter Musik-Schule. In dir, Septime, in allen diesen deinen Verhältnissen: wie du dich auch zeigest, wie du gestellt oder gewendet werdest — in dir ist nirgends und niemals Ruhe, nirgends und niemals Friede, nicht einmal ein fester Stand, viel weniger ein glücklicher Schluß. So ich, so wir Alle; und unausweichlich. Nirgends und niemals Ruhe: mithin überall und immer Unruhe; nirgends nnd niemals Friede: mithin überall und immer Unfriede; nicht einmal ein fester Stand: mithin Unbestand; viel weniger ein glücklicher Schluß: mithin ein unglücklicher! Und zu einem Schlusse muß es ja doch! zu ihm müssen wir Alle; vollends ein Domorganist, der seinen siebenzigsten Geburtstag feiert! Was soll denn nun werden — daraus und damit? Du lehrst es klärlich, ehrliche 7, und selbst die schlechteste Generalbaß-Schule lehrt es klärlich: früher oder später, aufgehalten oder nicht (schon wieder: ut supra), mußt du unvermeidlich in ein Anderes hinüber; und zwar: wie geschieht das? Das ist der Punkt! Wo du groß bist, sollst du hinauf, in das reinste, in das

allein vollkommen reine Intervall — in die Octav, die ja nichts anders ist, als die Wiederholung des Grundtons und Grundes, von wo Alles ausgegangen und wohin Alles zurückgeht: wo du klein bist oder gar vermindert, sollst du herunter, in einen mildern, sanftern, gleichsam in einen demüthigen Accord. Dann gleicht sich Alles aus; es kehrt Beruhigung, es kehrt Friede ein; ein fester Stand ist eben in jener Erhöhung oder Erniedrigung schon selbst gegeben; und es kann sogleich ein glücklicher Schlußfall folgen, wenn nehmlich der Meister es will. — Nun frag' ich: Ist es denn nicht so auch mit uns Menschen? oder vielmehr: soll es nicht mit uns so seyn? Es ist — es soll; und so offenbar, auch läuft die durchgängige Anwendung so von selbst in die Hände, daß es eines Zusatzes gar nicht bedarf.

Eben darum verlass' ich die 7 und komme zur 0. Von ihr wird wenig zu sagen seyn. Null, an sich, ist Nichts; auch in der Musik brauchen wir sie nur bei Bezeichnung der Fingersetzung auf Geigen-Instrumenten, um anzudeuten, daß die leere Saite und gar kein Finger genommen, daß gar nicht gegriffen werden soll: sie bedeutet also auch hier ein Nichts. Wahrlich, wie der Mensch,

und all sein irdisches Seyn und Wesen, an sich, gleichfalls Nichts ist und Nichts bedeutet. Es kommt darauf an, wohin er sie, die Null, und wohin er sich stellt: freilich, dann kann sie und kann er von großer Bedeutung werden. Z. B. meine 7=0! Die 7 ist immer (das hab' ich oben vergessen) für eine Zahl gehalten worden, die, so wie die 3, Heiliges andeutet. Setze ich nun die 0, und setze ich mich 0, der 7, dem Heiligen, vor: so bleibt sie Nichts, und ich bleibe auch Nichts. Setze ich aber sie der 7, und mich dem Heiligen, nach: dann, dann steigen wir alle Beide; und nicht einmal als Einer, sondern gleich als Zehner. Wie natürlich! wie einfach! wie offenbar und gar nicht zu leugnen! Und gleichwohl ... Was ist dir denn, alter Gotthilf, daß du bei diesem deinem Gedanken lächeln mußt und doch zugleich das Wasser dir in die Augen tritt? denn der Fleck, von dem die Worte da gelaufen sind, ist ein dicker Thränentropfen, der dir unvermuthet über die dürren Backen auf's Papier entfallen ist. Was mir ist? O Gott! hab' ich denn mich 0, mich Nichts, der 7, dem Heiligen, wirklich nachgesetzt? und nicht vielmehr vor — in der halbverträumten, halbvertändelten Kna-

benzeit? in der eiteln, trotzigen, sündhaften Jugend? im hoch- und zornmüthigen, harten und lieblosen, selbstvertrauenden, pochenden Mannsalter? Und halt' ich denn selbst jetzt einen festen Stand hinter der 7? auch wenn die Sorge oder der Zweifel über mich kommt, oder auch der Gichtschmerz? wenn ich mich vergessen fühle von Denen, die ich liebe, gemäkelt und gehöhnet von Denen, die von mir gelernt, aufgereizt von Denen, die jetzt eben so sind, wie ich ehemals selber war? ja sogar — o pfui! pfui! — wenn ich nur einmal hinter die Flasche gerathe, oder „sitze, wo die Spötter sitzen?“ — Gotthilf! Gotthilf! wie wird dir? was hockst du noch hier, und brütest, in dem bequemlichen Lehnstuhl? Nieder mit euch, ihr alten, steifen Knochen! Nieder! „Gott — hilf!“ — —

Nach etwa zwei Stunden kam die alte Lene, des Organisten Haushälterin, Dienerin und Alles in Allem, wie gewöhnlich, mit dem Speisezettel aus dem Gasthause, um Erkundigung einzuziehen, was für den Mittag belieben möchte. Sie fand den alten Herrn im Lehnstuhl, ruhig, heiter vor sich hin lächelnd, und ungemein freundlich. Das Beste, sagte er, hab' ich eigentlich

alleweile schon genossen; mit dem Andern ist mir's eins: nimm einmal, was Dir beliebt. — Ihr beliebte stets das Wohlfeilste: so auch heute; und Vater Gotthilf war's zufrieden. Aber sie lachte dabei wunderlich in sich hinein; was ihm auffallen mußte, da sie sonst nie lachte. Im Gegentheil! Was lachst Du denn? fragte er. „Ich lache nicht: ich meine nur so!" — „Nun, was meinst Du denn?" — „Ich meine nicht: ich bin nur so!" — Damit ging sie, und der Alte, der sonst ihr wohl eine Apostrophe nachgesandt haben würde, schüttelte heute blos das Haupt. Dann legte er sich einige Bogen seines feinsten Papiers zurecht, heftete sie zusammen, siegelte das Ende des Fadens an, und — machte sein Testament.

Es war eine wundersame Schrift, gemischt aus Beweisen tiefernsten, großartigen Sinnes und heiter sich auslassender Laune. Man las, zum Beispiel:

Meine nächste Erbin ist, wie billig, meine Mutter — die Erde. Sie kommt am schlechtsten weg; denn was ich ihr hinterlasse, meinen Leib nehmlich — der ist ein arg verwittertes, sehr abgebrauchtes Stück, das ihr kaum taugen wird, auch nur dem Pflaumenbäumchen, oder was sonst

der Meister Todtengräber daneben setzen mag, einige Nahrung zufließen zu lassen. — Meine zweiten Erben sind meine Brüder; das heißt: die Menschen allzusammen. Ihnen lasse ich, wie ich ja muß, was ich im ganzen, langen Leben vollbracht habe: das Gute, (wäre dessen nur mehr!) daß es bestehe und fortwirke zu ihrem Heil und ihrer Freude; das Böse, (wollte Gott, dessen wäre wenig oder gar nichts!) daß seine Folgen versinken in Nacht, und sie, wenn ich bitten darf, seiner nicht weiter gedenken, als nöthig, um sich selbst davor zu hüten. — Meine auserlesene Musikaliensammlung, worin die Hauptwerke aller großen Meister Deutschlands und des ältern Italiens, meistentheils von meiner Hand reinlich geschrieben, und von allem Besitzthum das Einzige, was mir lebenslang theuer gewesen, bekommt der hiesige Dom, den ich vierzig Jahre mit Orgeltönen der Andacht und heiligen Freude erfüllet habe: doch bekommt er sie unter der Bedingung, daß jedes dieser Werke Jedem, der es verlangt, zum Studium oder zum Genuß geliehen werde; wobei ich jedoch anrathe, sich immer ein Scheinchen ausstellen zu lassen, maßen viele Musiker und Musikliebhaber es mit den Noten

Anderer meinen, wie der Bauer mit den Aepfeln auf des Nachbars Baume: was man zu eignem Verbrauch wegbringen kann, ist nicht gestohlen. — Die goldene Dose, die ich von unserm gnädigsten Landesvater für mein Te Deum zu seinem Regierungsantritt erhalten habe — mein einziges Pretiosum — erhält mit sammt dem huldreichen Handschreiben, so darin befindlich, mein jetziger Substitut und muthmaßlicher Nachfolger im Amte, und zwar dafür, daß er mich bei seiner Anherokunft durch seine große Geschicklichkeit, scharfe Kritik und sein Fortgehen mit der Zeit, das ich aus Stolz vernachlässigt, so ungeheuer geärgert, damit aber, unbewußter Weise, mich allmählich zur Selbsterkenntniß und Demuth angeleitet hat. Gott gebe ihm ein frohes Leben und segne seine Andacht auf der Orgelbank. — Meine übrige, fahrende oder sonstige Habe bleibt meiner treuen Lene, die bis jetzt acht und dreißig Jahre mit eben so viel Liebe, als Keifen (und das heißt: mit sehr viel), bei mir ausgehalten hat. Man soll Alles versilbern, aber den Erlös nicht ihr auszahlen — denn sonst hungert sie, trotz allem Gelde — sondern sie in das hiesige, treffliche Versorgungshaus einkaufen, und von

dem, was übrig bleibt, ihr wöchentlich etwas zur freiwilligen Recreation reichen; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß, so oft Klage einläuft, sie habe sich mit andern Spitalweibern u. dgl. gezankt, diese Recreation für die laufende Woche ihr entzogen und der Aeltesten in der Anstalt zugewendet werde — —

Als diese Schrift zierlichst überschrieben und sorglichst untersiegelt war, fühlte (wie irgendwo steht) der alte Junggesell sich wie ein junger Altgesell und faßte demnach den Entschluß, ein gewisses Billet an den Herrn Superintendenten abzufassen und sogleich durch die ehrliche Lene, ihres Kopfschüttelns ungeachtet, abzusenden. Du wartest; Seine Hochwürden werden Dir Antwort heraussagen lassen — befahl er ihr. — Es wäre gut; brachte Lene zur Antwort. Es ist auch gut, versetzte der Alte. —

Indeß war die Mittagsstunde herangekommen und es befremdete ihn, daß Lene, die sonst Nichts erwarten konnte und, oft zu seinem großen Aerger, Alles zu früh machte, diesmal nicht kam, das Tischchen zu decken. Eben wollte er sie erinnern, als sie im Sonntagsstaate hereintrat und

begann: Na, hab' ich's nicht gesagt? — „Was hast Du gesagt?“ — „Nichts hab' ich gesagt: aber gelacht hab' ich!“ Und damit schritt sie unaufhaltsam quer durch die Stube hin und öffnete angelweit die Thür, die zu dem Prunk- und ehemaligen Musikzimmer führete. Was sahe hier der erstaunte Siebenziger? Immitten eine reich besetzte, schön geschmückte Tafel; darumstehend eine Gesellschaft von vierzehn der angesehensten Personen der Stadt, sämmtlich in Feierkleidern, und sämmtlich ehemals seine Schüler oder Schülerinnen. Ein lautes: Lebe hoch! empfing ihn. Dann trat die blühende Tochter des Bürgermeisters, ohnehin sein Liebling, herzu, umwand seinen fahlen Pelzschlafrock mit Blumenketten, und sprach dazu ein artiges Gedichtchen; ihr Vater überreichte ein Prachtexemplar der Composition unsers Alten, die dieser selbst für seine beste zu erklären pflegte, auf Kosten der Gesellschaft schön lithographiert, die ganze Auflage in der Mitte des Tisches aufgethürmt, mit einem Lorbeerkranze geschmückt; und indem Vater Gotthilf die Gabe empfing, sangen die besten Stimmen den sanftheitern Lieblingssatz daraus: Auditui meo dabis gaudium et laetitiam, et exultabunt ossa

humiliata. *) — — Der alte Mann breitete die Arme gen Himmel und Freudenthränen sickerten langsam über die Furchen seiner verfallenen Wangen herab. Sprechen konnte er nicht. Man hatte das vorausgesehen, und damit es ihm nicht zu viel würde, kam man liebevoll ihm entgegen, zog ihn in den Ehrensessel am Tisch, und wendete das Gespräch in's Heitere — —

Wir überlassen die wohlwollenden, liebevollen, in ihrem Wohlwollen, in ihrer Liebe überaus glücklichen Menschen sich selbst, und führen nur an, daß, als gegen das Ende der Tafel der Bürgermeister seinen köstlichen Familienpokal reichen ließ, ihn mit dem edelsten Rheinwein füllete, den Anfang machte, bei einem vollen Zuge auf unsers Alten Wohl einen guten Spruch auszubringen, Jedes nun diesem Beispiele gefolgt war, Vater Gotthilf mit dem Ausdruck hoher, aber ernster Begeisterung, den man wohl Verklärung nennen dürfte, sich von seinem Sitz erhob

*) Nach Luther: Laß mich hören Freud und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du geschlagen hast. Aus dem Psalm: Miserere mei, Domine.

und mit ungewöhnlich kräftiger Stimme ausrief: Preis und Dank dem Herrn des Lebens, daß er mich Unwürdigen diesen Tag hat sehen lassen! Preis und Dank den hier Versammleten, daß sie mir Einsamen diesen Tag so haben verherrlichen wollen! Preis und Dank unser aller Freundin, der Tonkunst, daß sie mein ganzes Leben mir treu geblieben, es nicht umsonst hat hinfließen lassen und auch mir solche Freunde geworben hat! Preis und Dank aber auch dem Herrn des Todes, hat er mir eine nicht allzuschwere Abschiedsstunde vorbehalten! Doch nein (setzte er noch feierlicher hinzu): auch wenn er es schwerer über mich beschlossen haben sollte, ihm Preis und Dank! —

Kaum hatte man sich von der Tafel erhoben, so begann, an dem kurzen December-Tage, der Abend hereinzudämmern. Da trat der Alte kräftig und fröhlich mit folgenden Worten auf: Meine verehrten Gönner und Freunde! Ich konnte nicht wissen, daß Sie zum heut'gen Tage mir solch eine schöne Festlichkeit bereiten würden; und so hatte ich mir selbst eine einfachere auf eigene Hand bereitet. Ich hätt' es aber wohl auch gethan, wenn ich jenes gewußt hätte. Ich wollte mich diesen Nachmittag noch einmal — bei ver-

schlossenen Thüren, versteht sich — auf der großen Domorgel satt spielen; wogegen auch der Herr Superintendent nichts einzuwenden gehabt hat. Das soll nun alleweile geschehen; und wenn's Ihnen beliebt, so sind Sie, Sie allein, meine Zuhörer. — Alle bemüheten sich besorgt, ihm dies Vorhaben auszureden; er ließ sich aber nicht wankend machen. Es wird Sie sehr angreifen, sagte man; ja, erwiederte er, aber noch mehr erheben; und ist man erhoben, so ist man auch stark. „Die kalte Kirche! die kalten Tasten!“ „Ich will mich schon warm spielen.“ Und so fort. Man vermochte nichts, als ihn möglichst zu verwahren und ihn im Wagen zum Dom zu bringen. Sein ganzes Wesen war Begeisterung und Freude, als er die harte Orgelbank bestieg und die vertrauten Register anzog. Er verlangte, daß die Gesellschaft sich untenhin, in das Schiff der Kirche, begeben sollte: das that sie denn auch, bis auf den Bürgermeister und einen andern Freund, einen Arzt, die durchaus nicht von ihm gingen.

Unten saßen nun die Uebrigen in den finstern Hallen des erhabenen, alterthümlichen Doms, von dem nur die eine Seite der, dem Orgelchor

nächsten Säulen durch die wenigen Lichter oben spärlich erhellet war, indeß die andere tiefschwarze Schatten in die dunkelnde Nacht hin warf. Todtenstill saßen sie und mit bänglich klopfenden Herzen. Da rief oben der Alte überlaut: Im Namen Gottes! und gleich darauf brausete der erste gewaltige Accord des vollen Werks daher und griff in die Seelen bis zum Schmerz.

Vater Gotthilf begann mit einer freien Phantasie. Wunderlich waren die Melodieen erst durch einander geworfen, zerstückt, scheinbar ohne Ordnung und Folge: noch wunderlicher, oft kühn und überraschend, die Wendungen der Harmonie. Nach und nach ward aber Alles geordneter, folgerechter, übersehbarer. Nun hielt er nur die besten und edelsten Gedanken fest; nun von diesen wieder nur die besten und edelsten: endlich nur zwei einander correspondierende, den einen in großen, vollwichtigen, den andern in kürzern, gehenden Noten; und so führte er diese beiden zu einer stetigen, mächtigen Fuge fort. Jetzt, nach langem, unbeweglichem Orgelpunkt, der einfache, vollgriffige Kirchenschluß in Händels Weise. Ha! rief er den Freunden an seiner Seite zu, athmete tief, richtete das Antlitz

empor und streckte den Körper — hab' ich's nicht gesagt? Warm durch und durch, wie vor vierzig Jahren! — Ja ja, lieber Alter, sagte besorgt der Arzt; nun aber Ruhe und Maß! — Ganz recht, erwiederte er; nun Ruhe und Maß: aber für die Knochen, nicht für den Geist! Und bei diesen Worten stieß er die Menge der Register hastig ab, so daß er nur einige Flötenstimmen für das eine, einige sanfte Rohrwerke für das zweite Manual, und einen Sub- und Violon-Baß für's Pedal behielt. Mit diesen begann er nun, mild und lieblich in der Erfindung, aber sehr ernst und kunstreich in der Ausführung, den Triumph und Stolz seiner selbst und aller großen Orgelspieler seiner Jugendzeit: ein in allen Stimmen durchaus obligates, enggebundenes Trio. Die Hauptmelodieen schienen den Zuhörern auf einen alten Kirchenchoral anzuspielen: sie konnten sich aber dieses Chorals nicht entsinnen, bis der Meister ihnen selbst darauf half, indem er, nach Vollendung des köstlichen Satzes, die Stimmen mit einigen ernsten, blos acht- und sechzehnfüßigen Registern verstärkt, in Luthers düstererhabene Melodie überging: „Mitten wir im Leben sind“ — Seine Augen leuchteten, seine Hände zitter-

ten; der Arzt wollte ihn mit Gewalt aufhalten: er blickte ihn heftig an, griff in die Tasten, rief vor jeder Zeile die Worte laut aus:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen —
Wen suchen wir, der Hülfe thut,
Daß wir Gnad' erlangen —
Das thust Du, Herr, alleine — —
Heiliger Herre Gott —
Heiliger starker Gott —
Heiliger barmherziger Heiland —
Du ewiger Gott —
Laß uns nicht versinken
In der letzten Todesnoth . . .

hier ein Kreisch unharmonischer Töne, von krampfhaft zuckenden Händen gegriffen, und zurück sank der Alte in die Arme der beiden Freunde — —

Man that, was man konnte: er war starr und todt. Man trug ihn hinab, brachte ihn zum Kirchner nebenan, that auch hier alles Mögliche: er blieb starr und todt.

Weinend und im Tiefsten erschüttert stand die ganze Gesellschaft um sein Lager, bis der Bürgermeister das Wort nahm. Hinweg mit Trauern und Wehklagen! sagte er. Sterben muß, was lebt: und kann man leichter und schöner sterben,

als unser Freund? Laßt uns wiederholen, was er selbst diesen Mittag rief: Preis und Dank dem Herrn des Lebens und des Todes: er hat den leichtesten, ja den seligsten Abschied über ihn beschlossen gehabt! — Da fielen die Versammleten einander in die Arme und sprachen leise: Preis und Dank!

Nach drei Tagen begleiteten sie den Entschlafenen zu seiner Ruhestätte. Sie hatten im Sarge ihn mit jener Geburtstags-Blumenkette umwunden, und jenes Prachtexemplar seines Miserere mei, Domine, ihm als Hauptkissen untergelegt. —

Die Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst.

Der alte Pfarrer an seinen jungen Neffen.

... Und so wären denn diese ökonomischen und Familien-Angelegenheiten, Deinem Wunsche und meiner Neigung gemäß, geordnet. Aber auch ich habe etwas auf dem Herzen, das ich, wenn nicht nach Deinem Wunsche, doch nach meiner Neigung, geordnet sehen möchte. Der ernstheitere Herbstmorgen ist ganz geeignet zu dergleichen Mittheilungen: so wende ich mich denn weiter an Dich — lehrhaftig, denn ich bin nun einmal ein Lehrer, und umständlich, denn ich bin nun einmal ein alter Mann.

Deine beiden letzten Briefe nehmlich verrathen — wie nenne ich's nun, ohne Dich zu verletzen? — einen gewissen unbestimmten Groll und Mißmuth, ein gewisses Eifern und Kämpfen ohne einen erkennbaren Gegenstand; und dies im Wechsel mit Mißtrauen gegen Dich selbst, mit Muthlosigkeit, wo nicht Verzichtleistung, ohne eine klar ausgesprochene Ursache. Wie kommst Du dazu, mein Julius? Du, der ein und zwanzigjährige Jüngling, gesund, in freigewähltem Berufe, umgeben von wohlwollenden Menschen, und auch sonst vom Geschick auf manchfaltige Weise begünstigt? wie kommst Du dazu, ohne daß sich irgend etwas mit Dir oder um Dich geändert hat — wie Du ausdrücklich versicherst? Hüte Dich, mein Sohn, daß nicht das Grundübel der Zeit — Selbstsucht, nicht mehr, wie sonst, bewußtlos, aus Naturtrieb, sondern mit Bewußtseyn und Selbstrechtfertigung — Dich, wie so Viele, ergreife und Deiner um so leichter mächtig werde, je edlern Charakters die Maske Dir erscheinen mag, hinter welcher es Dir vielleicht nahet. Hüte Dich; Dein gesammter innerer Mensch würde sonst schwer gefährdet, und mit Deiner Kunst, was nehmlich mit Ehren also

genannt werden darf, würde es bald am Ende seyn. Zwar giebt es — wie sollte ich das nicht wissen, auch aus täglicher Erfahrung an mir selbst? — zwar giebt es allerdings eine Unzufriedenheit eben des bessern Menschen mit sich selbst; wie es dort heißt: „eine göttliche Traurigkeit,“ welche „eine Reue wirkt, die Niemand gereuet;“ und der Künstler, der es wirklich ist, so wie der Dichter, mag wohl, seiner Natur und gewohnten Thätigkeit nach, von ihr zuweilen noch heftiger ergriffen werden, als wir Andern: aber diese Unzufriedenheit äußert sich, auch bei ihm, keineswegs, wie die Deinige; es müßte denn einmal in besonders aufgereizter, schwacher Stunde seyn. Nun fehlt ja Dir aber, wie Du das selbst gestehst, die besondere Aufreizung; und die schwache Stunde hat sich bei Dir in fünf Wochen ausgedehnt: denn so viel Zeit liegt zwischen Deinen beiden Briefen; ja, vielleicht ist sie noch heute nicht vorüber. Das, mein Julius, darf nicht seyn; und noch weniger, so bleiben. Höre darum geduldig, wenn ich mich hierüber gegen Dich ausspreche, so gut ich's vermag, und in der Art, wie ich's einmal gewohnt bin. Ist diese Art nicht die anziehendste, indem sie die

Sache überhaupt, nicht in unmittelbar-persönlicher Richtung betrachtet: so ist sie doch die angemessenste; denn es wäre wenigstens möglich, daß ich Dich falsch verstünde; und geschähe dies auch nicht, so schont sie Deine Empfindlichkeit. Ich aber traue Dir zu, Du werdest schon selbst auf Dich beziehen, was Dich angeht, und ruhig vorüberlassen, was Dich nicht trifft. —

Ich fange an mit dem, womit Du schließest, und gebe Dir Recht. Nachdem Du Dich in Heftigkeit da- und dorthinaus ergossen, sagst Du: „Wer ist am Ende mit sich zufrieden? Wer es am wenigsten seyn sollte! Und je weniger er's seyn sollte, desto mehr ist er's!“ Darin ist allerdings etwas Wahres; und es trifft zu in jeder Beziehung, worin wir den Menschen betrachten. Der Unwissende tritt in Selbstgefälligkeit dreist und absprechend hervor; der Thor, der hinter seinem Rücken belacht wird, hat nichts an sich auszusetzen; der Rohe und Gemeine findet sich auf löbliche Weise natürlich, zwanglos, freimüthig und kräftig — u. s. w. In Beziehung auf die Kunst ist es nicht anders. Keiner gefällt sich in seinem Wesen und Treiben so sehr, als der Stümper. Steht dieser so tief, daß er das Vor-

treffliche nicht einmal erkennen oder empfinden kann, so ist er hoch- und übermüthig; vermag er es einigermaßen zu fassen, glaubt aber sich ihm ziemlich nahe, so ist er eitel und abgeschmackt; kann er solch eine Annäherung sich nicht zugestehen, hält aber die Welt für so einfältig, den Abstand nicht zu unterscheiden, so ist er keck und dünkelhaft. Im ersten Falle tritt er platt und grob; im zweiten, fad' und scherwenzend; im dritten, leichtsinnig und dummdreist auf. — Hiervon ist nun freilich ganz verschieden der wahre Künstler und sein innerer Zustand; um so verschiedener er selbst, um so seltener und bedingter seine Zufriedenheit mit sich, je näher er der Meisterschaft steht. Lautes Lob macht ihm wohl Freude, aber als Beweis, er habe gewirkt und Andern Freude gemacht: in seiner Einsamkeit fühlt er sich mehr beschämt davon, denn da gesteht er sich: ich bin noch lange nicht, was ich seyn soll, seyn will, und was Andere aus mir machen. Nicht nur sein allgemeines Ideal schwebt ihm da vor und läßt ihn seinen Abstand davon bemerken, sondern auch, was er im Einzelnen bestimmt gewollt und nicht erreicht hat, so wie, was Andere vor ihm geleistet haben, neben ihm

leisten, thut und wirkt in ihm dasselbe. Willst Du das Unzufriedenheit mit sich selbst nennen, lieber Julius? Wohl! es mag so heißen. Nun sieh: diese Unzufriedenheit äußert sich sanft und mild, erhält in Bescheidenheit, führt zur Demuth, und treibt zu reger Fortsetzung des bisherigen Strebens, doch mit edlerer Gesinnung, als vorher. Ganz anders jene unruhig-selbstquälerische, affectvoll-bittere Unzufriedenheit mit sich selbst, die weit weniger aus jener innern Anschauung oder Erkenntniß, als aus einer eigensinnig aufgereizten Stimmung und Verstimmung entspringt, deren Hauptgrund verhaltener Stolz und verlarvter Neid, im besten Falle jugendliche Anmaßung ist. Da möchte der Mensch, auch als Künstler, das Vortrefflichste, ja Alles, gleich haben, nicht erst erringen, der Vortrefflichste, ja Jeder in Einem, gleich seyn, nicht erst werden; und da das freilich nicht angeht, so versetzt er sich eben in jenen Zustand, nährt und unterhält ihn. Diese Unzufriedenheit, wie sie ist, so äußert sie sich auch: höhnisch, düster und heftig; sie erbittert sich gegen die eigenen, gegebenen und erworbenen Fähigkeiten, gegen die eigenen Leistungen und deren Wirkung: am Ende wohl gar

gegen die gesammte Bestimmung und Stellung des Menschen im Leben — gegen Welt und Gott. Von ihr beherrscht, trennt man murrsinnig von Andern sich ab; ergiebt sich, was den Beruf anlangt, erst der Lässigkeit, dann unthätigem Träumen und Brüten: und ist man einmal so weit gekommen, so setzt die gährende Masse entweder sich zusammen und verharscht in entschiedenem Hochmuth und Trotz, oder sie zerfließt und löset sich auf in ein weichliches Hinschlendern und Hinschlottern; wo sich dann in beiden Fällen kaum absehen läßt, wie zu helfen, ja, wie nur beizukommen — weshalb denn auch gewöhnlich nicht geholfen wird, sondern der Mensch in seinem gesammten bessern Theile zu Grunde geht.

Du sagst vielleicht, ich übertreibe. Du irrst, mein lieber Julius. Ich selbst habe verschiedene, den Anlagen und den schon errungenen Vorzügen nach sehr ausgezeichnete, selbst bewundernswürdige Künstler (auch Dichter) allein auf diesem Wege unrettbar zu Grunde gehen sehen. Und solltest Du einwenden: Das waren Einzelne; für und wider was fände man die nicht! so gebe ich Dir das zu: aber Einzelne sind doch etwas; und ein Jeder, auch der, zu dem ich spreche, ist ein

Einzelner: woher will er wissen, daß er nicht die Zahl Jener zu vermehren im Begriff sey? Zwar behaupte ich nicht, daß Jeder, der auf jenen Weg gerathen, ihn auch bis zu seinem unseligen Schlusse vollführe: aber was stehet irgend einem Solchen dafür, daß gerade Er dies nicht werde? und sage doch — ich frage Dich: mußt Du nicht jede Station auf diesem Wege schon als verderblich anerkennen, wenn man auch nur auf ihr verharrete und nicht weiter schritte — zu geschweigen, daß in der geistigen Welt ja nirgends ein Stillstand ist, sondern man unausweichbar weiter, auf- oder abwärts, muß?

Doch genug! Ich wende mich lieber von diesem ängstlich bewegenden Anblick weg: gewährt ihn doch mein Julius nicht und wird ihn niemals gewähren. Das hoff' ich zu Gott und zu ihm selbst. Vielleicht von fernher berühren, anwandeln konnte ihn so 'was — ihn, wie jeden Unberathenen: jetzt ist er aber nicht mehr unberathen; und darum, wie gesagt: hinweg davon! Wir kehren lieber zurück zu näherer Betrachtung jener edlen Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst: da, mein Sohn, soll es uns Beiden

wohl werden, denk' ich; und lernen können wir auch noch dies und das dabei.

Diese Unzufriedenheit entstehet aus Kenntniß der Mängel und Unvollkommenheiten, die man an sich und seinen Leistungen noch antrifft, und ist Gefühl für sie. Man wird sich dabei seiner Vorzüge, der natürlichen wie der erworbenen, bewußt; läßt sich über sie und seine Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren: aber man ist sich auch bewußt und fühlt, wie man noch bei weitem nicht Alles weiß, was man wissen sollte; wie man noch bei weitem nicht Alles vermag, was man weiß; noch nicht Alles leistet, was man vermag; noch nicht, was man leistet, so vollendet und fleckenlos ausführt, als es eigentlich geschehen müßte. Je weiter man kommt, desto deutlicher wird diese Erkenntniß, desto bestimmter dies Gefühl; denn man lernt da auch das Treffliche aller Art, was theils von uns selbst nur gedacht und empfunden, theils von Andern wirklich ausgeführt worden ist, genauer kennen und höher achten; darüber steigern sich die bestimmten, auf Einzelnes gerichteten Anforderungen an uns, über diesen die allgemeinern, das Ganze umfassenden, und so das Ideal selbst. Da tritt nun der Abstand

zwischen diesem und uns klärlich hervor, und mischet dem billigenden Urtheil und dem Gefühl der Freude etwas Demüthigendes, wohl auch etwas Wehmüthiges bei; und dies ist eben, wovon wir sprechen.

Das, mein Freund, ist, wie schon der erste Anblick lehrt, eine vernünftige, eine edle, eine heilsame Unzufriedenheit mit sich selbst. Diese hat man in seiner Seele zu wecken; oder, erwacht sie von selbst, zu unterhalten und zu nähren. Wer das will, der halte nur, was hier kurz berührt worden, sich umständlicher und in unmittelbarer Anwendung auf sich selbst vor. Da findet sich reicher Stoff zu vielfältigen, weit ausgreifenden, immer würdigen und auch nützenden Betrachtungen. Zum Beispiel, gerade was Dir nahe liegt: Unser Wissen, ist es irgendwo Stückwerk, so ist es in der Kunst überhaupt, und in jeder der einzelnen Künste im Besondern. Was namentlich die Tonkunst betrifft, so ist unser Wissen in einiger Hinsicht zwar weniger, als in andern Künsten, Stückwerk: in anderer aber weit mehr. Ist doch selbst ihre physikalische und mathematische Unterlage; ist doch das bloße Mauerwerk dessen, was man gewohnt ist, ihren mechanischen

und technischen Theil zu nennen, noch bei weitem nicht ganz, viel weniger aber das ergründet, wie und wodurch sie denn eigentlich wirkt, eben das und eben also wirkt: was aber von alle dem einigermaßen ergründet ist — wie vieles fehlt, daß dies umfassend und übereinstimmend durchgeführt und dargestellt wäre! und selbst das also Durchgeführte und Dargestellte — wie sehr wenige Künstler kennen es in seinem Zusammenhange, und kennen es so, daß sie beim Anwenden nicht mehr fehlten? Gleichwohl: was sind denn am Ende alle diese Theile Deiner Kunst gegen das eigentlich- und rein-Geistige in derselben? Tappet ihr da nicht meistens, auch wo ihr's wirklich trefft, nur allzusehr im Dunkeln? täuscht ihr euch nicht selber, wenn ihr das nicht zugesteht, indem ihr glaubt die innere Anschauung davon zu haben, wenn ihr nur ein instinktmäßiges Gefühl dafür habt; oder den Begriff davon, wenn ihr nur ein Kunstwort, eine Phrase, ein Exempel dafür habt? Ihr tappet um so unsicherer, da euch keine Vorbilder in der äußern Natur zu Dienste stehen, wie dem Maler, der von diesen immer, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, geführt und gehalten werden kann. Ja, ihr seyd durch die

Wendung, welche die Tonkunst in den letzten Jahren genommen hat, und wodurch der Phantasie so überwiegende Vorrechte eingeräumt, die gleichfalls vollkommen begründeten Rechte des Verstandes aber oft hart bedrängt worden sind, noch weiter hinausgerathen in's Unabsehbare, wo sich eigentlich kaum noch etwas deutlich wissen, lehren und lernen läßt, sondern wo Einem, daß ich so sage, der Glaube von selbst in die Hand kommen muß. — Nun das wirkliche Leisten: wie sind wir doch da Alle, ein Jeder in seiner Sphäre, ein Jeder sich selbst höchst ungleich! wie thun wir bald zu viel, bald zu wenig; bald in diesem, bald in jenem zu viel oder zu wenig! Müssen wir uns nicht heimlich schämen selbst manches Erzeugnisses, das der große Haufe beklatscht und lobpreiset? Gehet es mit unserm Vorwärtskommen, und mit unsrer Festigkeit in dem Errungenen, nicht überall so langsam, zuweilen auch so zweideutig, daß wir selbst kaum wissen, ob wir weiter fort oder zurückgeschritten sind? Wie erscheint uns gar Manches, worauf wir uns wohl etwas zu Gute thaten, weit anders, wenn wir es von Durchdringenden geprüft bekommen, oder auch es ihnen nur mittheilen? ja, wenn wir selbst es nach

einiger Zeit prüfen? Und wird das mit dem, was wir jetzt liefern und billigen, nach einiger Zeit nicht eben so werden?

Diese und ähnliche Fragen, siehest Du leicht, mein Julius, ließen sich viel weiter fortführen. Sollen sie verwirren und muthlos machen? Das sey ferne. Eben so wenig sollen sie das, auf die Kunst angewendet, bei dem Künstler, als sie es, auf die Tugend gerichtet, bei uns Allen, als moralischen Wesen sollen. Aber, dort wie hier, zu jener vernünftigen, edlen Unzufriedenheit mit uns selbst führen: das sollen sie, und das können sie auch.

Setze nun den Fall, irgend ein wackerer Kunstjünger richtete hier das Wort an mich und spräche: „Wohl! ich erkenne und fühle nun, was es mit dieser Unzufriedenheit zu sagen hat, und auch, daß sie zu einem würdigen Vorwärtskommen heilsam ist. Sie ist es wohl auch, die sich im tiefern, bessern Grunde meiner Brust geregt und hervor an's Licht gewollt hat, wenn ich mich in leidenschaftlichem Eifern oder mürrischem Klagen auf's Unbestimmte hin ergoß: ich habe nur mich selbst falsch verstanden und so das gemessen Würdige nach gemeiner Unruhe herabgezogen.

Was ich als gut und heilsam erkenne, das muß ich auch wollen! und ich will es nun. Aber ich bin noch jung und unsicher auf der Bahn des Rechten, Guten und Schönen. Was dieser Bahn zur Seite liegt und mir in's Auge fällt, möchte leicht mich reizen zum Abirren da- oder dorthin, zumal da ich noch nicht reich seyn kann an Erfahrungen über mich und die Welt. Da bedarf ich, neben den allgemeinen Hülfsmitteln der Erwekkung und Leitung, wie sie aus der Natur der Sache hervorgehen, auch noch mancher besondern von innen und außen, wie längeres Nachdenken, reifere Erfahrung und Wohlwollen vielleicht sie mir bieten könnten. Kennst Du nun dergleichen, so gieb sie mir an: ich will sie in Ueberlegung ziehen, und, finde ich sie bewährt, mich ihrer bedienen." — Spräche ein solcher Kunstjünger also zu mir: ei, da würde ich mit großer Achtung und wahrer Vaterliebe ihn an der Hand fassen und auf meinen stillen, dichtbeschatteten Lieblingssitz in der Geißblattlaube ziehen — Du kennst sie ja; und säßen wir da, und hätten einander freundlich in die redlichen Augen geblickt: so würde ich ohngefähr also das Wort nehmen:

Mein theurer Freund; wer, so wie Du, das Rechte, Gute, Schöne, und seine Verpflichtung dafür, wie überhaupt, so auch in jener Anwendung, erkennet und will; wer dabei, wie Du gleichfalls, das Bewußtseyn seiner Schwäche wach in sich erhält: der wird, neben jenen allgemeinen Hülfsmitteln, die, wie Du ganz recht sagst, aus der Natur der Sache hervorgehen, wohl auch solche besondere, und eben die ihm rathsamsten, am besten selber entdecken. Indessen, willst Du mit dem fürliebnehmen, was sich einem alten, einfachen Manne davon darstellt: so theile ich Dir das gern mit, als bescheidenen Rath, und um mich — wie man's ja überall soll — einer wohlgemeinten Anforderung nicht zu entziehen. Mein Rath liegt freilich schon in dem Vorhergesagten: aber da Du es willst, spreche ich ihn hier bestimmter und leichter anzuwenden aus.

Verbinde zuvörderst in Deinem Kunstleben dies beides mit einander: ein oft erneuertes Andenken an das Vollkommenste jeder Gattung und jedes Fachs Deiner Kunst, theils wie es Dir als das Vollkommenste überhaupt innerlich vorschwebt, theils wie es in den vortrefflichsten Werken gro-

ßer Meister äußerlich vor den Augen liegt; und zweitens: ein fortgesetztes Aufmerken auf Dich selbst, Deine Eigenheiten und Kräfte, Deine Leistungen und deren Wirkungen. Was das Erste anlangt; so ist ja eines Jeden erste und letzte Aufgabe, sich jenem Vorbilde des Vollkommenen, wie er es in sich trägt, zu nähern; es diesen Vorgängern gleich zu thun, ohne dabei seine Individualität zu verleugnen. Welch eine Aufgabe; selbst die ausgezeichnetsten Fähigkeiten vorausgesetzt! Was schließt sie nicht alles in sich! Ich führe nur an, was die Gesinnung anlangt: eine Liebe zum Höchsten und Schönsten, die keine Nebenrücksichten und Nebenabsichten duldet; eine Anerkennung und Werthachtung alles dessen, was würdig und trefflich ist, im Vergessen jedes Persönlichen oder Eigennützigen; ein wohlwollendes, dankbares Aufnehmen jedes Vorzugs, wo er sich nur finde, und auch, wenn er sich in uns gar nicht findet, vielmehr unsrer Eigenthümlichkeit und unsern Vorzügen entgegentritt; ein treues, unverbrüchliches Trachten nach einem Ziele, das wir — was uns nicht unbekannt seyn kann — doch nie vollkommen erreichen! Noch einmal: welch eine Aufgabe! Sie im Auge: sollte es

wohl möglich seyn, in Selbstzufriedenheit zu versinken? An sich ist sie wohl eher geschickt, den Muth niederzuschlagen. Eben darum meinte ich, daß man damit jenes Zweite, das Aufmerken auf sich, seine Eigenheiten und Kräfte, seine Leistungen und deren Wirkungen, zu verbinden habe. Dabei lernt man deutlicher erkennen, lebendiger fühlen, daß man doch Etwas ist, und was? daß man vorwärts komme, und wohin? Es wird damit eben so sicher, wie der kindischen Selbstzufriedenheit, so dem jugendlichen Unbestand, nach welchem man Alles will, vorgebeugt; in welchem Unbestand man im Ganzen wenig, im Einzelnen nichts vollkommen erreicht. Ich sagte: Man lernt sein eigenthümliches Wesen kennen; nun, damit zugleich, was daraus hervorgeht: seinen eigenthümlichen Beruf, und seine Stellung gegen das allgemeine Ziel, wie gegen die Welt; die Stellung, worauf man sich, als Einzelner und gerade ein Solcher, zu behaupten, wozu man sich zu vervollkommnen hat. Und so legt dies Zweite, wenn das Erste in die eine Wagschaale ein Gewicht geworfen hatte, das sie zu Boden senkte, der andern eines ein, das jene wieder hebt, so daß nun beide einander gleich-

schweben, und oben das Zünglein allmählig ruhig wird und endlich ganz fest steht. Diese innere Ruhe bei getroster Thätigkeit nach außen; diese Festigkeit auf seinem Standpunkte bei gerechter Würdigung dessen, des Andern; die wohlerwogene Selbstbeschränkung auf das, was Ich soll und Ich vermag, bei frohem Anerkenntniß dessen, was der Andere soll und vermag — beides gleichweit entfernt von kleinlicher Selbstgefälligkeit, wie von ängstlichem Zagen oder schwankendem Umhergreifen: es kann wohl für den Künstler, wie am Ende für jeden bedeutenden Menschen, keine schönere, keine erfolgreichere, und auch keine einnehmendere Verfassung des Gemüths und Stellung gegen die Welt geben, als eben diese. Sie ist nicht ohne jene edlere Unzufriedenheit mit sich selbst, wollen wir der Sache diesen Namen lassen: aber diese irret und stört nicht mehr; sie macht auch nicht mehr unglücklich, nicht einmal auf kurze Zeit. Und so finden wir denn auch wirklich die größten Künstler, wenn sie zugleich, nicht blos in sich todte, nur in der Anlegung höchstwirksame Hebel der Natur — personificierte Instincte — sondern selbstständige, hochachtungswürdige Menschen waren. Komm, mein Sohn, sagte

Vater Sebastian Bach zu Friedemann, seinem Erstgebornen, der ihm dem Geiste nach damals am nächsten stand; komm, wir wollen einmal wieder zum Feste zu den Dresdnern wandern, und uns an ihren feinen Liedern (er meinte Hasse's Compositionen, die Ihm allerdings so erscheinen mußten) das Herz erfreuen. Hernach gehen wir fröhlich wieder nach Hause und machen's — anders. Und nach der Aufführung von Händels Te Deum Laudamus zum Utrechter Frieden, sagte er innigst bewegt: Ja, der Mann möchte ich seyn, wenn ich nicht — der Bach wäre. —

Halt' es mir altem Predigtbuche zu Gute, würd' ich zu meinem lieben und geduldigen Frager fortfahren — halt' es mir zu Gute, wenn ich, eh' ich weiter gehe, noch einige Cautelen einschiebe. Ich glaub' es nicht dringend genug empfehlen zu können: meine Eins nicht ohne die Zwei, die Zwei nicht ohne die Eins, sondern, wie gesagt, beide verbunden! Wer blos auf Andere siehet — außerdem, daß er leicht irre an sich und zaghaft in seinen Erzeugnissen wird, verliert auch nach und nach seine Eigenthümlichkeit, und wird entweder ein bloßer Nachahmer oder ein

kalter, trockener Rechenmeister. In beiden Fällen sind seine Leistungen ohne Erfolg oder von übelm. Das kann ihm nicht entgehen: und so verläßt er gewöhnlich ganz die fröhlichen Fahnen des Selbsterschaffens und geht unter die Kritiker oder kritisierenden Correspondenten; und zwar, da er mit geheimen Verdruß, wohl gar mit Ingrimm geht, unter jene Cohorte derselben, die nur von den Mängeln und Unvollkommenheiten Anderer lebt, und darum fast allein darauf ausgeht, diese aufzuspüren, hervorzuheben, und über die Beute ihre Feste zu halten. Widerwärtig! so daß man nicht begriffe, wie diese Brüderschaft sich jetzt so zahlreich fortpflanzen und über Alles, was verlautet, verbreiten könnte, wüßte man nicht, daß dem freilich die Nahrung nie ausgeht, der von allem, was Andere erzeugen, zehrt, und daß ein keckes, dreistes Zugreifen in angenehm schmeichelnder Selbsttäuschung von Geistesüberlegenheit erhält, auch wohl eine Art von Ansehn giebt, besonders seit es in der Gesellschaft für ein Merkmal eigener, innerer Kraft und Sicherheit gilt, und man glaubt, wer etwas mit mehr oder weniger Grund tadle, müsse es doch auch besser machen können: was aber öffentlich vorliege,

wie ein bekannt gemachtes Geisteswerk, habe keine Rechte. Nichts mehr davon; denn zu helfen ist Keinem, der einmal den Spruch von Macbeths Zauberschwestern: „Lust an Unlust, das ist Lust,“ zu dem seinigen gemacht hat; wie überhaupt Keinem, der, worin es auch sey, mit Verstand, Vorsatz und aus Geschmack abirret. Er muß seines Thuns selbst satt und überdrüßig werden, sonst kommt er nie davon. Du aber, mein' ich, bleibst mir lieber bei der fröhlichflatternden Fahne. — Nun umgekehrt: Wer blos auf sich sieht — abgerechnet, daß er bei mäßigen Fähigkeiten nur allzuleicht ein Narr wird, kann, auch bei ausgezeichneten, fast gar nicht vermeiden, sich irrig und meistens zu hoch anzuschlagen, und das um so mehr, da er, wenigstens unter Leichtsinnigen und Ununterrichteten, immer Freunde genug finden wird, denen er's recht macht, wie er's auch mache, und denen er nur um so besser gefällt, je näher er in seinen Erzeugnissen ihnen selbst steht. So bildet sich denn nach und nach jene frivole oder erbärmliche Selbstgenügsamkeit aus, in welcher, wie man sagt, besonders viele Musiker durch das Leben hintrollen. Ich will sie nicht weiter schildern: in großen Städten kannst Du sie alle

Tage in natura erblicken. Trifft einen solchen ein Tadel, so ruft er: Kabale! oder: Pedanterei! und hat der Tadler gar zu offenbar Recht, so heißt es: Na, Fehler haben wir Alle! Jeder nach seiner Art! Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz! u. dgl. Der Klaviercomponist, ... er ist todt: ich will's ihm aber doch nicht zu Leide thun, ihn zu nennen — überlief und plagte Mozarten unablässig mit seinen Werklein, die damals wirklich ein zahlreiches Dilettantenheer fanden, und worüber der Meister urtheilen sollte. Der Verfasser wollte aber, wie Solche immer, blos gelobt seyn. Da nun einmal Mozart ernstliche Einwendungen machte, trat der Mann auch mit solchen Sprüchlein hervor. Höre, sagte Mozart endlich ungeduldig; wenn Du Dich mit Sprichwörtern trösten willst, so halte Dich lieber an das: Hans kommt durch seine Dummheit fort! —

Ich erwähnte aber auch und empfahl zur Erhaltung jener edlern Unzufriedenheit mit sich selbst das fleißige Aufmerken auf die Wirkungen unsrer Leistungen. Das ist ein schwieriger Punkt, wie überall, so besonders in dem, was, wie jetzt die Musik, der größesten und allerge-

mischtesten Menge zu irgend einem Antheil hingegeben wird; und gewiß ist es nichts weniger, als leicht — ich sage auch hier: wie überall, in ähnlichen Verhältnissen zum großen Publicum — sich auf der richtigen Mittellinie zu erhalten zwischen Trotz und Verachtung der Wirkungen auf dies Publikum und zwischen einem gänzlichen Hingeben an dasselbe und seine, eben zur Zeit herrschenden Launen. Ich weiß da nur Folgendes zu rathen. Was Du machst, um es öffentlich auszustellen, sey es Großes oder Kleines, das mache so gut, als Du es jetzt irgend vermagst. Dies scheint mir die Grundlage und Grundbedingung, das Vorauszusetzende, soll man in jener Hinsicht zu Sicherstellung und Haltung gelangen. Sich bewußt zu seyn, Du hast es wirklich so gut gemacht, als Du jetzt irgend vermochtest: das ist, bezogen auf künstlerische, auf literarische und ähnliche Leistungen, ganz dasselbe, was die alten Asceten, bezogen auf moralische, eben so treffend, als mild, die „gute Meinung“ nannten. Mit diesem Bewußtseyn, unterstützt und zur Ueberzeugung erhoben durch klare Ansicht, bedarf es vielleicht nur noch folgender Maxime, die wir fast bei jedem der größten und erfahrensten Mei-

ster aller Zeiten und aller Orten der Wirksamkeit nach außen antreffen; der Maxime: Nur das Mittelmäßige wird verkannt, und zu hoch oder zu gering angeschlagen; das Treffliche wird es nie auf die Dauer: die Bessern erkennen es bald, und ziehen — nur nicht sogleich — auch die Menge, oder doch einen großen Theil derselben, nach sich. Diesemnach sollte Keiner sich kurzhin vorsprechen, wie oft es auch geschieht: So hab' ich's gemacht, und so steht's nun; das muß es wirken: geschiehet's nicht, so liegt's am Publicum! Vielmehr: So hab' ich's gemacht, und so steht's nun; das hoff' ich damit zu wirken; geschiehet's nicht, wirkt es nichts, oder anders, als ich gehofft: so mag irgendwo, wenn auch kein eigentlicher Fehler, doch ein Mangel oder ein Mißgriff stecken. Der muß sich finden lassen, muß weg, und das Ganze dadurch besser werden. Vielleicht geht, was ich gewollt, nur nicht bestimmt und deutlich genug hervor; vielleicht ist, was ich gemacht, nur gut auf dem Papiere für den Verstand, nicht in der Darstellung für den Sinn und das Gefühl; vielleicht steht's nur nicht am rechten Orte, im rechten Verhältniß; vielleicht versprach ich mir davon ein Entscheidendes, nur weil es

mir Mühe gemacht — u. s. w. Glaube mir: wir finden dann fast immer, die Schuld lag an uns. Ein solches Verfahren nun läßt uns nicht in Trotz oder Muthlosigkeit verfallen; und in Selbstgenügsamkeit auch nicht.

Endlich: gelingt es uns nun auch mit dem oder jenem vollkommen; erreichen wir die gewünschte Wirkung, müssen unserm Werke, im Vergleiche mit ähnlichen, wesentliche Vorzüge zugestehen: dann laß uns, um jener edlen Unzufriedenheit mit uns selbst treu zu bleiben, das abziehen, was unser Verdienst nicht ist, sondern Folge besonderer Begünstigungen des Moments, fremdartigen Einflusses, zufälliger Umstände. Das ist bei dem Künstler, und dem Musiker ganz besonders, ein weites Feld. Ich will nicht so weit gehen, darauf zu dringen, wie ja selbst Genialität und jedes ursprüngliche Talent nicht unser Verdienst, sondern ein freies Geschenk der Natur ist: wir uns deshalb seiner zwar dankbar erfreuen, aber nicht es uns selbst anrechnen dürfen; auch darauf will ich nicht dringen, daß, erst frühe und gute Schule, dann nicht zu sehr verkümmerte und nicht zu sehr erleichterte Jugend — diese beiden Haupthebel, uns später zu wahren Vorzügen zu verhelfen —

ebenfalls nicht von uns abhingen, meistens nicht einmal von uns gewählt und geschätzt, viel weniger von uns erworben wurden; denn, weltlich angesehen, bleibt es allerdings wahr, was dort hierüber dem Lieblinge Göthe's und aller Welt geantwortet wird:

„Du hast es doch, und bist's am Ende doch" — ich frage nur: von allem Beifall, den Du erhältst, wie viel gehört nicht zu — den Unwissenden, den gedankenlos Mit- und Nachsprechenden, den Parteisüchtigen, die damit weniger Dir wohl-, als Andern übelwollen? eben das lauteste Lob — gründet sich's nicht oftmals darauf, daß Einer nicht weit, sondern nur um ein Mäßiges, oder nur in gewissem Betracht, höher stehe, als der am gellendsten posaunet? ist der Beifall, den wir erreichen, nicht oft Folge eines blos momentanen, einseitigen Geschmacks, so daß wir in vertrauter Zwiesprache mit uns selbst darüber mehr beschämt, als freudig erröthen? wie Viele rühmen und preisen nicht, ist einmal der Ton angegeben, blos um ihrer eigenen Eitelkeit zu fröhnen und für kennerisch angesehen zu werden? ja, selbst der glänzendste, höchste Ruhm — der, anerkannter Genialität und Originalität — entspringt er nicht,

der Sache nach oft, dem Grade nach noch viel öfter, nur daher, daß die Beurtheiler (so zu sagen) die Originale unsrer Originalität, die Genien unsrer Genialität nicht kennen? Alle Welt preiset z. B. Joseph Haydn als genial und originell fast vor Allen: gewiß nicht mit Unrecht; aber der grundredliche Mann gestand kurz vor seinem Tode, *) er habe sich in der Instrumentalmusik nach C. Phil. Eman. Bach gebildet; und er hätte hinzusetzen können: in der Kirchenmusik nach dem vergessenen, trefflichen Gaßmann. Jedermann rühmt Gluck ein Gleiches nach: gewiß auch mit Grund; aber er selbst leugnete in spätern Lebensjahren nicht, er verdanke seine Art, das Recitativ und das Chor zu behandeln — mithin, was ihn eben am meisten auszeichnet — jene, den ältern Italienern, diese, den deutsch-protestantischen Kirchengesängen. Und nun wieder: waren denn auch diese Originale ohne Originale? Summa: es hat ein Jeder von Andern empfangen, viel empfangen, nicht selten sein Bestes empfangen; ein Jeder nimmt von Andern an, wenn er auch seiner Wohlthäter und Vorbilder sich nicht

*) Vergl. Griesinger, in Haydns Leben.

im Einzelnen und bestimmt bewußt wird. Was wir aber empfangen haben, dessen dürfen wir uns zwar nicht schämen, vielmehr dankbar erfreuen, wenn wir es uns wirklich zu eigen gemacht und nach unsrer Weise neu gestaltet haben: nur aber unbescheiden, hochfahrend, selbstgenügsam darf es uns nicht machen, noch werden lassen; so wie, von entgegengesetzter Seite, wer mit innerm Verdruß und Ingrimm annimmt, eigentlich ganz und gar Nichts bekommen sollte — —

Sieh, mein Julius, das ohngefähr würde ich dem werthen Kunstjünger, der mich über jenen Gegenstand befragte, antworten. Was, meinst Du, würde er erwiedern? und was thun? Schreib' mir doch gelegentlich darüber; aber aufrichtig!

Scheller.

Eine Scene.

An einem Vormittage des Spatherbstes — erinnere ich mich recht, im Jahre 1803, meldete mir mein Diener: Es ist ein fremder Mann draußen, der Sie sprechen will. Seinen Namen will er mir nicht sagen: aber Sie kennten ihn. — „Hast Du ihm nicht gesagt, daß ich täglich in diesen Stunden arbeite?“ — „Ja; und daß er den Nachmittag um drei Uhr kommen sollte. Er gab aber zur Antwort: ich sollte Ihnen nur sagen, Sie möchten einmal die Feder weglegen; er wollt' es verantworten und wieder gut machen.“ — Wenn's denn seyn muß — erwiederte ich seufzend — so führ' ihn herein. Ich meinte, es sey auf einen, wenn auch etwas unbequemen Scherz irgend eines reisenden Bekannten abgesehn.

Sobald der Mann eintrat, sahe ich, ich hatte mich geirrt: Er war mir nie vorgekommen. Eine Gestalt, dem Ansehn nach hoch in den funfziger Jahren, etwas niedergeduckt, aber, wie es schien, weniger vom Alter, als von einer gewissen Scheu oder Selbstbeugung von innen heraus; gewickelt in einen abgetragenen, graulichen Rockelor; sehr schmuzige Wäsche, schlotternde Stiefeln; ein verbogener, verschabter Hut in seiner Hand; ungeordnetes, struppiges Haupthaar, vielleicht in einigen Wochen nicht geschorner Bart; dazu ein Gesicht von der gelbgrauen Farbe, die auf geringe Nahrung, mit dem bräunlichroth-gefleckten Anfluge auf den hohen Backenknochen, über der Nase und an der Stirn, der auf Gewöhnung an schlechte Reizmittel deutet; Augen von vieler Lebhaftigkeit, die unstät nach den Seiten hin flackern und bei Anreden des Gegenüberstehenden nur augenblicklich und wie von unten herauf auf ihn gerichtet werden —: eine von den Gestalten, wie sie wohl Jedem zuweilen in den Weg getreten sind, und zugleich Widerwillen und Mitleid erregt haben. So stand der Mann vor mir, und so begann er, dumpf und heiser: Ich bin Scheller — der berühmte Scheller — Sie müssen von

mir wissen — es soll in allen Zeitungen von mir stehn —

Durch und durch erschrocken, wiederholte ich: Was? Sie sind Scheller? der verdiente Scheller? — Mögen die Manen des gelehrten, überaus fleißigen, redlichen Rectors in Brieg, nach dessen Grammatik und andern vorzüglichen Hülfsbüchern ich lateinisch gelernt hatte, dessen großes Lexicon, damals das beste von allen, noch immer mir zur Hand war; des Mannes, von dem ich, ohne es eigentlich zu wollen und deutlich zu wissen, wie Knaben und Jünglinge mit ihren Lehrern, die sie nie gesehn, zu thun pflegen, mir ehedem ein höchst-ehrwürdiges und vornehmes Bild entworfen hatte, das ich nun dunkel noch in mir trug — mögen diese Manen es mir vergeben: ich dachte an jenen ausgezeichneten Mann; ich wußte ja von keinem andern Scheller; und mögen Leser meiner Art sich denken, mit welchen Empfindungen ich die angeführten Worte aussprach.

Ja ja, antwortete der Mann; ich bin der verdiente Scheller. Sehen Sie: Ein Gott — Ein Scheller. Gott im Himmel und Scheller auf

Erden: sie machen die Menschen weinen oder lachen, wie sie wollen —

Der Unglückliche: er ist wahnsinnig — dachte ich. Und konnte ich anders denken? Ich vermochte kaum, mich zu fassen. Lieber Mann, sagte ich; kommen Sie, setzen Sie sich zu mir —

Er nahms nicht an, bückte sich und fuhr fort, wie vorhin: Weinen oder lachen; lachen aus vollem Halse. Gestern Abend bin ich angekommen, im Gasthof zur goldenen Säge. Da hat man mir von Ihnen gesagt. Nun — hier bin ich. Sie sollen's gleich sehn: weinen oder lachen. Dazu bin ich da —

Bei den letzten Worten ließ er den Hut aus der Hand und den Rockelor von der Schulter fallen: da sah' ich denn, daß er eine Geige unter dem Arme hatte. Jetzt ging mir das Licht auf. Sie sind also nicht der Rector Scheller aus Brieg? sagte ich —

Wie? was? fiel er ein und sahe mich dumm an.

Sie sind ein Musicus, fuhr ich fort. Gut, gut! Da muß ich Ihnen aber sagen, daß ich jetzt zu arbeiten habe und schlechterdings nicht gestimmt bin, Musik zu hören. — Damit ging

ich an das Bûreau, einen gewissen Schubkasten herausziehend.

Was wollen Sie da machen? sagte er, fast grob. Ich bettle nicht. Ich bettle in meinem Leben nicht. Wollen Sie mir 'was geben: gut; ich kann's brauchen. Aber erst müssen Sie 'was von mir haben —

Und damit strich er ohne weiteres die elende Geige an, stimmte sie kaum leidlich rein, und fing an zu spielen. Ja; könnte ich sein Spiel schildern, wie ihn selbst! Erst einzelne vollgriffige Accorde, zwischen denen er den Saiten vollends nachhalf. Dann wohlverbundene Arpeggiaturen, originell moduliert, keck und dreist, rein und sicher, auch im Schwierigsten. Hierdurch erhitzte er sich und ging nun in ein mehr zusammenhängendes Allegro über, voll Leben, Kraft und bewundernswürdiger Virtuosenkünste aller Art. Hieran schloß er die alte, schöne Volksmelodie, welcher Göthe sein rührendes: „Da droben auf jenem Berge“ — untergelegt hat, spielte sie vollstimmig mit innigem Ausdruck und wahrhaft vollendet, auch in den schwierigsten Lagen durch den Fluß der Harmonie in allen Stimmen. Davon wurden seine geschwächten Nerven so ange-

griffen, daß ihm die Thränen über die Runzeln seines Gesichts rannen. Jene Melodie variirte er nun vier- oder fünfmal trefflich; dann ergriff er, nach einer frei auslaufenden, langen, überaus kunstreichen Candenza auf der Fermate, ein wildes, zerrissenes — ich möchte sagen, wüthiges Presto, bis er, erschöpft, mit einigen heftig hervorgerissenen, vollen Accorden beschloß, die Arme mit Geige und Bogen sinken ließ, zusammengebückt dastand, und die noch immer fließenden Thränen mit der zuckenden Bewegung des Hauptes, wie ein aufgereiztes, trotzendes Kind, hinunterschluckte und besiegte.

Noch einmal: Leser meiner Art, jene erwähnte, erste Ueberraschung vorausgesetzt, mögen sich denken, wie mir auch jetzt zu Muthe war. Was ich dem Manne zu seinem Lobe oder sonst sagte, das nahm er nur mit wiederholtem Bücken auf: er war zu sehr angegriffen; es war nichts mit ihm zu machen. Ich klingelte nach einer Flasche Wein und einiger Zukost. Beides kam. Ich schenkte ihm ein und wies ihn an den Teller. Ich esse wenig, sagte er. Und das (er deutete auf den Wein) bin ich nicht gewohnt und mache mir nicht viel draus. Ich konnte mich aber nicht dazu

verstehen, ihm reichen zu lassen, was er gewohnter war und woraus er sich mehr machen mochte. Ich that, als verstünde ich ihn nicht, wiederholte mein Anerbieten, und er fand sich nach und nach recht gut in die Sache. So erholete er sich, ward dann muthiger und muntrer: aber damit auch widriger. Ich fragte ihn um seine Schicksale und Verhältnisse: es kam aber, außer argen Gemeinheiten, die durch den Genuß, womit er sie verkündigte, nur um so ekelhafter wurden, blos etwa Folgendes heraus. Er war ein Böhme von Geburt; hatte von frühester Kindheit an entschiedenes Talent und unbezwingliche Neigung zur Musik verrathen; hatte schon als Knabe, so oft er gekonnt, sich an herumziehende Musikanten geschlossen, mit ihnen aufgespielt, wo man sie hören wollen, dadurch beträchtliche Fertigkeit und Sicherheit auf seinem Instrumente erlangt und an ein herumschweifendes Leben sich gewöhnt. Bei einem Zuge nach Prag war er von einigen Jesuiten des Collegiums bemerkt worden. Die Väter hatten seine Talente erkannt, seine Lage bemitleidet, und ihn zu sich genommen, jene weiter auszubilden, ihm die nöthigsten wissenschaftlichen Kenntnisse beizubringen, und auch, ihn zum Guten in

einem geordneten Leben anzuhalten: aber er hatte sich nicht darein finden mögen und war ihnen nach Wien entlaufen, wo er sich wieder an herumziehende Musikanten angeschlossen hatte. Hier hatte er aber auch ausgezeichnete Virtuosen gehört, und was er von ihnen vernommen, durch größten Eifer und beharrlichsten Fleiß sich zu eigen zu machen gesucht. Und so war es im Wesentlichen mit ihm geblieben, bis die Jahre und seine Lebensweise seinen Sinn für Höheres allmählich erschlafft, dann ertödtet hatten, und er nun sich begnügte, was ihm früher zu eigen geworden, an den Tag zu legen. Er war nach und nach ganz Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich durchstreift; hatte (in früherer Zeit) überall die größesten Geiger gehört, war von mehrern auf- und angenommen worden, hatte es aber nirgends lange ausgehalten. Einige Fürsten hatten ihn in Dienste genommen: er hatte es ihnen nicht anders gemacht. Ich fragte ihn, ob er bei uns Concert zu geben denke: das wollte er aber nicht. „Ich kann mich vor feinen Herrn und Damen (sein Ausdruck war ungezogener) nicht mehr darstellen. Unter guten Freunden möchte ich spielen, und sie möchten mir geben, was sie

wollten.“ — Ich versprach ihm, an einem der nächsten Abende eine kleine Gesellschaft Musikfreunde bei mir zu versammlen — —

Ueber dem Sprechen und Trinken hatte sich, was er seine gute Laune nannte, hervorgearbeitet; und da kamen denn auch die saubern Sprüche: Ein Gott, Ein Scheller — Weinen oder Lachen — immer wieder. Ich suchte ihn los zu werden: das war aber, wollte ich nicht hart seyn, vergebens. Das Weinen haben wir gehabt, sagte er; (Er hatte es gehabt); nun kommt das Lachen. — Meines Widerstrebens ungeachtet, nahm er die Geige und gab mir — musikalische Schauspiele, möchte ich's nennen, wie ich dergleichen mit so bewundernswürdiger Darstellungsgabe und Vollendung in der Ausführung niemals, weder vorher noch nachher, gesehen (im Geiste nehmlich) und gehört habe. Das erste war: der Abend in einer alten Mittelstadt in Schwaben. So kündigte er es an und bei jedem Auftritt gab er mit einigen Worten den Commentar dazu, dessen seine tönenden Malereien allerdings bedurften, mit dem sie aber sprechend wurden. Dem Tone des Instruments zu gewissen Zwecken etwas näher Bezeichnendes und Nachahmendes zu geben, wendete er,

außer dem vollkommensten Flageolet, wunderliche, aber höchst-dienliche Hülfsmittel an: er zog eine alte, hölzerne Tabaksdose hervor, die er bei gewissen Stellen auf das Instrument legte; ich mußte ihm einen Schlüssel geben, den er als näselnden Dämpfer zuweilen aufsetzte, und einen zweiten Violinbogen, von dem er die Haare locker schraubte, dann, bei besonderer Stelle, das Holz des Bogens unter die Geige, die lockern Haare desselben auf die Saiten brachte — was einen leisen, und, wie er's behandelte, nehmlich in langsamen, gebundenen Accorden, choralmäßig vorgetragen, einen überaus zarten, wirklich rührenden Ton giebt; und was dergleichen mehr war. Folgender war der Verlauf jenes Abends. (Niedrige Nebenzüge übergehe ich hier und in der Folge). Die Sonne ging unter: das Thor sollte geschlossen werden. Was draußen war, drängte und trappelte herbei, um noch herein zu kommen. Jetzt der gräuliche Schrei der Schildwache, daß geschlossen werde. Das Thor heult, es klappt zu, der Schlüssel schnappt und wird abgezogen. Nun das gellende Commandowort des abgelebten Stadtoffiziers an seine Garde: man hat den Schlüssel dem Magistrate zu bringen.

Abmarsch mit einer Trommel in abgesetzten Rhythmen. Der Klang der Tritte und der Trommel entfernt sich; jetzt kommt man um eine Straßenecke: er verschwindet, und nur einzelne, ganz leise Laute davon trägt der Abendwind herüber. Es wird still auf den Straßen und immer stiller: jetzt bläset der Thürmer den Choral vom Thurme herab. (Hierzu der losgeschraubte Bogen, den zu fassen jene Stille Raum gegeben hatte.) Der Thürmer macht das Fensterchen zu: Alles entschläft.

Es schien den Mann zu befremden, daß ich nicht laut auflachte: mir war aber ganz anders dabei. Drum wollte er's höher treiben und kündigte an: Die Spazierfahrt auf dem Rhein mit heraufziehendem Ungewitter. Das Schiffchen gleitete ruhig dahin unter den geregelten Schlägen der Ruderer. Die fröhliche Gesellschaft sang ein Volkslied. Nun verdunkelte sich der Himmel und ein scharfer Wind strich in einzelnen Zügen vorüber. Man ward besorgt; die Ruderer beeilten die Schläge; die Frauen trippelten unruhig umher, die Männer schmälten. Alles dies steigerte sich mehr und mehr: jetzt grollete der erste, lange Donner, der Wind ward anhaltend, die

Aengstlichkeit allgemein. Nun kam das Unwetter mit Macht herauf: der Regen rauschte, der Donner kam näher, die Blitze zuckten. (Ich weiß nicht, ob mit Vorsatz oder fortgerissen von seinem eigenen Gebilde, malete Scheller auch auf seinem Gesicht das Finstere der Wolken, das Murren des fernen Donners, die zackige Figur der Blitze — bei welchem letzten seine Gesichtsmuskeln augenblickliche, heftige, für einen alten Mann widerlichentstellende, aber auch treffend bezeichnende Zuckungen machten.) Jetzt krachten nahe Donnerschläge, der Sturm heulete, die Weiber kreischten, die Wellen rauschten und schlugen heftig an das Schiff; endlich ward ein wildes Durcheinander und Widereinander: da hörte man den Ruf des Steuermanns: Land! Land, Land! rief Alles fröhlich nach. Man erreichte die Anfurth, sprang aus: ein Wirthshaus war da, man flüchtete hinein; Bauermusik war auch da: man tanzte, man jubelte, und das arg.

Unmuthig und unartig, daß ich auch hier nicht aus vollem Halse gelacht hatte; dessen, was ich zum Lobe seiner Geschicklichkeit sagte, nicht achtend — wollte der Mann nun sich selbst

überbieten in der Darstellung einer böhmischen Bauernhochzeit mit Prügelei u. s. w. Womit er aber vorhin geschlossen hatte, und vollends was er jetzt näher ankündigte, als ich's wiederholen darf: das machte es mir unmöglich, länger zuzuhören und zuzusehn; unmöglich, das wahrhaft eminente Talent und die bewundernswürdige Geschicklichkeit zu erblicken, wie sie sich im Schlamme der Erniedrigung ihrer selbst mit Genuß herumtummelten. Ich that also Einhalt und entlud mich dieser Gesellschaft.

Da ich allein war, fühlte ich mich angegriffen und bewegt, als hätte ich — wer weiß was, bestanden. Ich ging lange im Zimmer umher und stellte Betrachtungen an: Betrachtungen, die herzusetzen, ganz unnütz wäre; denn, wer überhaupt dergleichen anzustellen geneigt ist, bedarf meiner nicht, und wer dazu nicht geneigt ist, würde der meinigen spotten. — Meine musikalischen Freunde, wie ich versprochen, zu vereinigen, fanden sich die zwei nächsten Tage Hindernisse: als ich den dritten in den Gasthof sandte, ließ der Wirth mir sagen, Scheller wäre schon vorgestern früh, troß Regen und Schlackerwetter, fortgewandert. Bezahlt hatte er ehrlich. —

Später hab' ich erfahren, daß er ganz auf dieselbe Art, wie bei mir — meinen Mißverstand bei seinem Eintritt abgerechnet — ja mit denselben Worten, überall aufgetreten sey, wo man ihm Zugang verstattet. Ich habe ihn nicht wieder gesehn, und weiß auch nicht, wo er geblieben ist.

Das Verhältniß des Kritikers zum Künstler. *)

Im Hause eines meiner Bekannten pflegte sich an festgesetztem Abende jeder Woche beliebig zu versammlen, was am Orte dem Hausvater mehr geistig, als geschäftsmäßig verwandt, oder durch Neigung zugethan, oder auch sonst durch Talente und sittiges Wesen anempfohlen war. Der Zweck der Gesellschaft war gesprächsweise Mittheilung über Gegenstände, die Allen werth seyn mußten, und die zu erforschen und näher kennen zu lernen, doch nur dem Einen oder dem Andern, durch Beruf, Vorliebe und sonstige Verhältnisse, verliehen war. Unter den Theilnehmenden befanden

*) Zum Theil nach Andern.

sich nicht nur in sich schon bestätigte, sondern auch junge Männer in den Jahren der vollen Blüthe oder der ansetzenden, noch unvollkommenen Frucht; weil der Hausvater, obgleich ihm eben solche oft wehegethan, doch von einer gewissen Vorgunst gegen sie nicht lassen konnte und er daher sie immer von neuem herbeizuziehen suchte. Es ging in dieser Gesellschaft sehr einfach her; und wie sie dem Stifter, nachdem sie einmal geordnet und im Gange war, wenig Zurüstung nöthig machte, so machte es ihm auch wenig Bemühung, sie fortzuführen und die Unterhaltung in ihr zu leiten. Alles erhielt sich von selbst, wie fast jede zu einem sichern Zweck wohlgeordnete Verbindung frei zusammentretender, einsichtiger, gebildeter Männer, wo Jeder giebt, was er eben hat, und Jeder aufnimmt, was der Andere eben bietet — wenn nur der Stifter das Störende ab- oder niederzuhalten weiß; und wenn er, was die Leitung betrifft, nur immer den einen oder den andern Gegenstand interessanter Besprechung bereit hält, um ihn, im Fall der Ermangelung, den erregbarern und rüstigern Sprechern durch eine Nachfrage, oder Andeutung, oder auch eine freundliche Neckerei, zuzuschieben. Das that denn der

Mann, und dann ging's schon von selbst weiter, und oftmals in raschem, sich wohlausnehmendem Trott. — Da Alle, die sich hier zu versammlen pflegten, auch mehr oder weniger den Künsten huldigten: so verweilte das Gespräch oftmals in den heitern, aufgeschmückten Kreisen derselben; wo ja auch die Bewegung meist frei und lebendig, wo auch Persönliches oder sonst Störendes gemeiniglich am leichtesten abzuhalten ist.

Auch heute hatte das Gespräch diese Wendung genommen; und zwar, da man einen der geistvollesten und unterrichtetsten Componisten und Virtuosen unsrer Tage, der durchreisete, unter sich sahe, so hielt man sich zunächst an seine Kunst, und war eben daran, etwas tiefer in die Sache einzudringen, als ein Freund des Hauses, der eine Reise durch Deutschland gemacht und dessen Rückkehr man noch nicht erfahren hatte, unvermuthet und Allen erfreulich eintrat. Nach der ersten Bewillkommnung bat dieser, in dem Unterbrochenen fortzufahren und fand gar bald Gelegenheit, selber darauf einzugehen. Er kam nehmlich von Stuttgart und hatte den zehn Vorlesungen beigewohnt, die daselbst, wie anderswo, der rühmlich bekannte philosophische Musiklehrer

und erfahrne Gesangmeister, Herr Nägeli aus Zürich, im Junius 1824 vor einem ansehnlichen Auditorium gehalten hatte. Mehrere hatten davon schon in öffentlichen Blättern und zwar sehr Verschiedenartiges gelesen: nichts natürlicher, als daß nun der Freund, gedrängt von den Meisten, Bericht, und möglichst genauen, umständlichen Bericht erstatten sollte. Er that es, und zu Aller Zufriedenheit, auch des Künstlers, obgleich dieser bald etwas finster, bald etwas skoptisch aussahe, und der unruhige A., seit kurzem zum extraordinairen Professor der Aesthetik designiert, einigemal gebeten werden mußte, seine „Wenn" und „Aber" bis nach Beendigung des Berichts aufzusparen. Als nun aber der Freund auf die scharfe Abtrennung der Instrumental- von der Vocal-Musik kam, nach welcher einer jeden eine ihr ganz eigene, besondere Bestimmung und Region angewiesen ward — jener blos die der Erzeugung einer freien Stimmung durch freies Tonspiel, und dieser allein die des Ausdrucks der Affecte und der Situationen: *) da wollte

*) Wir müssen voraussetzen, daß der Freund treu und genau genug berichtet habe; was wir nicht

die Gegenregung überhandnehmen; und endlich, als, dieser Ansicht gemäß, das Singbare in der Instrumentalmusik (unter näherer Bestimmung) getadelt und von den Meistern derselben vor allen Mozart, als Instrumentalcomponist, von Herrn Nägeli, wegen der Anwendung jenes Singbaren, namentlich in seinen Quartetten, scharf angegriffen, auch als Urheber des Unheils der Singbarkeit und des Erregens von Affecten durch Contraste u. dgl., statt bloßer Herbeiführung eines freien Tonspiels zu freier Gemüthsstimmung, angeschuldigt und bezüchtigt ward; da ließ die Gegenregung sich nicht mehr dämpfen. Der Virtuos sprang auf, schritt mit zusammengekniffenen Händen umher und sagte nichts: der Professor eilte ihm nach, blieb an seiner Seite und sagte viel; von den Uebrigen fing jeder zu sprechen an und hörte jeder sogleich wieder zu sprechen auf, weil er den Andern hören wollte. In dieser augenblicklichen Pause vernahm man vom Ende des Zimmers her die ernst und derb ausgesprochenen

---

beweisen, allerdings aber ihm, wie er ist, zutrauen können. Herr Nägeli, wie verlautet, wird — was sehr zu wünschen — seine Vorlesungen drucken lassen; dann wird sich's entscheiden.

Worte des Künstlers: „So ist's! so behandelt die Kritik das Genie, auch das größeste der Welt!" Eiligst, und schwächer an Ton, als an Betonung, versetzte der Professor: „Und wie ist's denn? wie behandelt denn die Kritik das Genie? Sie stellt ein jedes an seinen Platz; würdigt es nach dem, was es soll. Hat sie sich dabei um die Meinung zu bekümmern? Ja: um sie niederzuschlagen, und berichtigt neu aufzustellen! Soll sie nach Namen fragen? Ja: um sich an den berühmtesten zu bewähren! Nur so erregt sie Aufmerksamkeit, imponiert der Menge, reizt die Denkenden, hält die Nachahmer ab, rächet das Recht!" und was dergleichen mehr war. Der Künstler, ohne darauf sich einzulassen, fuhr im vorigen Tone fort: „Da machen sie sich ein Schema; wohlgezimmert, symmetrisch eingefugt, stehet — das Holz! was nicht als Füllstein hineinpaßt — weggeworfen! Himmel! es ist ja gar kein Stein; es ist ein lebendiges Wesen! Thut nichts! es soll einer seyn — ein Füllstein! Die ganze Welt ist begeistert von seinem Geiste, ist entzückt von seiner Schönheit — oder wäre sie's nicht von Mozarts Quartetten und Symphonieen? und

zunächst durch die innige Verbindung seelenvollen Gesanges mit geistreichster Ausführung zu tief-eingehendem Ausdruck? also gerade durch das, was verworfen wird? Thut nichts!

„Der Jude wird verbrannt!“ —

Hier glaubte der Hausvater das Wort nehmen zu müssen: den Professor kannte er zwar genug, nicht aber den Fremden, und noch weniger kannte dieser jenen. Er lud zuvörderst beide Herren ein, wieder unter den Andern Platz zu nehmen. Er meinte: sitzend spricht Jedermann behutsamer und gemäßigter, als stehend oder gar laufend. Sie folgten der Einladung und sogleich bewährte sich diese Meinung. Der Professor, zurückgeworfenen Hauptes, begann mit Fassung: Auf diesem Wege gelangen wir zu keinem Resultate. Lassen Sie uns erst über das Allgemeine der Ansichten von der Kunst einig werden: das wird uns zur richtigen Bestimmung des Verhältnisses der Kritik zu ihr überhaupt leiten; hernach können wir bei näherer Anwendung auf die Tonkunst verweilen, und endlich, bei nächster, auf ihre Gattungen — wo es dann an der Zeit seyn wird, auch auf gewisse Werke derselben, wie jene Mozartschen Instrumentalcompositionen, zu

kommen. „Wohl,“ sagte der Künstler. Jener begann nun, nachdem er verschiedene „menschlich-nothwendige Denk- und Sprech-Formen“ einleitungsweise erörtert und festgestellt — vom Wesen der Welt, wie es sich zuletzt auflöse in die Idee von Kraft, welche der theilende Verstand sich denke als Kräfte, und die einigende Vernunft anschaue als harmonisch verbundene, in harmonischer Verbindung wirksame Kräfte; wie, was im Makrokosmus statt finde, im Mikrokosmus, dem Menschen, nicht minder gelten, mithin, was er schaffe, eben so das Abbild derselben Wesenheit aufstellen müsse, wie, was das Universum aus sich selbst gebäre; wie darum und dazu in ihm wohne die Einbildungskraft, das heiße, die Kraft, das Endliche in das Unendliche ein-zu-bilden; wie nun das Unendliche zwar wieder die Kraft sey, und das Endliche auch, nur aber mit Unterschied — — Er sprach darüber ausführlich und gut, wie ein Buch, oder vielmehr, wie hundert Bücher aus dem letzten Jahrzehend des vorigen und dem ersten des jetzigen Jahrhunderts. Der Hausvater, beachtend das Unbewegte der Gesichter und das Vielbewegte eines gewissen andern Theils aller Zuhörer, nahm von neuem das Wort:

„Das, lieber Herr Professor, ist zwar Alles gelehrt und gut: aber auf diesem Gange können Sie bei Mozart und seinen Quartetten, ja wohl auch nur bei der Bestimmung des Verhältnisses der Kritik zum Genie überhaupt, unmöglich eher, als mit der Morgensonne angelangen. Meinen Sie nicht, es wäre billig, die Sache der Kritik den Freund verfechten zu lassen, der durch seinen Bericht jenen ihrer Repräsentanten unter uns eingeführt hat?“ Diesem stimmten Alle bei, obschon sie nichts eigentlich Neues und Außerordentliches von dem Freunde erwarten konnten, der weder Künstler, noch Gelehrter der Facultät nach war, sondern blos den Facultäten; und der Professor, geschah es nun, weil er um das Angelangen selbst ein wenig besorgt ward, oder aus Ursachen, die mehr in seiner Gesinnung lagen — ließ es sich gefallen. Und so entspann sich ohngefähr folgende Unterhaltung.

Es sey fern von mir, begann der Künstler, die Kritik im Allgemeinen zu verwerfen, oder auch ihr streitig machen zu wollen, was ihr gebührt; und das nicht blos, weil es wahr ist, was dort gesagt wird:

„Lob und Tadel muß ja seyn.“

Sind doch Ernst und Gedanke die ersten Merkmale des bessern Menschen überhaupt. — Aber den rechten Platz ihr anweisen, und, daß sie auf diesem bleibe, sie nöthigen: das möcht' ich, wenn ich könnte; wenigstens in Hinsicht auf den Künstler. Und das ist kein gar hoher Platz.

Welchen halten Sie für den rechten? fragte der Freund.

Der rechte Platz, erwiederte Jener, wird sich von selbst zeigen, wenn wir erst die Person genau kennen, die darauf sitzen soll. Ich bitte Sie also, mir zuvörderst zu sagen: Was ist dem Künstler eigentlich die Kritik?

„Das dürfte uns wenigstens nicht ohne Umwege zum Ziele führen; denn, was uns oder irgend Einem die Kritik, ja überhaupt ein Gegenstand ist, das hängt eben so wohl von uns, als von ihm ab.

„Das ist wahr. So sagen Sie: Was will die Kritik eigentlich — hinsichtlich auf Kunst nehmlich?“

„Diese Frage läßt sich eher hören. Da antworte ich denn: Das Allgemeinste, was die Kunst will, ist: Wohlgefallen bei den Menschen erregen; das Allgemeinste, was die Kritik

will: zeigen, wie dies Wohlgefallen am sichersten erreicht oder bewahrt werde. Zu dem Ende will sie über die nähere Beschaffenheit künstlerischer Gegenstände belehren, und über die Art, den Styl, die Mittel, diese am besten darzustellen; sie will nachweisen, wo und wie das gelungen oder wo und wie es verfehlt worden, wohl auch mit Bemerkung, wie es besser zu machen gewesen wäre —

Das also will die Kritik? unterbrach ihn der Andere. Nun: dann hat sie wenigstens einen guten Willen. Aber um diesen in's Werk zu richten, muß sie einen ungeheuern Schatz von Kenntnissen besitzen —

„Den besitzt sie auch, und nicht nur in ihrem Begriffe, sondern auch in den Vorzüglichsten ihrer Repräsentanten.“

„Wenn das wirklich so ist: so werden diese Herrn Repräsentanten wohlthun, wenn sie das Publicum belehren, vorbereiten, empfänglicher machen; sie mögen auch dem Künstler, dem echten und wahren, manche Notiz, manche Bemerkung über Nebendinge, die ihm einigermaßen nützen können, zuführen: aber eigentlich und im Ernste ihn belehren über Wesentliches in seiner

Kunst und in seinen Werken —: verzeihen Sie, wenn ich das gar wunderlich und etwas anmaßend finde.“

„Wie so?“

„Ich setze beim Künstler Genie voraus.“

„Ich auch.“

„Genie ist in der Kunst das A. und das O., der Anfang und das Ende —“

„Gewiß; nur aber nicht, was dazwischen liegt: und dessen ist verzweifelt viel im Alphabete“ —

„Genie, an Regeln gefesselt, ist der Vogel am Faden: er fliegt wohl, aber nicht weiter, als der Faden reicht; und das ist gar nicht weit“ —

„Gerade der Edelfalke steigt, fängt und kehrt willig auf die Faust des Falkeniers zurück; er läßt sich sogar die Augen mit der Haube verhüllen. — Aber lassen Sie uns nicht mit Bildern spielen: es kommt da wenig oder nichts heraus.“

„Wohl! Also einfach und deutlich: Der Künstler besitzt — er ist Genie; ist Genius! Nun gilt doch hoffentlich vom Genius, worauf er sich auch richte, was Schiller vom poetischen sagt:

> „Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht?“

„Und gleichwohl hat Keiner mehr von der Kritik gelernt, als Schiller; und Keiner auch als Kritiker schöner gelehrt“ —

„Wohl gut; nur war seine Kritik, wie jede überhaupt, nicht Lehrerin, sondern Schülerin des Genie's.“

„Das Wahre möchte wohl seyn: Seine, so wie die Kritik überhaupt, ist beides, Lehrerin und Schülerin.“

„O wenigstens das Letzte ganz gewiß“ — fiel der Künstler frischer athmend ein. „Was sie weiß, und was sie Andern nun lehrhaftig vorhält: das hat sie einzig und allein aus den Werken des Genie's gut oder schlecht, richtig oder unrichtig, abgezogen.“

„Das möchte wohl so ziemlich der Fall seyn. Nicht als ob ihr verschlossen wäre, woraus auch das Genie bei seinen Erzeugnissen schöpft, oder, wenn Sie lieber wollen, sich ihm bequemt“ ...

„Erlauben Sie: was ist das?“

„Der innerste Kern der Menschenbrust, die Natur der Sache und die Welt.“

„Schön!“

„Also: nicht als ob ihr dies verschlossen wäre; aber da sie auf Erweisliches und Nachzuweisendes

ausgehen muß: so hat sie es von jeher rathsamer befunden, sich an die vorhandenen Werke des Genie's selbst zu wenden und in so fern seine Schülerin zu werden. Dort tönen der Stimmen zu viele und zu verschiedene durch einander, so daß jede einzelne zu verstehen und zu unterscheiden unendlich schwierig ist. Das Genie, erfüllt von einem Abbild des Schönen — woher dies ihm auch gekommen — hat an diesem Abbilde gleichsam die Grundstimme in sich; es hat mit seinem feinen, glücklich organisierten Sinne die einzelnen Stimmen aus dieser, als aus dem Wesentlichsten des Ganzen, herausgehört: nun giebt es, was es von beidem besitzt, in seinen Werken in der vernehmbarsten, und obendrein auch in der anziehendsten Sprache: wie wär' es da zu verwundern, wenn die Kritik lieber diese eingeschränktere Schule, als jene unermeßliche wählt?"

„Und so die Lehrerin ihres Lehrers wird? und ihn unterrichtet mit seiner eigenen Weisheit?"

„Wenn er schlummert oder fehlt: warum nicht? Hat sie denn nur in der Schule irgend eines einzelnen Genie's gesessen? hat sie nicht vielmehr ihrer viele besucht? besucht sie deren nicht täglich neue, merkt in allen auf, lernt in

allen, vergleicht das Erlernte, nimmt sich das Wahreste, Fruchtbarste, Vollkommenste heraus? Da, dächt' ich, könnte doch sie, die Schülerin, mit allen Ehren auch Lehrerin werden. — Und, sagen Sie: ist denn das Genie in jedem Augenblicke seines Wirkens Genie? ganz, blos Genie? kann es die Stimme des Schönsten und Besten, in ihm und außer ihm, niemals verhören, niemals mißverstehn, sondern, weil es so Vieles faßt, gleich Alles und Jedes fassen?"

„Das behaupt' ich keineswegs. Gleichwohl: Genie zu seyn — Genius — und Unterricht zu nehmen —! von Frau Kritik —!"

„So sagen Sie: von andern und höhern Genie's; denn nach Ihrem eigenen Ausspruche weiß ja die Kritik Alles, was sie weiß, nur von diesen."

„Da wendet sich das Genie lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? Daß das Studium guter Muster, wenn auch nicht schlechterdings unentbehrlich, doch rathsam und sehr nützlich sey: das räum' ich ein. Aber welch ein Unterschied: das lebensvolle Muster und die davon abgezogene, todtstarre Regel! diese sich aufdringen zu lassen, diese folgsam resignierend hinzunehmen — sagen

Sie selbst: ist das von dem herrschmuthigen, herrschkräftigen, dem überall in der Welt siegreichen Genius auch nur zu verlangen? wär' es nicht klein und erniedrigend für ihn ihn? Wenn ich mir einen Geist denke, wie Haydns, Mozarts, Beethovens; und nun kommt Einer über die Berge herüber mit seinem Regel- und Fachwerk, tritt vor ihn hin mit wedelndem Zeigefinger: „Du! Du —!“

„Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch mit sich selbst verfallen?“

„Wie das?“

„Sie billigen das Studium der Muster. Was sucht denn das Genie bei den Mustern? Doch nicht zu plündern oder blos nachzumachen?“

„Das thun nur Stümper.“

„Ganz recht. Das eine Genie wird also dem andern gewisse Vortheile abmerken, wird sich gewisse Beobachtungen abziehn wollen, die es künftig bei eigenen Werken anwenden und nützen könne. Meinen Sie nicht?“

„So ungefähr.“

„Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze

zu fassen: werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? Sie führen Haydn an: ich will bei Ihrem Beispiele bleiben. Haydn schrieb in frühern Jahren Opern. Sie enthalten treffliche Stücke: aber die Personen sind wenig charakterisiert und unterschieden; die Arien sind weit ausgesponnen, haben lange Ritornelle — kurz, sie sind Concertstücke, wirken nur als solche und gar nicht theatralisch. Nun gewannen Glucks Opern, nachdem sie in Paris großes Glück gemacht, auch in Wien Ansehen und Eingang. Haydn lernte sie kennen; bemerkte ihre Wirkung vom Theater auf Jeden, auf sich selbst; fand, daß sie diese Wirkung zunächst erreichten durch feste Charakterzeichnung der Personen und möglichste Beschneidung alles dessen, was den Fortschritt der Handlung über Gebühr aufhalten würde. Meinen Sie nun nicht, diese seine Beobachtung würde ihm fortan zur Regel geworden seyn, wenn er später Opern geschrieben hätte? Hat er sich doch sogar bei seinen Cantaten, der Schöpfung und den Jahreszeiten, darnach so weit gerichtet, als es hier anwendbar und rathsam war! Wenn also das Studieren und Benutzen der Muster dem Genie

nicht zu klein ist: so kann ihm auch das Regeln-Annehmen nicht zu klein seyn.“

„Ja, mein Herr: solche Regeln — wenn sie ja so heißen sollen! Diese findet aber das Genie schon selbst und schreibt sie selbst sich vor. Was bedarf es dazu der Kritik?“

„Nun: sie werden ja doch nichts Uebleres dadurch, daß sie ein Anderer ausspricht! Unsere Sache ist hoffentlich keine persönliche.“ —

Hier schien der Künstler ein wenig beunruhigt: der Freund war aber zu wohlwollend und zu sittig, dies laut bemerken zu wollen. Doch fuhr er also fort:

„Wenn daher das Genie nur nicht, wie Sie mich fast befürchten lassen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm ist — was doch sonst die Großen nicht sind, wo es auf ihren Vortheil ankommt: so könnte es hier von der Willfährigkeit der Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Unterscheiden, das Absondern, das Hinaufsteigen zum Allgemeinen, was alles zum Regeln-Bilden nothwendig gehört, versteht sich diese Tochter der Philosophie unstreitig ein wenig besser. Wenn also das Studium der Muster zum Erkennen der Regeln der Kunst seinen Nutzen hat: so

wird, sollt' ich meinen, ein gründlicher Kritiker selbst neben dem ersten Meister ziemlich brauchbar seyn. — Sie sind, so viel ich weiß, schon einige Tage hier: da haben Sie wohl auch unserm gestrigen Concerte beigewohnt?"

„Allerdings; und mit großem Vergnügen."

„Haben Sie da auch die neue Symphonie gehört?"

„Ja freilich."

„Und gleichfalls mit großem Vergnügen?"

„Nun . . . Ach ja. Sie hat wirklich viel Schönes."

„Das will ich meinen! Der Componist besitzt, sieht man, Geist und Leben; auch Beharrlichkeit und Ausdauer. Und seinen Mozart hat er fleißig angesehn."

„Er scheint ihn auswendig zu wissen."

„Und doch hat er sich ihn, meines Bedünkens, noch lange nicht genug zu eigen gemacht."

„Ich möchte eher sagen: zu sehr."

„In gewissem Sinne glaub' ich das auch. Ich meine so: Er hat sich ihn zu sehr zu eigen gemacht, nicht eben um mancher Reminiscenzen willen, obschon er besser auch diese vermieden haben würde: sondern weil er es so sehr auf

Fülle und Ueberfülle, auf stürmende, wohl auch scharf einschneidende, leidenschaftlich fortreißende Kraft, hartnäckig kunstvolle Verwebung und Ausführung anlegt: er hat sich ihn zu wenig zu eigen gemacht, weil ihm entgangen zu seyn scheint, daß Mozart bei aller Fülle klar und folgerecht bleibt, daß er seine leidenschaftlich gesteigerte Kraft stets durch edle, würdige Mittel, nie durch blos Rauschendes und Lärmendes, ausübt und gelten macht; daß er seinen kunstvollen Ausführungen stets eigenthümliche, faßliche und ausdrucksvolle Melodieen zu Grunde legt, bei denen lange zu verweilen der Mühe werth ist — Melodieen, die das Gemüth des Zuhörers sogleich ansprechen und damit diesem es auch erleichtern, dem Meister durch alle seine Details zu folgen. Wie wünschte ich, unser Componist hätte eben diese Vorzüge Mozarts recht deutlich erkannt; oder, kannte er sie, sich ihrer erinnert! und es würde, denk' ich, weder der Sache im Allgemeinen, noch ihm, noch diesem seinem Werke zum Nachtheil gewesen seyn, hätte er sie, diese Vorzüge, durch tüchtige Kritiken Mozarts, wie wir sie ja haben, kennen gelernt oder in Erinnerung bekommen."

„So glauben Sie also, diese da und dort

zerstreuten Kritiken würden ihn gelehrt haben, wie er es besser machte?“

„Gewiß! nur müssen wir uns über dies „Wie“ recht verstehn. Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinste; sie kann ihm eben so wenig den Geist der Erfindung, die Wärme des Gefühls, die Gewalt über die Ausdrucksmittel, in höherm Grade mittheilen, als es sie schon hat. Alles, was sie vermag — aber, zum Glück, auch Alles, was das Genie bedarf — sind Winke, Warnungen, Fingerzeige. Unserm Symphonisten zum Beispiel, ist er anders für guten Rath empfänglich, würde die Kritik weiter nichts gesagt haben, als etwa: Freund, deine Erfindungen an sich und vor ihrer Ausarbeitung sagen zu wenig aus und sprechen das Gemüth nicht an, oder auch, sie sind nicht eigentlich dein: sey um sie künftig sorgsamer und übereile dich nicht. Deine gründliche, in ihren Combinationen nicht selten bewundernswerthe Ausführung hast du durch immerfort angehäufte Instrumente verdunkelt, so daß man dir nur mit angestrengtem Verstande, mithin einseitig, folgen kann; dadurch, daß du von einer ergriffenen Figur gar nicht ablässest, so lange du dir nur etwas

über sie aussinnen kannst, dehnst du deine Stücke zu lang aus und ermüdest den Zuhörer, auch den aufmerksamsten. Das Alles ist, meines Wissens, nicht gut, und die Wirkung bestätigt es. So hat es auch dein Vorbild, Mozart, nicht gemacht. Seine Erfindungen sind schon an sich bedeutend, ansprechend und ganz sein eigen; seine reiche Instrumentierung ist so gestellt und gearbeitet, daß sie die Hauptideen nicht aus einander treibt, sondern um so enger zusammenhält, durch den Wechsel der Instrumente sie auch um so angenehmer und klärer hervortreten läßt; endlich, so weiß er auch überall, mit der Ausführung einzelner Theile, wie mit dem Ganzen seiner Sätze, zu rechter Zeit aufzuhören. Prüfe nur und vergleiche. — Hätte die Kritik dies gesagt: so würde sie bescheiden zurückgetreten seyn und es dem Künstler überlassen haben, ob er das Wahre ihrer Aussprüche finden und davon bei neuen Arbeiten Gebrauch machen wolle oder nicht."

„Ja, mein Herr: wie Sie sich jetzt erklären" . . .

„Hatt' ich mich denn schon anders erklärt? Erfinden, eingeben, in die Feder dictieren, wird

die Kritik Nichts. Und wenn sie das auch könnte und wollte: so“ . . .

„So würde sich's das Genie verbitten.“

„Wie natürlich. Was man selbst hat, läßt man sich nicht gern von Andern schenken; und wer von dem Seinigen austheilen will, ist verdrüßlich, wenn es ihm ein Anderer zusteckt.“

„Nun gut! gut! Gegen diesen Zweck und dies Verfahren der Kritik bin ich weit entfernt, etwas einzuwenden. Aber, aber — Sie sprechen nur immer von „der Kritik;“ nun muß ich bitten: Weisen Sie mir sie doch nach, diese Kritik, in der Wirklichkeit. Ich sehe nichts als Kritiker, und zwar da und dort einen guten, öfter geradezu schlechte, und bei weitem am häufigsten solche, die weder das Eine noch das Andere sind, sondern in ihrer Mittelmäßigkeit zwischen jenen Beiden sich flach und mattherzig durchwinden.“

„Mein werther Freund: Weisen Sie mir doch „das Gute“ in der Wirklichkeit nach. Ich sehe nichts, als da und dort einen Menschen, der nach diesem redlich und beharrlich ringt und den wir deshalb einen guten nennen, öfter schlechte, und bei weitem am häufigsten solche, die zwischen

jenen Beiden unstetig und mittelmäßig dahin=wanken. Oder auch: weisen Sie mir „die Kunst“ in der Wirklichkeit nach. Ich sehe nichts, als Künstler, und zwar da und dort einen guten, öfter schlechte, und bei weitem am häufigsten mittelmäßige.“

Dies hatte der Freund, zwar mit Ernst, aber zugleich mit unverkennbar=liebreichem Herzen gesprochen, und der Fremde schwieg, wie jeder Anwesende, eine feine Weile. Dann sagte der wakkere Künstler:

„Ich glaube Sie zu verstehen; und Sie greifen damit tiefer in mein Inneres, zugleich auch nach ganz Anderm hin, als Sie wohl wissen oder beabsichtigen mögen. Darum“ ...

Hier reichte er dem Andern die Hand und dieser drückte sie ihm mit Wärme. Hernach nahm Jener noch einmal das Wort:

„Gleichwohl, sagen Sie selbst: empfinden Sie es denn nicht widerwärtig, und, wo es gegen das Treffliche geht, empörend, daß es um unsre Sache steht, wie es steht?“

„Ich berufe mich auf meine Beispiele. Die Welt ist nun einmal — die Welt. Sie kann ich nicht ändern: nur mich. Und da sie doch auch

des Guten und Schönen so unendlich viel in sich hat, und auch mir bietet, wenn ich's nur erkennen, aufnehmen und mich immer empfänglicher dafür bilden will: so bin ich auch mit ihr im Ganzen, wie sie nun ist, nicht unzufrieden."

„Daß, wer eine Sache nicht versteht, oder sich nicht bemühen mag, in sie einzugehen, schlecht oder nur in Redensarten davon sprechen kann, ist natürlich; wenn er darum doch spricht, und öffentlich: so mag das meinetwegen auch drum seyn: aber der Ton — der Ton, mit welchem so viele, auch der bessern Kritiker hervortreten, und der ein so ganz andrer ist, als Sie ihn vorhin angaben" . . .

„Ich könnte auch hier mit meinem Sprüchlein ausreichen: die Welt ist nun einmal die Welt; aber ich will noch hinzusetzen: Wenn die Kritiker von jenem rechtlichen Grundtone zu weit ab modulieren oder ihn ganz vergessen, so werd' ich das freilich nicht loben, nicht einmal im Allgemeinen entschuldigen. Indessen gilt doch vom Tone dasselbe, was wir vorhin von den Personen bemerkten: die Sache selbst wird dadurch keine andere. Männer halten an der Sache, und lassen, wenn sie gut ist, die Nebendinge hingehn. Uebri-

gens werden Sie mir zugeben, daß Manches für hart abgesprochen genommen wird, was nur kurz ausgesprochen ist; und auch, daß es unter Ihren Collegen nicht wenige giebt, zu denen wirklich mit starker Sprache geredet werden muß, wenn sie es sollen vernehmen können —"

„O, lassen Sie den gemeinen Schlag Musiker —"

„Lassen Sie dafür den gemeinen Schlag Kritiker. Sie mögen mit einander aufheben und fertig werden."

„Das thun sie wohl auch. Ich sage nur: es empört, wenn — um nichts Gemeineres anzuführen — Ihr Schweizer gegen Mozarts Quartette, das Vollkommenste, was man irgend in dieser Gattung besitzt, auftritt, und in der ganzen Welt allein, gegen die ganze Welt allein, auftritt — warum? weil er nun einmal aus eigener Machtvollkommenheit, und wieder gegen die ganze Welt, behauptet hat, die Instrumentalmusik solle blos durch freies Tonspiel eine freie Stimmung herbeiführen: jene Quartette thäten aber mehr, drückten Affecte aus, und das gebührte ihnen nicht, sondern blos der Gesangsmusik; sie

sängen zugleich und spielten nicht blos: das aber wäre falsch und verwerflich.“ —

„Wie Sie's nun nehmen! Es ist gar nicht in meinem Sinne und auch nicht meine Sache, die des Herrn Nägeli zu führen; das möge er selbst, so gut sie sich führen läßt; ich habe sie, auf einmaliges Anhören, wohl auch nur nothdürftig gefaßt und bin keineswegs im Stande, sie in ihrem ganzen Zusammenhange darzustellen. Indessen: wenn er um jener von ihm gemißbilligten Eigenschaften willen diese Werke im Allgemeinen herabwürdigte, ihnen Geist und Kunst abspräche oder sonst sie geringschätzig behandelte — was er durchaus nicht thut: dann hörte er auf ein Kritiker zu seyn und würde ein lächerlicher Pedant; über Lächerliches aber lacht man und läßt es laufen. Dagegen — bedenken Sie doch: wenn er nun einmal gegen diese Werke sich aufmachen will, und nichts gegen sie einzuwenden hat, als daß sie des an sich Guten, ja Vortrefflichen, zu viel und auch aus andern Gattungen musikalischer Werke enthielten, übrigens aber beweiset, wie er allerdings schon sonst und auch in seinen Vorlesungen gethan hat, daß er ein Mann von vielem Scharfsinn und manchfaltigen Kennt-

nissen sey: sagen Sie, wie wär' es möglich, unsern Meister, nach Ihren eigenen Ansichten, und den meinigen gleichfalls, besser zu preisen, als eben dadurch?" — —

Die Stunde, wo die Gesellschaft sich zu trennen pflegte, hatte längst geschlagen. Einige Mitglieder erhoben sich; der Professor unter ihnen. Dieser hatte bisher gar nichts gesagt und nur aus seinem Gesichte sprach es immerfort: „Hausbakken! Alltäglich! Aufgewärmter Kinderbrei!" Jetzt, indem er sich dem Freunde empfahl, sagte er ihm lächelnd: Leichter Krieg: leichter Sieg! — Desto besser! erwiederte Jener ruhig. Meinen Sie? sagte der Andere, und auf sein Gesicht trat wieder: „Hausbacken! Alltäglich!" —

Commentatiuncula

in usum Delphini.

Wir lesen hier auch die Leipziger musikalische Zeitung; wir, in Hinterpommern. Nur bekommen wir sie etwas spät: dafür aber auch bündelweise. So ist das letzte Bündel, das mir, Hornung laufenden Jahres, zu Handen gekommen, von Anno 1806, und die letzten Nummern die 29ste und 30ste, worin ein langes Gedicht von August Apel steht. Dieß Gedicht ist mir sehr merkwürdig; mehr noch der Idee, als der Ausführung nach; und jene vornehmlich ihrer Fruchtbarkeit halben. Ich erzähle die Sache, zwar auszüglich, doch ausführlich; denn da sie nicht von heut' und gestern ist, so haben sie doch wohl Viele schon vergessen.

Der ehemals berühmte, für immer verdiente Grétry hatte seine Versuche über die Musik herausgegeben, und Hr. Karl Spazier die schweren Quartanten zu einem leichten Octavbande verarbeitet. Dieser Octavband enthält aber weit mehr, als was man für die Quintessenz des Werkes nahm; nehmlich noch die zahlreichen Anmerkungen des Verarbeiters: und diese haben das Eigene, daß sie fast Satz für Satz widerlegen, was oben im Texte gesagt ist, so daß der Mensch zugleich das Ja und das Nein empfängt, und ohngefähr so weit ist, als zuvor. Ich brauche nicht zu bemerken, wie dadurch die Denk-, Sprech- und Schreibfreiheit ungemeinen Vorschub erhält: so wie ich nicht zu versichern habe, daß man deßungeachtet aus dem Ja und dem Nein, wo nicht viel, doch Vielerlei, erlernen kann.

So hatte nun Grétry, da, wo er vom bestimmten Ausdruck guter Instrumentalmusik spricht, behauptet, man könne, was man durch sie, wenigstens durch die beste, für die Empfindung bekomme, selbst auf Begriffe zurückführen und sonach in deutlichen Worten aussprechen. Nun gehöreten z. B. Haydn's Symphonieen zu dieser besten Instrumentalmusik; und so würde

es auch ihm nicht schwer fallen, ihnen Worte unterzulegen. Flugs setzt da sein Verarbeiter darunter: das soll Hr. Grétry wohl bleiben lassen. Er hatte Recht; wenigstens in so fern, als Hr. Grétry im Grabe lag. Aber Hr. Apel war noch am Leben; und der sagte, das heiße, seinen Autor nicht verstehen, oder vielmehr, ihn nicht verstehen wollen: denn diesem sey ja gar nicht eingefallen, Haydn Note für Note Worte unterzulegen, so daß seine Symphonieen mit diesen abgesungen werden könnten, sondern, er habe sich anheischig gemacht, wie oben gesagt, was die Sätze durch Ausdruck für Eindruck machten, auf die Empfindung nehmlich, auf Begriffe zurück zu führen und damit es aus dem Allgemeinen in's Besondere herüberkäme, auch dem ganzen Entwickelungsgange des Künstlers im Einzelnen näher sich anschlösse, dem im Begriffe Aufgefaßten, Deutungen und Beziehungen auf das Leben selbst und seine innern und äußern Erfahrungen zu geben. Das aber brauche man keinesweges bleiben zu lassen; namentlich wolle er es nicht: vielmehr gleich auf der Stelle sich mit einer Symphonie versuchen, nicht sowohl, Hrn. Spazier etwas am Zeuge zu flicken, als vielmehr des

verstummten Grétry's Ehre und Sache zu retten; indem, was wirklich, doch wohl auch müsse möglich seyn. So schrieb denn nun Herr Apel jenes Gedicht, aus, nach und zu einer Symphonie: zwar nicht einer Haydn'schen, als die ihm weniger geläufig, aber zu einer Mozart'schen — zu der aus Es dur; und in diesem Gedichte leistete er, was Er versprochen, Grétry gewollt, Spazier verspottet.

Ich hab' es schon gesagt, daß mich diese Idee lebendig ansprach. Ich gehöre nun einmal unter die Menschen, die, wenn sie empfinden sollen, wissen müssen, was? ja, (einem alten Gerichtsschreiber, im realsten Realen ergrauet, wird man das schon zu Gute halten,) auch um was? für was? zu was? so daß ich den allgemeinen Empfindungen einen bestimmten Gegenstand unterlegen muß, oder es wird nichts Rechts mit meinem Empfinden, wie ich mich auch zu schmelzen bemühe.

Es kam aber Eins zum Andern. Nur Geduld; ich verhalte nichts. In demselben musikalischen Zeitungs-Bündel befand sich auch — der Leser lese — die solide Recension einer noch viel solidern Klaviersonate von Beethoven; der nehmlich aus As dur, Opus 26, die mit einem

variirten Thema anhebt. Der Recensent verbreitet sich über sie nach verschiedenen Seiten hin, bleibt aber am Ende bei ihrem so bestimmten und innigen Ausdruck stehen, den er gar nicht genug anpreisen kann. Nun hab' ich, seit mir dieses mein Amt und einige Ordnung zu Theil geworden, die financielle Einrichtung gemacht, daß von der Gesammteinnahme, dem Fixo nebst den Sportuln, jährlich fünf pro Cent zur Nahrung meiner Musikliebe und Musikfreude aufgewendet werden; wobei es weder an meiner Neigung, noch an meinem Bemühen liegt, wenn das jährliche Quantum selten über zwölf Thaler, zwölf Groschen steigt. Desto besser wollen diese aber angewendet seyn. Da nun jenes Werk als durchaus vortrefflich, zunächst aber in obbemeldeter Hinsicht preiswürdigst befunden ward, und mir eben dieser Punkt, durch Grétry's, Spaziers und Apels Zuthun, wie festgenagelt im Kopfe saß: was Wunder, daß ich mir durch die Buchhandlung Mauritius zu Greifswalde, vor allem diese Sonate aus Leipzig verschreiben ließ?

Sie kam, sauber gestochen und wohlconservirt. Der Rügen-Inculpat, den ich eben in der Mache hatte, kam vielleicht besser weg, als sonst

geschehen wäre, nur, damit ich den Handel und die Gerichtsstube schließen konnte, um mit dem Werk an's Pianoforte zu gelangen. Ich begann, ich fuhr fort, ich endigte — Himmel, mit welchem Genuß! Ich fing von vorn wieder an, ich beschloß die Variationen: o Leser, da stand's vor mir; Alles, Alles stand vor mir, vollständig, deutlich, unverkennbar! Ich selbst nehmlich stand vor mir, in den entscheidendsten Momenten meines Lebens, abgeschildert wie aus dem Spiegel, in diesem Thema mit Variationen: sechs Hauptmomente, das Thema mit fünf Variationen, die letzte mit einer kurzen, in's Freie führenden Coda, an welcher ich jetzt im Leben stehe, und die, wie diese musikalische, eben so gewiß nur noch kurz seyn, als mich in's Freie führen wird. Nun versteht sich's zwar von selbst, daß Hr. Ludwig van Beethoven in Wien, als er diese Variationen geschrieben, nicht an mich Hinterpommerinken und mein bischen Leben gedacht hat: aber das ist ja eben der lebendige Springpunkt der ganzen Sache, daß Jeder, der nur beim Vortrag ausdrucksvoller Instrumentalmusik an irgend etwas denken will, gerade an das denken kann, was ihm zunächst am Herzen liegt, in wiefern

es nehmlich für die Empfindung denselben Ausschlag giebt, wie die Musik; wäre das ihm zunächst am Herzen Liegende auch er selbst, und dieser Er-Selbst nichts weiter, als ein körperlich verfallender, neun und sechszigjähriger Junggesell in einer finstern, angeschmauchten Gerichtsstube. Ich dachte also an mich, wie ich war und ward und bin; und je mehr ich dachte, je öfter ich die Variationen spielte, desto heller ging mir das Licht auf, desto mehrere, desto nähere Beziehungen fand ich, desto enger traten diese zusammen und vollendeten mein leibhaftiges Conterfei.

Dieß hat nun nicht etwa nur mir großes Vergnügen gemacht und macht's immer von neuem: sondern es hat wich auch, und auf recht freundlichem Wege, zu so manchen Betrachtungen geführt, die, darf ich's gestehen, vor Gott in christlicher Demuth und gerührtem Preis, so wie vor Menschen, in bescheidenem Zutraun und lächelndem Ernst, sich wohl aussprechen ließen, getrauete ich mir die zweite Aussprache, wie ich mir die erste getraue. Bedenke ich nun aber, wie auch vielen Andern ein solches Vergnügen und solcher Nutzen auf gleichem Wege zukommen könnte,

sähen sie nur an einem Beispiele, nicht blos an einem poetischen, wie Apels, das sehr in Bildern und Abstractionen, die nicht Jedermanns Sache sind, herumwebelt, sondern an einem ungemein prosaischen und einfältigen, wie jeder Erdensohn es aufstellen kann, da er ein ähnliches erlebt, er mag wollen oder nicht — sähen sie, sag' ich, an solch einem Beispiele, die Sache geht, und wollten sie mit sich selbst versuchen: so wird es, glaub' ich, mir zur Verpflichtung, dieses mein Beispiel, mit jenem Zutraun und jenem Ernst, hier preis zu geben. Und so fasse ich mir denn ein Herz und liefere, wiewohl nur in kurzen Andeutungen, meine Commentatiunculam — des Beethoven'schen Thema mit Variationen nehmlich — in usum Delphini, wie folget; wobei ich blos noch das vorauszuschicken habe, daß eigentlich der Text, das ist, das Beethoven'sche Stück selbst, daneben gedruckt stehen sollte, der Herr Verleger aber meinte, es besäße dies ohnehin jeder Klavierspieler, dem einiges Denken voraussetzungsweise zugemuthet werden könnte, oder der es ja nicht besäße, würde sich's gern anschaffen für die Paar Groschen; was denn auch sein Schade nicht wäre. Zur Sache!

Thema; das Gegebene, die Grundlage, die hernach weiter entwickelt werden soll: Andante, As dur, Dreiachteltakt, mehr ernst, als munter, doch sanft, freundlich und gefällig; dabei gar nicht ohne Kraft, und vielversprechend, in aller Bescheidenheit. Sieh, Bernhard, sagte ich zu mir, gerade so war dein Gegebenes — die Grundlage von Gott dem Herrn, die hernach weiter entwickelt werden sollte; gerade so, nach dem Wenigen, dessen du dich aus frühester Kinder- und Knabenzeit erinnerst, und dem Vielen, was Andere dir davon gesagt haben. Wie traurig es dich auch mache: nimm es noch einmal zusammen: ein Junge, mehr ernst, als munter, doch sanft, freundlich und gefällig; dabei gar nicht ohne Kraft und vielversprechend, in aller Bescheidenheit! Ja ja; so hatte dich dein Schöpfer ausgerüstet; und wie gnädig! so hatte auch dein strenger Vater dich erhalten, deine fromme Mutter dich aufgenährt, körperlich und geistig; und wie liebreich! Du thatest das Deine stillweg, weil's geschehen sollte; deine Wünsche erstreckten sich nicht weiter, als auf ein paar Pflaumen zum Vesperbrod, ein mäßiges Pensum in der Schule am Wochentage und einen Gang in's

Grüne des Sonntags nach der Kirche; du konntest des Mittags keinen Löffel berühren und des Abends nicht einschlafen ohne Gebet; du vermochtest keinen Fehltritt auf dem Herzen zu behalten über Nacht und flehetest lieber auf's demüthigste zu Gott und Menschen um Sühne — — Nun: das war nicht viel, aber es war gut, und dein Grundthema; sieh, Bernhard, das, gerade das sollte hernach weiter entwickelt werden. Nun frage einmal: was ist denn daraus geworden? Erinnerung, Gewissen, und Beethovens Variationen antworten klärlich.

Variatio I. Das Thema ist wohl da, aber aufgelöset in Figuren, die immerfort wechseln mit abgespannter Tiefe und aufgereizter Höhe. Ja doch, ja! Ich war in's Jünglingsalter getreten, war auf's Gymnasium geschickt. Hier hatte ich Niemand, der sich um mich bekümmerte, außer, daß ich 'was lernte. Eingepfergt war ich mit einer Anzahl jungen Volks, aus den verschiedensten Gegenden und Verhältnissen zusammengestoben, meist roh und gemein, Wenige besser, Manche aber auch schlechter. Versuchte ich's, dem, wie alles nun einmal war, mich nicht zu fügen: so ward ich von den Aufsehern gestraft,

von den Mitschülern verspottet oder verfolgt; da gab ich mich denn hin, und ward, wie die Mehrzahl war. Das Thema blieb zwar, aber aufgelöset in Figuren, die ganz anders aussahen; und zwar in was für Figuren? Man sehe nur das Werk, S. 2 und 3! Die gute Grundlage war zerstückt, zerstreut, nach oben und unten gerissen. Die innere Uebereinstimmung und Einigkeit mit mir selbst war dahin; und somit der innere Friede. Kam ich in einsamen Stunden zu mir selbst: so versank ich entweder abgespannt in trübe, dunkle Tiefe, mich selbst schmähend und herabwürdigend, oder reizte mich gewaltsam auf zu dem, was ich für Höhe hielt, zu Leichtsinn und keckem, wohl gar frevlem Muthe; wahrhaft Hohes kam nicht zur Ansprache; und fragte auch Niemand, ob es zur Ansprache käme. Vielmehr war man mit mir recht wohl zufrieden, wie es Jedermann mit jener Variation seyn wird; nahm ich mich doch, wie eben sie auch, nicht übel aus, verstieß nicht gegen die Regeln und ging plausibel meinen Gang.

Variatio II. Siehe da: das Thema wieder! und stolz und prächtig im Baß! alles Andere, wiewohl in reicher Fülle, doch nur in kurzen,

abgestoßenen Noten drumherspielend! Nun ja; ich, wie aus dem Spiegel gestohlen! Ich war ein gereifter Jüngling geworden; ich fing einen neuen und von jenem gänzlich verschiedenen Abschnitt meines Lebens an: ich bezog die Universität. Der Eindruck dieser äußern Veränderung auf das Innere war groß. Ich raffte mich zusammen; ich fühlte, wie ich abgekommen vom guten Grundthema, wie dieß wieder zu ergreifen sey, aber mit mehr Energie und Selbstständigkeit. Die mir neue Freiheit und Unabhängigkeit erhob und kräftigte mich: aber ein ungeheurer Dünkel, Hochmuth und Trotz bemächtigte sich meiner. Ich sahe Viele meines Gleichen, die weniger wußten, als ich: nun glaubte ich Alles zu wissen; ich sahe nicht Wenige, die wüst und zügellos lebten: nun glaubte ich ein edler Mensch zu seyn. In Alles, was ich dachte, wollte und that, drang der verteufelte Hochmuth; am Ende rundete er Alles in mir zu einem starren Ganzen ab, das ich wohl gar mein System nannte. Meine Lehrer waren mir nun Pedanten oder beschränkte Köpfe; meine Bücher, kaum einige alte Classiker und den Shakspeare ausgenommen, einseitig, mangelhaft. Die Theologie erschien mir als ein Luftgebäude

entweder gutmüthig schwärmender oder listig berechnender Volksführer; die Jurisprudenz als eine Anweisung, das Recht ungestraft zu verletzen; die Medicin als ein Aggregat zusammengestoppelter, einander aufhebender Erfahrungen und Schlüsse; die Philosophie als eine leere Spiegelfechterei, die Jeder sich selbst vormache; die Geschichte als eine Sammlung ganz- oder halberlogener Vorfälle und Raisonnements; die Mathematik als eine brauchbare Sache blos für Ingenieure, Bauherren u. dgl. die alte Welt war todt, die neue nichtig. So gelangte ich allmählig dahin, im Grunde des Herzens nichts von allem, was war, hochzuschätzen, das Zeitalter aber, als versunken, gemein, erbärmlich, ganz eigentlich zu verachten. Und weil ich abgeschmackter Narr dunkel annahm, die Entdeckung eines Fehlers, einer Schwäche, eines Mangels setze beim Entdecker das Gegentheil und das Gute daneben obendrein voraus; man könne Alles, was man wisse, sobald man nur wolle: so fühlte ich mich im geheim, wenn ich's auch mir laut zuzusprechen nicht toll genug war, weiser, stärker, edler, höher, als Alles, was mich umgab; brütete über der Tiefe meines innersten Wesens, wenn sich's im äußern Leben doch nicht

immer so finden wollte, führte aber meine erwähnte Melodie im starren Basse immer derb fort, indeß ich alles Andere, in seiner Fülle und Schönheit, nur — gerade wie in der Variation — an mich heranspielen ließ, es mehr von mir abstoßend, als mich mit ihm vereinigend. Dachte ich an die Zukunft, so wußte ich kaum, wo ich in dieser niedern Welt mich nur hinthun sollte mit all meinen Vortrefflichkeiten. Da ich indessen gelten wollte, und viel und 'was Großes; da ich begriff, ich müsse, um dahin zu gelangen, diese armselige Welt denn doch bei einem Zipfel anfassen, wiewohl sie's kaum würdig: so entschied ich mich für's Regieren; das heißt, im Concreten genommen, für die königliche Landesregierung, von wo aus der Weg selbst bis in's Ministerium offen stehe. — Freunde übrigens, herzliche, hatt' ich nicht: über mir wollte ich keine aus Trotz, unter mir keine aus Hochmuth, neben mich stellte ich Niemand. Mächtig ergriff mich aber von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, zu lieben und geliebt zu werden: doch, Fernes war nicht für mich, für Nahes glaubte ich nicht zu seyn: da zerschmolz ich denn heute in Sehnsucht nach einem himmlischen Phantom, und unversehens morgen opferte ich

irgend einer sehr irdischen Göttin. . . Hör' auf, Bernhard! hör' auf! Es ist genug, um bemerklich zu machen, du warest ein Narr und schon auf dem Wege zu etwas weit Schlimmern; ja, du hättest mit Leib und Seele zu Grunde gehen müssen, wenn sich nicht ein höheres Erbarmen darein gemischt und gesandt hätte, worauf ganz unverkennbar anspielt

Variatio III. Schwer und schwermüthig, trübe und trübsinnig, gleichsam darniedergebeugt und nur mühsam, bewegt sich diese Variation fort; seufzet dazwischen auf in einzelnen Accorden durchschneidender Harmonie; verhallet am Ende dumpf unter der Last von Erniedrigungszeichen: As moll, jeder Ton solch ein Zeichen und bei mäßigem Ausgreifen mancher wohl gar zwei. So ich, durch die Zuchtruthe meines himmlischen Führers! Mein Vater und alleiniger Versorger starb; die geliebte Mutter, entkräftet durch seine Pflege während zweijähriger Krankheit, folgte ihm bald. Sein Geschäft war durch die lange Krankheit zerrüttet: ich empfand zum erstenmal unabweislich, ich sey arm. Das erste B und Erniedrigungszeichen! Ich grollte dem Geschick, ich grollte den Reichen: es half nichts; ich mußte

Anstalt machen, mein Brod zu verdienen. In keckem Selbstvertraun meldete ich mich zum Examen. An Antworten ließ ich's nicht fehlen und sprachgewandt war ich schon vom Gymnasium her: die Herren Facultisten ließen mich eine Weile gewähren, dann schüttelten sie die Häupter, endlich sagte der Eine: Hier fragt sich's nicht, was in einer möglichen Welt nach dem Ermessen des zwei und zwanzigjährigen Herrn Candidaten seyn könnte, sondern, was in der wirklichen ist, bestehet, bestehen soll; und nach den Fähigkeiten dafür. Von diesem wußte ich aber wenig — den Bocksbeutel hatte ich ja verachtet! von letztern besaß ich noch weniger — ich hatte sie ja nicht geübt, da ich mir alle zutrauete, wenn ich nur wollte. So bekam ich denn — ich, der die erste Censur schon so gut als in der Tasche hatte, die dritte; nicht viel besser, als Abweisung: die Commilitonen aber, über die ich mich erhoben, ließen mich, und gar nicht auf schonende Weise, bemerken, wie herzlich sie mein Geschick mir gönneten. Das biß tiefer ein, als Armuth und selbst Hunger: das zweite B! — Du willst es ihnen anders sagen! dachte ich, und arbeitete mit Feuereifer und größter Anstrengung ein

Werkchen aus, wozu mir, was ich jetzt erfahren, die Stimmung, was ich brockenweise gedacht oder gelernet, den Gegenstand zur Hand gab. Der Titel war: Vom Recht und den Rechten. Das klang nach 'was; und da ich überdies eine hochbeinige Vorrede voller Anmaßung vorgesetzt hatte: so fand sich wirklich ein ehrsamer Buchhändler, der, um ein Billiges, das Werk übernahm und druckte. Mit Entzücken empfing ich die Freiexemplare, — lief eins durch, und ward in meiner Wonne blos durch die Druckfehler gestört, über die ich mit allen Gliedern zappelte, doch nur auf Augenblicke. Jetzt aber die Recensenten —! Alle, ach alle ohne Ausnahme, waren einig über mein Werk. Was sie sagten, lief darauf hinaus: der Verf. ist wahrscheinlich ein junger Mensch, vielleicht nicht ohne Talent, aber gewiß ohne Kenntnisse; und — das Letztere bewiesen sie, indeß sie das Erstere nur als eine Möglichkeit hinwarfen! Siehe das dritte, noch viel mehr beugende Erniedrigungszeichen! — Jenen Beweisen konnte ich nicht widerstehen, wenn ich ihnen auch widersprach: so wollte ich der Welt und ihrem Glück von anderer Seite beikommen. Wir hatten auf dem

Gymnasium lateinische Verse zimmern gelernt und heimlich wohl auch deutsche von uns gegeben. Einige meiner Lieder: Sehnsucht, Sie an Ihn, die künftige Geliebte u. dgl., hatten den Beifall der Gymnasiasten nicht ganz verfehlt; hernach, auf der Universität, hatt' ich, außer zahllosen Fragmenten für mich, verschiedene Gelegenheitsgedichte für die Familie des Herrn Oberbürgermeisters, wo ich Zutritt hatte, verfaßt, die eines gleichen Geschicks, besonders bei der angenehmen Frau desselben, sich zu erfreuen gehabt; eines, das ich ihr in's Wochenbette gesandt, und das in acht und zwanzig Strophen den Neugebornen, den ich freilich noch nicht gesehen, als einen leibhaftigen Engel, auf den (wie billig bei einem Engel) alles Große und Herrliche der Welt nur warte, herausgestrichen — dies Gedicht war sogar von der mir sehr werthen Frau und den Gevatterinnen am Tauftage für ein wahrhaftiges Meisterwerk der Poesie erklärt worden. Bei solchen Gaben und Erfolgen läßt sich 'was wagen! Ich wagte drum — ein großes Trauerspiel. Wilhelm der Eroberer war mein Held, die voluminöse englische Welthistorie nach Baumgartens Uebersetzung meine Quelle. Ich glaubte den

abenteuerlichen Prinzen mit seinen wilden, verwegenen Recken, und all sein gewaltiges Wesen und Thun, füglich und gnüglich in die fünfthalb Stunden der Handlung zusammengepreßt zu haben. Der Effect mußte hinreißend, und dem der Räuber Schillers, die eben damals arg rumorten, nicht unähnlich seyn. Ich schrieb für alle Theater Copieen, sämmtlich mit eigener Hand und sauber: kein einziges wollte meinen Wilhelm aufführen; ich schickte ihn postfrei auf die Leipziger Buchhändler-Messe: kein einziger wollte ihn drucken. In Verzweiflung sandte ich die vorzüglichsten meiner lyrischen Gedichte nach Göttingen an Boje, der den geschätzten Musenalmanach herausgab: ich erhielt sie zurück und mit einem Schreiben, das, so höflich es sonst war, doch künftige Zusendungen abzulehnen schien. Das war denn das vierte Erniedrigungszeichen, vielleicht das schmerzlichste von allen; und ich saß mithin in As dur, dieser ernsten und strengen Tonart. Sie erwies endlich auch ihre Wirkung: nachdem ich ausgetobt, fühlte ich mich wirklich sehr ernst und machte die ersten Versuche, mit Strenge in mich selbst zurück zu blicken. In diesem nur allzunöthigen Geschäft störte mich

aber etwas; und zwar die gemeinste Noth. Ich hatte schon längst mich bei ehrlichen Krämersleuten in Wohnung und Kost, halbjährig zahlbar, verdungen; ich stand in Ansehn und guter Pflege bei ihnen, weil ich pünktlich zahlte. Jetzt zum ersten Male konnt' ich das nicht. Die Leute brauchten das Ihrige: ich wußte das, und las aus jedem ihrer Blicke, aß mit jedem ihrer Bissen, eine Mahnung. Nie hatte ich Unterstützung gesucht; es war mein Stolz und Trotz, sie nirgends zu suchen: jetzt mußte ich dran, und that's mit einem Herzen, in welchem Hohn der Welt und erbittertes Nachgeben gegen Zwang, diese bösen Furien, sich rauften. Ich besaß einen Onkel von mütterlicher Seite, einen reichen, angesehenen Domainenpachter im Hannöverschen, dem ich aus alter Gewohnheit zuweilen geschrieben, und der mich erst kürzlich in einer Antwort von neuem versichert hatte, er werde, zeige sich Gelegenheit, für mich gewißlich thun, was irgend in seinen Kräften sey. An diesen wendete ich mich, zeigte ihm die Gelegenheit und erinnerte ihn an sein Versprechen. Mit umkehrender Post erhielt ich in einem drei Folioseiten langen Briefe die umständlichste Nachricht von seinem Magenhusten,

der ihn fast bedenklich mache, von seinen fünf Kindern, die heranwüchsen und immer mehr Kosten verursachten, von den niedrigen Preisen des Getreides und der Schaafwolle — und unten in der Ecke stand mit kleinen Buchstaben das Postscript: „Anlangend Dein Gesuch, so kann einstweilige Verwunderung nicht bergen, solches zu vernehmen, zumalen in einer Zeit, so schlecht für mich, so gut für Dich, geliebtester Bernhard, maßen Du ja ausstudieret und, will's Gott, zu vielen schönen Aemtern geschickt bist; als wozu Dir hiermit alle erklecklichen Wünsche streue von Herzen; mag auch nochmalen nicht verhalten, für Dich zu thun, was in meinen Kräften: was aber, leider, mit Geld und Geldeswerth hiebevor mit nichten der Fall ist.“ Ich krüllte das Papier zusammen, knirschte mit den Zähnen, und versuchte, grimmig aufzulachen: das half mir aber alles nichts, und ich mußte es als das fünfte, tief einschneidende B hinnehmen. — Nach manchen durchkämpften Tagen und Nächten war ich, erschöpft an Kraft und Hochmuth, bis dahin gediehen, daß ich ausrief: Fahret denn hin, ihr schönen Plane für die Welt und für mich! beuge dich, Nacken, ganz Anderes zu tragen

bestimmt, unter das Joch erbärmlicher Verhältnisse! vermiethe dich, Mann, wie das blinde Pferd im ewig gleichmäßig umlaufenden Schöpfrad, auf Einem Fleck von früh bis Nacht die Knochen zu regen, um nur nicht niederzustürzen! Drauf und dran; gleich auf der Stelle! — Einer der untersten Actuarien des Magistrats war gestorben und noch unersetzt: ich ging zum Oberbürgermeister, meinem Patron, und hielt an. Lieber junger Mann, erwiederte er; alles in der Welt, nur das nicht. Sie sind nicht für so einen Posten. Ueberdieß hab' ich mein Wort schon für einen Andern gegeben; und zwar meiner Frau, die mich für den Bewerber dringend angegangen hat. Das — eben von ihm — eben durch sie: ein neues, schweres Erniedrigungszeichen; das sechste. — Ich ging fort, hinaus in's Freie; mein Herz war zerknirscht, mein Muth dahin, ich fühlte mich wie an Leib und Seele wund. Auf den Rain zwischen zwei Kornfeldern warf ich mich nieder, ließ gedankenlos den Schmerz an mir nagen, und, ohne daß ich's wußte, tropften meine Thränen — seit Kinderjahren die ersten — in das Gras hernieder. Endlich wende ich mich, und sehe einen Mann

bei mir stehen, der aufmerksam auf mich herunterblickt. Es war unser alter, ehrwürdiger Hauptpastor; wir kannten einander von weitem. Ich springe auf; er redet mich an, theilnehmend und freundlich; er ladet mich ein, mit ihm zu gehen; sanft dringt er in mich, mich ihm zu eröffnen. Betäubt im Kopfe, erweicht im Herzen, bedenke ich mich nicht und erzähle, was mir zunächst im Sinne lag; die beiden letzten Erfahrungen nehmlich. Er hört mir still und aufmerksam zu; dann sagt er blos: Jaja; verlasset euch nicht auf Menschen, spricht der Herr. Wohl! rufe ich aus, und meine Heftigkeit kehrt zurück; wohl! es sey beschlossen: wie es mir auch ergehe, ich verlasse mich nie wieder auf Menschen, und allein auf mich! „Sind Sie keiner?“ sagt er ernst und feierlich, indem er stehen bleibt und mich scharf in's Auge faßt. Dieß einfache Wort durchzuckte mich, wie ein elektrischer Schlag: aber ich stemmte mich dagegen und goß eine strudelnde Fluth Klagen und Anschuldigungen vor mich hin. Er sagte kein Wort. Ich war eines tröstlichen Zuspruchs — ach so bedürftig; ich sehnte mich darnach so dürstiglich: kein Wort! Und Sie sagen mir gar

nichts, da ich doch mein Herz vor Ihnen aus- schütte? begann ich endlich. Was ich Ihnen sagen könnte, antwortete er gelassen, das aufzunehmen scheinen Sie nicht geneigt. Wären Sie es doch, oder würden Sie es: so kommen Sie zu mir. Ein theilnehmender Empfang ist Ihnen gewiß.— Wir waren am Thor: er schied von mir. Das siebente erniedrigende B! —

Welch ein langer Commentar über diese Va- riation! Aber es ist auch eine capitale; und den will ich sehen, der über As moll schnell hin- weghüpfen kann! Ich komme zu

Variatio IV. Man sieht, sie ist wieder in Dur und bestehet durchgehends aus einer kur- zen, sanften und zwischen Tiefe und Höhe im- mer wechselnden, schwermüthig gezogenen Figur in der rechten Hand, wozu, oder vielmehr, wo- gegen, die Linke abstoßend (sempre stac- cato steht ausdrücklich dabei) rauhere Töne, doch pianissimo, wie angemerkt ist, hervor- bringt. Da haben wir's ja: mein Zustand, volle drei Wochen; so daß ich kaum noch etwas hin- zuzusetzen finde! Ich war in gänzlicher Apathie nach außen hin: desto bewegter arbeiteten meine Kräfte sich ab nach innen. Von mir selbst konnte

ich nicht ab; ich brütete über meinem Wesen, seinem Vermögen, seinem Werth; ich sann über mein Leben, seine Ereignisse, seine Bestimmung, seine Aussichten. Das alte Grundthema, wie es erst in ruhiger Einfalt, hernach in prunkendem Stolz sich gelten gemacht, schien nun verloren; eine dunkle Schwermuth umpfing mich, bald in tiefen Zweifelstönen, bald in einzelnen fernen Hoffnungslauten sich auslassend: aber immerfort noch, wiewohl ganz leise, erklangen dazu, rauh und abstoßend, die Töne des Trotzes und der Erbitterung. Zu einem klaren Resultate kam's nicht; nicht einmal für meinen Verstand, wie viel weniger für meinen Willen. In der ersten jener Wochen sagten meine gutmüthigen Wirthsleute: Fehlt Ihnen etwas? Sie sehen nicht wohl aus. Mir fehlt nichts; antwortete ich kurz und patzig. In der zweiten sagten sie: Sie sind gewiß nicht wohl; Sie sollten sich abwarten. Es wird vorübergehen; antwortete ich freundlicher. In der dritten sagten sie: Wahrhaftig, Sie sind krank; Sie sollten Jemand zu Rathe ziehen, der's versteht. Dieß Wort. . . Wie oft liegt etwas schon fertig in uns, aber wir wollen's nicht an's Licht ziehen, und das Gleichgültigste,

das wir als ominös ergreifen, schlägt's heraus mit einem Male... Dieß Wort machte plötzlich es klar und licht um mich. Die Thränen traten mir in die Augen: Ja, guten Leute, sagte ich, ich bin krank und will mir Rath holen bei Jemand, der's versteht. Und nun vermochte ich kaum die Stunde zu erwarten, wo ich schicklicher Weise den Gang machen konnte. — Nun ja! Ich war in diesen Leidenstagen allmählich — zwar am Körper wohl auch, aber vielmehr am Geiste, mürbe geworden; der harte, ausgedürrete Boden war vom Eisen zerpflügt und durchgraben: nun bedurfte er eines befruchtenden, warmen Regens. Ich ging zum Herrn Hauptpastor, und kam erst nach dritthalb Stunden von ihm — wie? das würde ich dem Leser kaum leise andeuten können; und wodurch? auch das nicht einmal — selbst wenn ich mir die Besorgniß nicht verstatten darf, die neulich den alten Herrn gegen mich verstummen machte: „Was ich Ihnen sagen könnte, das aufzunehmen scheinen Sie nicht geneigt!“ Zum Glück steht's, für Aufmerksame nehmlich und Empfängliche, mit innenbegriffen in

Variatio V. Man sehe sie nur an. Sie

hat nicht etwa einen trüben, schwermüthigen, vielmehr einen getrosten, rührigen Charakter. Man bekommt alle Hände voll zu thun; und was man zu thun bekommt, hängt innig zusammen; es macht ein engbegränztes, festgeschlossenes, aber in seiner Begränzung sattsam bewegtes Ganze. Und was ist die Hauptsache? Noch einmal: man sehe nur hin! Nach kurzem, anregendem Vorspiel wird das erste, das Grund- und Hauptthema, wie wir es Anfangs kennen gelernt, Note für Note wieder über alles inzwischen Vorgegangene herübergelangt; wird gar anmuthig und nachdrücklich in die Mitte (in den Alt) genommen: kommt aber jetzt ganz anders heraus, als zu Anfang, indem nun die andern Stimmen sich zugleich, drüber und drunter, mit reichem Spiel und vollem Klang vernehmen lassen, auch eben durch diese Stellung das klare Denken mehr, als dort, in Anspruch genommen, und eine sichere, wohlgeübte Hand vorausgesetzt wird. Ich beschreibe mit alle dem, Zug für Zug, weiter nichts, als was die Variation enthält und Jeder in ihr finden kann: und, wunderbar! gleichfalls Zug für Zug wird doch damit zugleich der Zustand beschrieben, der mit jenem Besuche für

mich anfing, der fast ein halbes Jahrhundert herrschend der meinige gewesen ist, in dem ich noch heute beharre, und bei dem mir nichts bleibt, als, mit Gottes Hülfe, was den Spielern an den Variationen — die kurze Coda, der mildabsterbende Ausgang. — Mein ehrwürdiger Alter hatte mir, nach jener ersten und einer zweiten und dritten Unterhaltung, vorgeschlagen, bis sich bessere Beschäftigung fände, seine zahlreiche Bibliothek in Ordnung zu bringen, und über sie und seine alten, vergilbten Predigtmanuscripte, die er nie ansah, einen Catalogus zu verfertigen, wofür er mir Wohnung und Tisch gab. Ich merkte es wohl: er wollte mir nur kein neues Erniedrigungszeichen durch Unterstützung ohne Leistung vorsetzen und mich an regelmäßige Beschäftigung gewöhnen. — Ich wohnte nun im Pfarrhofe. Hier lernte ich endlich wieder eine Familie kennen, und in und mit ihr leben — eine Familie, wo Jedes zufrieden auf dem ihm angewiesenen Platze stand, ruhig und beharrlich das Seinige that, die freien Stunden mit den Andern genoß, heiter und erquicklich; wo Alles geschahe, was innerhalb des engen Kreises geschehen sollte: von dem, was außerhalb,

wenig Notiz genommen ward; wo jedes Unternehmen, das gelang, von den Andern erkenntlich beachtet, jedes, das mißlang, von den Andern durch Zusprache bei Seite geschoben wurde; eine Familie, wo Alles von Einem ausging — von Liebe — und zu Einem hinführete — zu Gott, als in dessen Willen und Dienst man Jegliches und sich selbst dazu, zu betrachten gewohnt war. Hier ging mir meine unschuldigfrohe, bescheidene Kindheit wieder auf, erst in der Phantasie, dann im Gefühl, endlich im Seyn und Handeln; das erste Grundthema, sahe ich nun, war doch mir nicht verloren: Note für Note kam es wieder; und doch, wie anders! Es wurde jetzt (Alles, wie bei Beethoven) in den Kern harmonischer Kunst, in die Mitte, genommen, mit klarem Bewußtseyn, mit Wahl und Vorsatz ausgeführt, indeß drüber und drunter ein reiches, gar nicht leichtes Nebenspiel gleichmäßig mitfortlief, Alles aber zusammen doch ein eng geschlossenes Ganze ausmachte, wodurch alle Kräfte des Innern und Aeußern angeregt, beschäftigt, vereinigt wurden: bis sie endlich (Seite 9) sich allmählich erschöpfen, (hier spiele ich jetzt,) der Rest in der Coda theils nur in reinen Accorden

fortoscilliert, theils in kleinen, ruhigen Anspielungen auf das Vergangene sich ergötzt, und endlich Alles in den einfachsten Verhältnissen sanft einschlummert, um, nach umgewendetem Blatte, (Seite 10) einen neuen Satz, viel kräftiger und in freiem Styl, wieder anzufangen — —

Dazu verhelfe der große, allgemeine Helfer Allen, die es mit Ernst, auf rechtem Wege suchen; und mir auch, dem hinterpommerschen Gerichtsschreiber, Bernhard.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig,
gedruckt bei W. Haack.

W. OBERMEIER
Bucheinbände nach RAL-RG 495
Neufahrnerstr. 6 - Tel. 08781/53(
8303 Rottenburg/L.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochlitz, Friedrich,

Für Freunde der Tonkunst

Bd.: 2

Leipzig 1830

Mus.th. 2838 am-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599337-8